This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08230382 1

NAS
Glatz

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Glutz

Magazin

von

moralischen Erzählungen

für

alle Fälle der Sittenlehre,

alphabetisch geordnet.

Ein Handbuch

für Aeltern und Lehrer beym Unterricht in der Moral,

wie auch

zur nützlichen Lektüre für die Jugend.

Aus den

Werken der vorzüglichsten Jugendschriftsteller gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Karl Gutmann.

Zweyter Band.

Mit Glatz's Porträt.

Wien, 1808.

Im Verlage bey Anton Doll.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
762269 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Magazin

von

moraliſchen Erzählungen.

Zweyter Band.

KRAUS 240EC34

Jakob Glatz,

k. k. Consistorialrath und Evangelischer Prediger in Wien.

Auch das Bildniß des gegenwärtigen Bandes begleiten wir mit einigen biographischen Nachrichten, die zum Theil aus Dolzens Jugendzeitung und mehreren Glatzschen Schriften gezogen sind.

Jakob Glatz ist den 17ten November 1776 zu Poprad, einer von den Zipser Sechzehn-Städten, in Ober-Ungarn, geboren. Sein Vater trieb einen starken Leinwandhandel, und war ein ungemein thätiger, verständiger und würdiger Mann. Durch große und rasche Thätigkeit zeichnet sich auch seine treffliche Mutter aus, die noch lebt, und deren zartes und frommes Gemüth auf den Sohn tiefe und bleibende Eindrücke machte. Den ersten Unterricht erhielt Glatz in seiner Vaterstadt. An die dasigen ehemahligen Lehrer Gut und Pohl erinnert er sich nicht ohne Dank. Als Primus

der Schule traf ihn oft das für ihn schmeichelhafte Loos, der Lehrer seiner jüngern Mitschüler zu seyn. Auch versah er bisweilen die untere Classe, wenn der Lehrer derselben krank oder abwesend war, und betrat auf diese Weise schon sehr jung die pädagogische Laufbahn. Was er in seiner Vaterstadt an Büchern auftreiben konnte, las er mit außerordentlicher Begierde; besonders gewährte ihm die bekannte mehrere hundert Geschichten enthaltende Acerra philologica ungemeines Vergnügen und großen Nutzen. Er wußte sie fast wörtlich auswendig. Oft versammelten sich seine Gespielen und jungen Freunde um ihn, und erzählten einander, so viel jeder von interessanten Geschichten wußte. Auch bauten sie bisweilen im Hofe eine Kanzel, oder vielmehr einen Holzstoß, und predigten ex tempore. Diese jugendlichen Uebungen waren nicht ohne Nutzen.

Glatz zeichnete sich durch sein seltnes gutes Gedächtniß aus, und da man seine Gabe, zu erzählen, lieb gewann, so mußte er als kleiner Knabe das Letztere oft thun, wenn er irgend wohin zum Besuche kam. Zur Poesie hatte er schon in der frühesten Jugend große Lust, und dichtete vielerley, ohne irgend eine Anleitung dazu. Seine Lage war für seinen Geist und sein Herz oft zu eng, und er sehnte sich, bisweilen mit Wehmuth und Schmerz, in die größere Welt. In seinem dreyzehnten Jahre brachten ihn seine Aeltern an das Gymnasium zu Kesmark, in Ober-Ungarn,

wo er in den Professoren Nadler und Genersich geschickte, brave Lehrer fand. Der letztere, mit dem er noch immerfort in freundschaftlichen Verhältnissen steht, machte sich um ihn besonders dadurch verdient, daß er ihm aus seiner Bibliothek nützliche Schriften zu lesen gab. Lectüre war unter den damahligen Kesmarker Gymnasiasten eine seltne Erscheinung; für Glatz hatte sie ungemeinen Reitz, und er erwarb sich durch sie auch solche Kenntnisse, die er in der Schule nicht erhalten konnte. In seinen Freystunden schrieb und dichtete er gern und viel, besonders machte ihm das Ausarbeiten kurzer Predigten großes Vergnügen, und sein natürlicher Hang zum homiletischen Fache erhielt nicht nur dadurch, sondern auch durch öffentliches Auftreten auf der Kanzel in benachbarten Kirchen viel Nahrung. Schon in seinem sechzehnten Jahre hielt er seine erste Predigt.

Da Glatz in einer Gegend geboren war, die von Deutschen bewohnt, und in welcher gar nichts Ungrisch gesprochen wird, so begab er sich auf ein Jahr nach dem südlichen Ungarn, nach Miskolz, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, um die Ungarische Sprache zu erlernen. An dem hiesigen reformirten Gymnasium gewann er nicht viel; aber im Predigen hatte er nicht wenig Uebung. Ein Jahr darauf, das er wieder in Kesmark zubrachte, kam er an das berühmte Gymnasium zu Preßburg, wo sein Geist erst eigentlich aufzuleben und sich zu erweitern anfing. Ein großer

Freund der Natur, fühlte er sich durch die schönen Gegenden um Preßburg und durch das dasige mildere Klima sehr angezogen und erfreut. Auch machte der humane Geist, der die Lehrer des Gymnasiums, Stretschko, Fabri, Sabel, Thekusch und Vogsch und die ganze Lehranstalt beseelte, einen wohlthuenden Eindruck auf sein Herz, so wie die Lesebibliotheken, die er vorfand, für seinen regen Sinn für Lectüre höchst willkommen waren. Mit dem innigsten Danke erinnert er sich an den damahligen Rector des Gymnasiums, Stretschko, der sich durch ausgebreitete Gelehrsamkeit, Geschmack, Humanität und eine herrliche Lehrgabe auszeichnete, und die jungen Theologen trefflich zu bilden verstand. Durch Professor Sabel, der in der Mathematik gründliche Kenntniß und eine ausgezeichnet gute Lehrmethode besaß, wurde Glatz für diese Wissenschaft sehr interessirt, so wie durch Professor Fabri für Geschichte, Statistik und Philosophie. Von einem Anverwandten Glatz, jetzt Prediger in Straß-Sommerein, bey Preßburg, erhielt er, so wie von den Professoren, viele Beweise von Zuneigung und Freundschaft. Für jenen predigte er mehrmahls, brachte oft mehrere Wochen bey ihm auf dem Lande zu, und gewann durch die Unterredungen und gelehrten Disputte mit diesem kenntnißreichen Manne von dem redlichsten, besten Charakter nicht wenig an Bildung. Mit mehrern der vorzüglichsten Köpfe unter seinen Mitstudierenden lebte er in trautem Verhältnisse. Er grün-

dete eine Deutsche Gesellschaft, die aus Gymnasiasten bestand, ihre eigenen, von den Professoren sanctionirten Gesetze und Uebung im Deutschen Style zur Absicht hatte. Größtentheils wählten ihn die Mitglieder zu ihrem Präses, und er versichert, daß er den Uebungen dieser Gesellschaft, die ihre eigne Zeitung hielt, und eine kleine Bibliothek besaß, nicht nur ungemein viel Vergnügen, sondern auch einen Theil seiner Fortschritte im Styl verdanke.

Glatz arbeitete gern im Freyen. In den warmen Jahreszeiten konnte man ihn fast täglich in dem öffentlichen Garten des Grafen Palfy in einer Laube lesend oder schreibend finden. Er führte regelmäßig ein Tagebuch und schrieb daran oft bis Nachmitternacht, was auf sein körperliches Wohlbefinden nicht den besten Einfluß äußerte. Seine religiösen Gefühle erreichten während seines fast dreyjährigen Aufenthaltes in Preßburg oft den höchsten Grad, und er spricht sich selbst nicht von mancher frommen Schwärmerey in jener Periode seines Lebens frey. Nach seiner Versicherung befand er sich zu dieser Zeit am frohsten und glücklichsten; und er ist der Ueberzeugung, daß nur der Mensch von religiösem Sinn und einem unerschütterlichen Glauben an eine unsichtbar waltende höchste Kraft wisse, was irdische Seligkeit sey. In seinen Schriften ergießt sich oft diese fromme Ueberzeugung, die ihn in allen Lagen seines Lebens zufrieden und aufrecht erhalten hat, und was er in dieser Hinsicht in

seinen Kanzelreden sagt, kommt tief aus seinem Herzen. „Seit dem mein Blick in das menschliche Herz „und in dieses Leben voll Unbestand, Täuschung und „Zweydeutigkeit sich erweitert, — spricht er in der „Vorrede zu seinem Vater Traumann — und „auch da Nichtigkeit, Kleinlichkeit, Eigennutz und „Selbstsucht entdeckt hat, wo das Herz des Hoffenden und Gläubigen männliche Festigkeit, Seelengröße, Großmuth und Gottverwandtheit erwartete, und „jemehr ich über das eigentliche, wahre Leben im „menschlichen Leben nachdenke, desto fester wird mein „Glaube: daß religiöse Stimmung des Herzens, frommer Glaube an Gott und freudiges Vertrauen auf „ihn das Köstlichste ist, was der Mensch besitzen; daß „nur allein dieser fromme, liebevolle Glaube seiner „Seele einen Schwung geben, ihn über das Vergängliche erheben, und ihm zu den edelsten Aufopferungen Kraft verleihen kann.“ Mit einem seiner Freunde nahm Glatz in Preßburg oft fromme Uebungen vor. Gewöhnlich ging er mit demselben in der Abenddämmerung an der Donau spazieren; jeder gab dem andern Rechenschaft von dem, was er am verflossenen Tage gelesen, erfahren, sich in sittlicher Rücksicht vorgenommen und gethan hatte. Nach dem Spaziergange fielen beyde Freunde bisweilen in dem Wohnzimmer auf ihre Kniee, dankten der Vorsehung für alles bisher empfangene Gute, und gelobten, Gott und der Tugend ewig treu zu bleiben. Dieser religiöse Sinn

bewahrte beyde vor manche Verirrungen, denen der Jüngling in mancher Periode seines Lebens so sehr ausgesetzt ist, machte sie aber auch nicht selten mit dem gewöhnlichen Treiben der Menschen und mit der Welt höchst unzufrieden, wobey oft die Sehnsucht nach einem besseren Leben den höchsten Grad erreichte. Glatz, der in seinen frühern Jahren fast immerfort fröhlichen und bisweilen fast übertrieben lustigen Sinnes war, zog sich jetzt still in sich zurück, ward nachdenkend und besonnen, oft von stiller Wehmuth ergriffen und mehr für eine innere als für die äußerliche Welt gestimmt, eine Gemüthsverfassung, die ihm geblieben ist, und in seinen Schriften häufig hervorblickt, die überhaupt, was moralische und religiöse Ansichten und Ergießungen betrifft, ein Abdruck seines eignen Innern sind. Je fester sich in seiner Brust eine eigne Welt bildete, desto mehr zog er sich von den Tändeleyen des alltäglichen Lebens zurück, und all' sein Sehnen und Streben ging dahin, sich von der Gemeinheit abzusondern, und in sich eine Kraft zu gründen, mit der er einst auf andere mit Erfolg einzuwirken wünschte.

Basedow, Salzmann, Campe und andere Volks- und Erziehungsschriftsteller machten auf ihn in jener Zeit viel Eindruck, und der Gedanke: daß bloß durch eine verbesserte Erziehung unserm Geschlechte geholfen werden könne, schlug in seiner Seele feste Wurzel; ihm gesellte sich der Wunsch und zugleich der stille Vorsatz bey, seinem Vaterlande einst durch Gründung

einer Anstalt, wie die Salzmannsche zu Schnepfenthal, zu nützen. Mit dieser Lieblings-Idee trug er sich viele Jahre hindurch, und suchte sich schon als Gymnasiast in Preßburg mit Salzmann in eine schriftliche Verbindung zu setzen. Nicht aus ökonomischen Gründen — denn ihm fehlte es von Seiten seiner wohlhabenden Aeltern nie an der nöthigen Unterstützung — sondern aus Neigung für das pädagogische Fach, nahm er in Preßburg eine Hauslehrerstelle an, und lebte und webte nun ganz in seinen Erziehungsgeschäften, führte ein pädagogisches Tagebuch, verband sich mit mehrern Privatlehrern, veranstaltete mit ihnen Kinderfeste, Prüfungen u. dergl. m.; las alles, was von Erziehungsschriften in seinem Umkreise zu haben war, hielt mit seinen Zöglingen häusliche Gottesverehrungen, und ging mit der Idee um, neben der Deutschen Gesellschaft auch eine pädagogische zu stiften, die aber nicht zu Stande kam; dasselbe war auch der Fall mit einer menschenfreundlichen Gesellschaft, die er zu gründen wünschte, und deren Zweck es seyn sollte, im Stillen arme Studierende zu unterstützen.

Der gestirnte Himmel war oft der Gegenstand seiner religiösen Betrachtungen, etwas, was hier besonders deßhalb erwähnt wird, weil es ihm beynahe das Leben gekostet hätte. Er war spät aus dem Theater gekommen, das er sehr liebte. Es war eine kalte Novembernacht; der Himmel mit Sternen besät. Glatz ...ntenells Werk über die Mehrheit der Welten

gelesen, und war voll von den Ideen dieser Schrift. Er ließ sich unter freyem Himmel mit einem Freunde in eine Unterredung darüber ein; diese wurde immer wärmer und heftiger, und es war bereits um Mitternacht, als die Freunde ihren ästhetischen Disputen ein Ende machten, und in ihre Wohnungen gingen. Glatz hatte sich dabey stark erkältet, und verfiel in eine gefährliche Krankheit, die ihn mehrere Wochen lang an das Bett gefesselt hielt, und ihm fast die Hoffnung zur Wiedergenesung benahm, die nur spät erfolgte.

Als der allgemein verehrte und geliebte Rektor Stretschka starb, hielt Glatz, auf die Aufforderung der übrigen Professoren, öffentlich eine Deutsche Trauerrede im Gymnasium, die, nebst einer Elegie auf Stretschkos Tod von ihm, gedruckt worden ist. Auch ließ er am Nahmensfeste der Professoren Fabri und Sabel ein Gedicht, unter dem Titel: Ein Wort über Erziehung, drucken, das freymüthige Rügen einiger herrschenden Erziehungsfehler enthielt, großes Aufsehen machte, und ihm von Seiten derer, die sich getadelt glaubten, manche Unannehmlichkeiten zuzog.

Als Glatz seine Schulstudien geendigt hatte, reiste er nach Deutschland, nach welchem er sich schon längst gesehnt hatte. Wie freudig schlug sein Herz, als er den Sächsischen Boden betrat! Bey seiner Ankunft in Leipzig eilte er sogleich nach dem Gottes-

acker, auf welchem Gellert, dessen Schriften er vieles zu danken hatte, begraben liegt. Kaum war er hier im Stande, das ungezierte, bloß mit einem einfachen Steine belegte Grab dieses frommen Mannes zu finden. Er weilte lange an demselben mit Rührung und Dankbarkeit.

Zu seiner akademischen Bildung hatte er sich die Universität zu Jena gewählt, auf welcher er im Jahre 1795 eintraf. Der verrufene Studenten- oder Burschenton, wovon sich noch Ueberreste vorfanden, war nicht nach seinem Geschmacke, und er faßte den Entschluß, sich akademischen Vorurtheilen und Thorheiten nie hinzugeben. Die unfreundlichen Urtheile, die er sich dadurch bey manchem schwindelnden Musensohne zuzog, nicht achtend, blieb er diesem Vorsatze unverrückt getreu. Er widmete sich ganz den höheren Wissenschaften, floh so viel als möglich die Zerstreuung, las und schrieb viel, und erholte sich größtentheils nur in dem Zirkel einiger braven Freunde, unter denen er besonders mit Weßer, der für Ungarn und die Wissenschaften viel zu früh starb, Josephi, jetzt Prediger zu Aßod, in Ungarn, und Srebetzki, gegenwärtig Prediger zu Lemberg und Superintendent in Galizien, einen vertrauten Umgang unterhielt. Wissenschaft, Kunst, Natur und Freundschaft waren für ihn reiche Quellen reiner, hoher Genüsse. Anfangs bewirkten aufgeregte Zweifel manche Unruhen und Qualen in seinem Innern; doch er besiegte sie nach und

nach, und sein Glaube erhielt neue Stützen. Als er im Jahre 1803 von Schnepfenthal aus, eine Reise nach Rudolstadt und Jena machte, deutet er in seinen Briefen über diese Reise, die in seinem Taschenbuche für die Jugend auf das Jahr 1804 abgedruckt, und an seinen Freund Alberti, jetzt Prediger zu Panthenau, in Preußisch-Schlesien, gerichtet sind, darauf hin. „Da bin ich denn — schreibt er an den gedachten „Freund — auf dem berühmten Musensitze an der Saale, „der von den Studirenden auch Saal-Athen genannt wird. Hier war es, mein Freund, wo manche „gefährliche Revolution in meinem Innern vorging, wo „manche Lieblingsansicht, manche erfreuliche Hoffnung „gleich einem Nebel dahin schwand, — wo jene Krise, „die vom Zweifel erzeugt wird, meine Seele fast zer„malmte, und aus den Trümmern menschenfreundlicher „Meinungen, nach mancherley Verwandlung, ein neuer „Glaube in mir hervorging — wo die morschen Stützen „des spekulirenden Verstandes dahin sanken, um feste„ren Pfeilern Platz zu machen, an die sich das Herz „lehnte. Der Freundschaft und den Werken des ver„ehrten Friedrich Jakobi verdanke ich in dieser „Hinsicht vieles. Ich darf es Ihnen nicht sagen, mit „welchen Empfindungen ich mich dieser Stadt näherte, „die mich an jene Krise meines Geistes so stark erinner„te — welche Gedanken und Gefühle in mir rege wur„den, als mir von allen Seiten Plätze entgegen lächel„ten, die mir bekannt und, bald in dieser, bald in je-

„ner Hinsicht, merkwürdig waren. Aber Eine Empfin-
„dung war die herrschende. Darf ich sie Ihnen, ohne
„unbescheiden zu scheinen, nennen? Es war stille, aber
„innige Freude über ein Paar nach besten Kräften an-
„gewendete Jahre, es war frohe Zufriedenheit darüber,
„daß nicht auch Einer dieser Plätze — daß mich nichts
„in und um Jena an Gedanken, Entwürfe und Hand-
„lungen erinnerte, an die das Herz nicht gern, nicht
„ohne Vorwurf zurück dächte. Es thut ungemein wohl,
„wenn der bedächtige Mann vorwurfles und mit Ver-
„gnügen an Jahre zurückdenken kann, die, in man-
„cherley Betracht, die mißlichsten im menschlichen Leben
„sind."

Unter den Lehrern der Jenaer Universität hielt Glatz sich immer an die vorzüglichsten. Bey dem geheimen Kirchenrathe Griesbach hörte er Exegese und Kirchengeschichte, bey D. Paulus Erklärung des neuen Testamentes, Dogmatik, christliche Moral und Einleitung in die Bücher des alten Bundes; bey Hofrath Schütz Aesthetik, Literaturgeschichte, Pädagogik und Vorlesungen über ausgewählte Oden des Horaz; bey Professor Fichte Logik und Metaphysik, philosophische Moral und Naturrecht; bey D. Lange Erklärung der Pericopen; bey D. Schmid Katechetik; bey Professor Schmid Psychologie; bey Professor Waltmann Geschichte; bey Hofrath Vogt Physik und populäre Astronomie; bey Hofrath Loder medizinische Anthropologie. Auch war er Mitglied des

Langeschen Prediger- und des Schmidschen katechetischen Institutes; er katechisirte und predigte fleißig, das letztere in und um Jena.

Mit Salzmann, in Schnepfenthal, dessen Institut er besuchte, unterhielt er fortwährend einen freundschaftlichen Briefwechsel. Um seine Anstalt näher kennen zu lernen, wünschte er, sich an derselben ein halbes Jahr lang aufzuhalten, und sich dann noch auf unbestimmte Zeit auf die Universität Göttingen zu begeben. Salzmann trug ihm zu Ende des Jahres 1797 eine Erzieherstelle in seinem Institute an, und Glatz eilte mit Freuden nach Schnepfenthal, wo er sich mit allem Bemerkenswerthen bald bekannt machte. Die Anstalt zählte vierzig Zöglinge, fast zwanzig Lehrer und Lehrerinnen, und stand in schönem Flore, der in den folgenden Jahren noch mehr zunahm, so wie sich die Anzahl der Zöglinge bald auf sechzig und die der Lehrer und Lehrerinnen auf einige und zwanzig belief. Nach Verlauf eines halben Jahrs machte Glatz Anstalten, Schnepfenthal, seinem Vorsatze gemäß, zu verlassen, und vorerst auf einige Zeit Göttingen zu besuchen, dann aber nach seinem Vaterlande zurück zu kehren. Aber Salzmann bath ihn, wenigstens noch Ein oder ein halbes Jahr zu bleiben, und er blieb — blieb daselbst bis 1804, also fast sieben Jahre. Wohl zwanzig Anträge erhielt er von mehrern Seiten, aber sie stimmten mit seinen Wünschen nicht ganz überein, und er fühlte nicht Lust,

eine Lage, in der er unabhängig, sorglos, und in mehrfacher Rücksicht glücklich lebte, mit einer andern, vielleicht ökonomisch vortheilhaftern, aber seinen Grundsätzen und Neigungen weniger angemessnen zu vertauschen. Mitten im Schooße der Natur genoß er die Freuden, die sie darboth, in vollem Maaße. Thüringens Waldungen waren ihm ganz nahe; manche Sorge, manchen Kummer vergaß er in ihnen. Auch im Schooße der Freundschaft blühten ihm hier der Freuden viele. Die vorzüglichsten Lehrer der Anstalt waren seine Freunde. In sehr vertrautem Verhältnisse stand er besonders mit Alberti, dem Verfasser der Deutschen Geschichte im Thüringer Bothen, und dessen Angehörigen; mit Blasche, Verfasser des Papparbeiters, der Werkstätte für Kinder, des technologischen Jugendfreundes und andrer nützlicher Schriften; mit Hofrath Guts Muths, Verfasser der Gymnastik, der Spiele für die Jugend u. s. w., in dessen Familie er viele Freuden genoß; mit Lenz, dem jetzigen Direktor des Gymnasiums zu Weimar, u. a. m. Viel Vergnügen gewährte ihm auch die Bekanntschaft einiger Gelehrten in den benachbarten Städten Gotha und Erfurt, des nahe wohnenden geheimen Rathes von Thümmel, Verfassers der berühmten Reisen ins mittägliche Frankreich, und andrer verdienstvollen Männer. In Jena und auf seinen Reisen nach Cassel, Göttingen, Braunschweig, Lübeck, Hamburg, Meiningen, Rudolstadt, Halle, Wittenberg und Leipzig

lernte

lernte er die berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands, einen Schiller, Göthe, Wieland, Herder, Fichte, Griesbach, Schütz, Hufeland, Lodet, Iffland, Voß, Wolf, Niemeyer, Jakob, Funke, Schröckh, Schlichtegroll, Hofrath Becker, Lenz, Löffler, Bechstein, Andre, Blumenbach, Heyne, Stäudlin, Beckmann, Eichhorn, Campe, Overbeck, Böttiger, die Gebrüder Schlegel, Schelling, Woltmann, Heusinger, Zerrener, Marezoll, Erfch, Paulus, Niethammer, Lossius, Beyer, Pöhlmann, u. a. m. kennen. Mit mehrern derselben stand und steht er noch in freundschaftlichem Briefwechsel. Unter den Dichtern Deutschlands hatten vorzüglich Göthe, Schiller und Wieland, deren Werke er fleißig las, den größten Einfluß auf die Bildung seines Geschmacks. Für Jacobi, den Verfasser des Woldemar und jetzigen Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, hatte Glatz von jeher eine vorzügliche Vorliebe; die Ansichten desselben von Vorsehung, Welt und Leben stimmten mit den seinigen sehr überein, und der höhere religiöse Geist, der in mehrern von Jacobi's Werken weht, sprach sein Herz kräftig und wohlthätig an.

In Schnepfenthal gewährte ihm sein pädagogischer Wirkungskreis nicht wenig Vergnügen. Die Zöglinge, die unter seiner speciellen Leitung standen, ge-

eine Lage, in der er unabhängig, sorglos, und in mehrfacher Rücksicht glücklich lebte, mit einer andern, vielleicht ökonomisch vortheilhaftern, aber seinen Grundsätzen und Neigungen weniger angemeßnen zu vertauschen. Mitten im Schooße der Natur genoß er die Freuden, die sie darboth, in vollem Maaße. Thüringens Waldungen waren ihm ganz nahe; manche Sorge, manchen Kummer vergaß er in ihnen. Auch im Schooße der Freundschaft blühten ihm hier der Freuden viele. Die vorzüglichsten Lehrer der Anstalt waren seine Freunde. In sehr vertrautem Verhältnisse stand er besonders mit Alberti, dem Verfasser der Deutschen Geschichte im Thüringer Bothen, und dessen Angehörigen; mit Blasche, Verfasser des Papparbeiters, der Werkstätte für Kinder, des technologischen Jugendfreundes und andrer nützlicher Schriften; mit Hofrath Guts Muths, Verfasser der Gymnastik, der Spiele für die Jugend u. s. w., in dessen Familie er viele Freuden genoß; mit Lenz, dem jetzigen Direktor des Gymnasiums zu Weimar, u. a. m. Viel Vergnügen gewährte ihm auch die Bekanntschaft einiger Gelehrten in den benachbarten Städten Gotha und Erfurt, des nahe wohnenden geheimen Rat[illegible] von Thümmel, Verfassers der berühm[illegible] ins mittägliche Frankreich, und andrer [illegible] Männer. In Jena und auf seinen R[illegible] Göttingen, Braunschweig, Lübeck[illegible] ningen, Rudolstadt, Halle, W[illegible]

lernte er die berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands, einen Schiller, Göthe, Wieland, Herder, Fichte, Griesbach, Schütz, Hufeland, Lodor, Iffland, Voß, Wolf, Niemeyer, Jakob, Funke, Schröckh, Schlichtegroll, Hofrath Becker, Lenz, Löffler, Bechstein, Andre, Blumenbach, Heyne, Stäudlin, Beckmann, Eichhorn, Campe, Overbeck, Böttiger, die Gebrüder Schlegel, Schelling, Woltmann, Heusinger, Zerrener, Marezoll, Erfch, Paulus, Niethammer, Lossius, Beyer, Pöhlmann, u. a. m. kennen. Mit mehrern derselben stand und steht er noch in freundschaftlichem Briefwechsel. Unter den Dichtern Deutschlands hatten vorzüglich Göthe, Schiller und Wieland, deren Werke er fleißig las, den größten Einfluß auf die Bildung seines Geschmacks. Für Jacobi, den Verfasser des Woldemar und jetzigen Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, hatte Glatz von jeher eine vorzügliche Vorlie[illegible] Ansichten desselben von Vorsehung [illegible] stimmten mit den seinigen sehr [illegible]here [illegible]töse Geist, der in mei[illegible] [illegible]eht, sprach sein [illegible] sein pädagogi[illegible]nügen. Die [illegible]tung stande

Freund der Natur, fühlte er sich durch die schönen Gegenden um Preßburg und durch das dasige mildere Klima sehr angezogen und erfreut. Auch machte der humane Geist, der die Lehrer des Gymnasiums, Stretschko, Fabri, Sabel, Thekusch und Bygsch und die ganze Lehranstalt beseelte, einen wohlthuenden Eindruck auf sein Herz, so wie die Lesebibliotheken, die er vorfand, für seinen regen Sinn für Lectüre höchst willkommen waren. Mit dem innigsten Danke erinnert er sich an den damahligen Rector des Gymnasiums, Stretschko, der sich durch ausgebreitete Gelehrsamkeit, Geschmack, Humanität und eine herrliche Lehrgabe auszeichnete, und die jungen Theologen trefflich zu bilden verstand. Durch Professor Sabel, der in der Mathematik gründliche Kenntniß und eine ausgezeichnet gute Lehrmethode besaß, wurde Glatz für diese Wissenschaft sehr interessirt, so wie durch Professor Fabri für Geschichte, Statistik und Philosophie. Von einem Anverwandten Glatz, jetzt Prediger in Straß-Sommerein, bey Preßburg, erhielt er, so wie von den Professoren, viele Beweise von Zuneigung und Freundschaft. Für jenen predigte er mehrmahls, brachte oft mehrere Wochen bey ihm auf dem Lande zu, und gewann durch die Unterredungen und gelehrten Disputte mit diesem kenntnißreichen Manne von dem redlichsten, besten Charakter nicht wenig an Bildung. Mit mehrern der vorzüglichsten Köpfe unter seinen Mitstudierenden lebte er in trautem Verhältnisse. Er grün-

dete eine Deutsche Gesellschaft, die aus Gymnasiasten bestand, ihre eigenen, von den Professoren sanctionirten Gesetze und Uebung im Deutschen Style zur Absicht hatte. Größtentheils wählten ihn die Mitglieder zu ihrem Präses, und er versichert, daß er den Uebungen dieser Gesellschaft, die ihre eigne Zeitung hielt, und eine kleine Bibliothek besaß, nicht nur ungemein viel Vergnügen, sondern auch einen Theil seiner Fortschritte im Styl verdanke.

Glatz arbeitete gern im Freyen. In den warmen Jahreszeiten konnte man ihn fast täglich in dem öffentlichen Garten des Grafen Palfy in einer Laube lesend oder schreibend finden. Er führte regelmäßig ein Tagebuch und schrieb daran oft bis Nachmitternacht, was auf sein körperliches Wohlbefinden nicht den besten Einfluß äußerte. Seine religiösen Gefühle erreichten während seines fast dreyjährigen Aufenthaltes in Preßburg oft den höchsten Grad, und er spricht sich selbst nicht von mancher frommen Schwärmerey in jener Periode seines Lebens frey. Nach seiner Versicherung befand er sich zu dieser Zeit am frohsten und glücklichsten; und er ist der Ueberzeugung, daß nur der Mensch von religiösem Sinn und einem unverschütterlichen Glauben an eine unsichtbar waltende höchste Kraft wisse, was irdische Seligkeit sey. In seinen Schriften ergießt sich oft diese fromme Ueberzeugung, die ihn in allen Lagen seines Lebens zufrieden und aufrecht erhalten hat, und was er in dieser Hinsicht in

seinen Kanzelreden sagt, kommt tief aus seinem Herzen. „Seit dem mein Blick in das menschliche Herz „und in dieses Leben voll Unbestand, Täuschung und „Zweydeutigkeit sich erweitert, — spricht er in der „Vorrede zu seinem Vater Traumann — und „auch da Nichtigkeit, Kleinlichkeit, Eigennutz und „Selbstsucht entdeckt hat, wo das Herz des Hoffenden und Gläubigen männliche Festigkeit, Seelengröße, Großmuth und Gottverwandtheit erwartete, und „jemehr ich über das eigentliche, wahre Leben im „menschlichen Leben nachdenke, desto fester wird mein „Glaube: daß religiöse Stimmung des Herzens, frommer Glaube an Gott und freudiges Vertrauen auf „ihn das Köstlichste ist, was der Mensch besitzen; daß „nur allein dieser fromme, liebevolle Glaube seiner „Seele einen Schwung geben, ihn über das Vergängliche erheben, und ihm zu den edelsten Aufopferungen Kraft verleihen kann.“ Mit einem seiner Freunde nahm Glatz in Preßburg oft fromme Uebungen vor. Gewöhnlich ging er mit demselben in der Abenddämmerung an der Donau spazieren; jeder gab dem andern Rechenschaft von dem, was er am verflossenen Tage gelesen, erfahren, sich in sittlicher Rücksicht vorgenommen und gethan hatte. Nach dem Spaziergange fielen beyde Freunde bisweilen in dem Wohnzimmer auf ihre Kniee, dankten der Vorsehung für alles bisher empfangene Gute, und gelobten, Gott und der Tugend ewig treu zu bleiben. Dieser religiöse Sinn

bewahrte beyde vor manche Verirrungen, denen der Jüngling in mancher Periode seines Lebens so sehr ausgesetzt ist, machten sie aber auch nicht selten mit dem gewöhnlichen Treiben der Menschen und mit der Welt höchst unzufrieden, wobey oft die Sehnsucht nach einem besseren Leben den höchsten Grad erreichte. Blatz, der in seinen frühern Jahren fast immerfort fröhlichen und bisweilen fast übertrieben lustigen Sinnes war, zog sich jetzt still in sich zurück, ward nachdenkend und besonnen, oft von stiller Wehmuth ergriffen und mehr für eine innere als für die äußerliche Welt gestimmt, eine Gemüthsverfassung, die ihm geblieben ist, und in seinen Schriften häufig hervorblickt, die überhaupt, was moralische und religiöse Ansichten und Ergießungen betrifft, ein Abdruck seines eignen Innern sind. Je fester sich in seiner Brust eine eigne Welt bildete, desto mehr zog er sich von den Tändeleyen des alltäglichen Lebens zurück, und all' sein Sehnen und Streben ging dahin, sich von der Gemeinheit abzusondern, und in sich eine Kraft zu gründen, mit der er einst auf andere mit Erfolg einzuwirken wünschte.

Basedow, Salzmann, Campe und andere Volks- und Erziehungsschriftsteller machten auf ihn in jener Zeit viel Eindruck, und der Gedanke: daß bloß durch eine verbesserte Erziehung unserm Geschlechte geholfen werden könne, schlug in seiner Seele feste Wurzel; ihm gesellte sich der Wunsch und zugleich der stille Vorsatz bey, seinem Vaterlande einst durch Gründung

einer Anstalt, wie die Salzmannsche zu Schnepfenthal, zu nützen. Mit dieser Lieblings-Idee trug er sich viele Jahre hindurch, und suchte sich schon als Gymnasiast in Preßburg mit Salzmann in eine schriftliche Verbindung zu setzen. Nicht aus ökonomischen Gründen — denn ihm fehlte es von Seiten seiner wohlhabenden Aeltern nie an der nöthigen Unterstützung — sondern aus Neigung für das pädagogische Fach, nahm er in Preßburg eine Hauslehrerstelle an, und lebte und webte nun ganz in seinen Erziehungsgeschäften, führte ein pädagogisches Tagebuch, verband sich mit mehrern Privatlehrern, veranstaltete mit ihnen Kinderfeste, Prüfungen u. dergl. m.; las alles, was von Erziehungsschriften in seinem Umkreise zu haben war, hielt mit seinen Zöglingen häusliche Gottesverehrungen, und ging mit der Idee um, neben der Deutschen Gesellschaft auch eine pädagogische zu stiften, die aber nicht zu Stande kam; dasselbe war auch der Fall mit einer menschenfreundlichen Gesellschaft, die er zu gründen wünschte, und deren Zweck es seyn sollte, im Stillen arme Studierende zu unterstützen.

Der gestirnte Himmel war oft der Gegenstand seiner religiösen Betrachtungen, etwas, was hier besonders deßhalb erwähnt wird, weil es ihm beynahe das Leben gekostet hätte. Er war spät aus dem Theater gekommen, das er sehr liebte. Es war eine kalte Novembernacht; der Himmel mit Sternen besät. Glatz hatte Fontenells Werk über die Mehrheit der Welten

gelesen, und war voll von den Ideen dieser Schrift. Er ließ sich unter freyem Himmel mit einem Freunde in eine Unterredung darüber ein; diese wurde immer wärmer und heftiger, und es war bereits um Mitternacht, als die Freunde ihren ästhetischen Disputen ein Ende machten, und in ihre Wohnungen gingen. Glatz hatte sich dabey stark erkältet, und verfiel in eine gefährliche Krankheit, die ihn mehrere Wochen lang an das Bett gefesselt hielt, und ihm fast die Hoffnung zur Wiedergenesung benahm, die nur spät erfolgte.

Als der allgemein verehrte und geliebte Rektor Stretschka starb, hielt Glatz, auf die Aufforderung der übrigen Professoren, öffentlich eine Deutsche Trauerrede im Gymnasium, die, nebst einer Elegie auf Stretschkos Tod von ihm, gedruckt worden ist. Auch ließ er am Nahmensfeste der Professoren Fabri und Sabel ein Gedicht, unter dem Titel: Ein Wort über Erziehung, drucken, das freymüthige Rügen einiger herrschenden Erziehungsfehler enthielt, grosses Aufsehen machte, und ihm von Seiten derer, die sich getadelt glaubten, manche Unannehmlichkeiten zuzog.

Als Glatz seine Schulstudien geendigt hatte, reiste er nach Deutschland, nach welchem er sich schon längst gesehnt hatte. Wie freudig schlug sein Herz, als er den Sächsischen Boden betrat! Bey seiner Ankunft in Leipzig eilte er sogleich nach dem Gottes-

acker, auf welchem Gellert, dessen Schriften er vieles zu danken hatte, begraben liegt. Kaum war er hier im Stande, das ungezierte, bloß mit einem einfachen Steine belegte Grab dieses frommen Mannes zu finden. Er weilte lange an demselben mit Rührung und Dankbarkeit.

Zu seiner akademischen Bildung hatte er sich die Universität zu Jena gewählt, auf welcher er im Jahre 1795 eintraf. Der verrufene Studenten- oder Burschenton, wovon sich noch Ueberreste vorfanden, war nicht nach seinem Geschmacke, und er faßte den Entschluß, sich akademischen Vorurtheilen und Thorheiten nie hinzugeben. Die unfreundlichen Urtheile, die er sich dadurch bey manchem schwindelnden Musensohne zuzog, nicht achtend, blieb er diesem Vorsatze unverrückt getreu. Er widmete sich ganz den höheren Wissenschaften, floh so viel als möglich die Zerstreuung, las und schrieb viel, und erhohlte sich größtentheils nur in dem Zirkel einiger braven Freunde, unter denen er besonders mit Wetter, der für Ungarn und die Wissenschaften viel zu früh starb, Josephi, jetzt Prediger zu Agod, in Ungarn, und Brdetzki, gegenwärtig Prediger zu Lemberg und Superintendent in Galizien, einen vertrauten Umgang unterhielt. Wissenschaft, Kunst, Natur und Freundschaft waren für ihn reiche Quellen reiner, hoher Genüsse. Anfangs bewirkten aufgeregte Zweifel manche Unruhen und Qualen in seinem Innern; doch er besiegte sie nach und

nach, und sein Glaube erhielt neue Stützen. Als er im Jahre 1803 von Schnepfenthal aus, eine Reise nach Rudolstadt und Jena machte, deutet er in seinen Briefen über diese Reise, die in seinem Taschenbuche für die Jugend auf das Jahr 1804 abgedruckt, und an seinen Freund Alberti, jetzt Prediger zu Panthenau, in Preußisch-Schlesien, gerichtet sind, darauf hin. „Da bin ich denn — schreibt er an den gedachten „Freund — auf dem berühmten Musensitze an der Saale, „der von den Studirenden auch Saal-Athen genannt wird. Hier war es, mein Freund, wo manche „gefährliche Revolution in meinem Innern vorging, wo „manche Lieblingsansicht, manche erfreuliche Hoffnung „gleich einem Nebel dahin schwand, — wo jene Krise, „die vom Zweifel erzeugt wird, meine Seele fast zermalmte, und aus den Trümmern menschenfreundlicher „Meinungen, nach mancherley Verwandlung, ein neuer „Glaube in mir hervorging — wo die morschen Stützen „des spekulirenden Verstandes dahin sanken, um festeren Pfeilern Platz zu machen, an die sich das Herz „lehnte. Der Freundschaft und den Werken des verehrten Friedrich Jakobi verdanke ich in dieser „Hinsicht vieles. Ich darf es Ihnen nicht sagen, mit „welchen Empfindungen ich mich dieser Stadt näherte, „die mich an jene Krise meines Geistes so stark erinnerte — welche Gedanken und Gefühle in mir rege wurden, als mir von allen Seiten Plätze entgegen lächelten, die mir bekannt und, bald in dieser, bald in je-

„ner Hinsicht, merkwürdig waren. Aber Eine Empfin„dung war die herrschende. Darf ich sie Ihnen, ohne „unbescheiden zu scheinen, nennen? Es war stille, aber „innige Freude über ein Paar nach besten Kräften an„gewendete Jahre, es war frohe Zufriedenheit darüber, „daß nicht auch Einer dieser Plätze — daß mich nichts „in und um Jena an Gedanken, Entwürfe und Hand„lungen erinnerte, an die das Herz nicht gern, nicht „ohne Vorwurf zurück dächte. Es thut ungemein wohl, „wenn der bedächtige Mann vorwurfles und mit Ver„gnügen an Jahre zurückdenken kann, die, in man„cherley Betracht, die mißlichsten im menschlichen Leben „sind."

Unter den Lehrern der Jenaer Universität hielt Glatz sich immer an die vorzüglichsten. Bey dem geheimen Kirchenrathe Griesbach hörte er Exegese und Kirchengeschichte, bey D. Paulus Erklärung des neuen Testamentes, Dogmatik, christliche Moral und Einleitung in die Bücher des alten Bundes; bey Hofrath Schütz Aesthetik, Literaturgeschichte, Pädagogik und Vorlesungen über ausgewählte Oden des Horaz; bey Professor Fichte Logik und Metaphysik, philosophische Moral und Naturrecht; bey D. Lange Erklärung der Pericopen; bey D. Schmid Katechetik; bey Professor Schmid Psychologie; bey Professor Waltmann Geschichte; bey Hofrath Vogt Physik und populäre Astronomie; bey Hofrath Loder medizinische Anthropologie. Auch war er Mitglied des

Langeschen Prediger- und des Schmidschen katechetischen Institutes; er katechisirte und predigte fleißig, das letztere in und um Jena.

Mit Salzmann, in Schnepfenthal, dessen Institut er besuchte, unterhielt er fortwährend einen freundschaftlichen Briefwechsel. Um seine Anstalt näher kennen zu lernen, wünschte er, sich an derselben ein halbes Jahr lang aufzuhalten, und sich dann noch auf unbestimmte Zeit auf die Universität Göttingen zu begeben. Salzmann trug ihm zu Ende des Jahres 1797 eine Erzieherstelle in seinem Institute an, und Glatz eilte mit Freuden nach Schnepfenthal, wo er sich mit allem Bemerkenswerthen bald bekannt machte. Die Anstalt zählte vierzig Zöglinge, fast zwanzig Lehrer und Lehrerinnen, und stand in schönem Flore, der in den folgenden Jahren noch mehr zunahm, so wie sich die Anzahl der Zöglinge bald auf sechzig und die der Lehrer und Lehrerinnen auf einige und zwanzig belief. Nach Verlauf eines halben Jahrs machte Glatz Anstalten, Schnepfenthal, seinem Vorsatze gemäß, zu verlassen, und vorerst auf einige Zeit Göttingen zu besuchen, dann aber nach seinem Vaterlande zurück zu kehren. Aber Salzmann bath ihn, wenigstens noch Ein oder ein halbes Jahr zu bleiben, und er blieb — blieb daselbst bis 1804, also fast sieben Jahre. Wohl zwanzig Anträge erhielt er von mehrern Seiten, aber sie stimmten mit seinen Wünschen nicht ganz überein, und er fühlte nicht Lust,

eine Lage, in der er unabhängig, sorglos, und in mehrfacher Rücksicht glücklich lebte, mit einer andern, vielleicht ökonomisch vortheilhaftern, aber seinen Grundsätzen und Neigungen weniger angemessnen zu vertauschen. Mitten im Schooße der Natur genoß er die Freuden, die sie darboth, in vollem Maaße. Thüringens Waldungen waren ihm ganz nahe; manche Sorge, manchen Kummer vergaß er in ihnen. Auch im Schooße der Freundschaft blühten ihm hier der Freuden viele. Die vorzüglichsten Lehrer der Anstalt waren seine Freunde. In sehr vertrautem Verhältnisse stand er besonders mit Alberti, dem Verfasser der Deutschen Geschichte im Thüringer Bothen, und dessen Angehörigen; mit Blasche, Verfasser des Papparbeiters, der Werkstätte für Kinder, des technologischen Jugendfreundes und andrer nützlicher Schriften; mit Hofrath Guts Muths, Verfasser der Gymnastik, der Spiele für die Jugend u. s. w., in dessen Familie er viele Freuden genoß; mit Lenz, dem jetzigen Direktor des Gymnasiums zu Weimar, u. a. m. Viel Vergnügen gewährte ihm auch die Bekanntschaft einiger Gelehrten in den benachbarten Städten Gotha und Erfurt, des nahe wohnenden geheimen Rathes von Thümmel, Verfassers der berühmten Reisen ins mittägliche Frankreich, und andrer verdienstvollen Männer. In Jena und auf seinen Reisen nach Cassel, Göttingen, Braunschweig, Lübeck, Hamburg, Meiningen, Rudolstadt, Halle, Wittenberg und Leipzig

lernte

lernte er die berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands, einen Schiller, Göthe, Wieland, Herder, Fichte, Griesbach, Schütz, Hufeland, Loder, Iffland, Voß, Wolf, Niemeyer, Jakob, Funke, Schröckh, Schlichtegroll, Hofrath Becker, Lenz, Löffler, Bechstein, Andre, Blumenbach, Heyne, Stäudlin, Beckmann, Eichhorn, Campe, Overbeck, Böttiger, die Gebrüder Schlegel, Schelling, Woltmann, Heusinger, Terrener, Marezoll, Erfch, Paulus, Niethammer, Lossius, Beyer, Pöhlmann, u. a. m. kennen. Mit mehrern derselben stand und steht er noch in freundschaftlichem Briefwechsel. Unter den Dichtern Deutschlands hatten vorzüglich Göthe, Schiller und Wieland, deren Werke er fleißig las, den größten Einfluß auf die Bildung seines Geschmacks. Für Jacobi, den Verfasser des Woldemar und jetzigen Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, hatte Glatz von jeher eine vorzügliche Vorliebe; die Ansichten desselben von Vorsehung, Welt und Leben stimmten mit den seinigen sehr überein, und der höhere religiöse Geist, der in mehrern von Jacobi's Werken weht, sprach sein Herz kräftig und wohlthätig an.

In Schnepfenthal gewährte ihm sein pädagogischer Wirkungskreis nicht wenig Vergnügen. Die Zöglinge, die unter seiner speciellen Leitung standen, ge-

diehen, zu seiner großen Freude, so wohl, daß man damit vollkommen zufrieden seyn konnte. Die Beweise von Zufriedenheit, die Glatz von den Eltern derselben und der Direction des Institutes erhielt, waren für ihn die süßeste Belohnung. Seine Schüler, und fast alle Zöglinge der Anstalt waren dieß, hingen an ihm mit Zuneigung und Liebe, und nur selten veranlaßte ihn einer von ihnen zum Unmuthe. Er hatte als Lehrer besonders das Geschäft, sie mit der Deutschen Sprache vertraut zu machen, und ihren Geschmack zu bilden. Dabey hatte er Gelegenheit genug, die besten für die Jugend ausgearbeiteten Schriften näher kennen zu lernen, und den Eindruck, den sie machten, zu beobachten. Er fand, daß viele von ihnen, die man allgemein als vorzüglich zu preisen gewohnt ist, beym Gebrauche die Wirkung nicht hervorbrachten, die man hätte erwarten sollen, oft darum, weil sie den Eigenthümlichkeiten des jugendlichen Alters nicht genug angemessen waren, und das Gefühl und die Phantasie viel zu wenig in Anspruch nahmen. Bey Anschaffung von Jugendschriften wurde von den Zöglingen gewöhnlich Glatz um Rath gefragt, und da er nebenbey auch an Guths-Muths pädagogischem Journale stark mit arbeitete, und einen großen Theil der damahls neuen Kinderschriften beurtheilte, so hatte er die beste Gelegenheit, die Mängel und Lücken, die sich in diesem Fache der pädagogischen Literatur vorfanden, kennen zu lernen. Dieß war für ihn eine Hauptaufforderung, als

Jugendschriftsteller aufzutreten, und bey seinen Arbeiten jene Mängel und Lücken zu berücksichtigen. In einem Zeitraume von zehn Jahren erschienen nun eine Reihe von Jugendschriften von ihm. Man wird sich nicht wundern, wie er bey seinen übrigen zahlreichen Geschäften als Schriftsteller so viel leisten konnte, wenn man bedenkt, daß er ungemein leicht arbeitet, an eine immerwährende rasche Thätigkeit gewöhnt ist, überflüßige Zerstreuungen und Zeitversplitterungen vermeidet, stets einen innern Drang zu schriftstellerischen Beschäftigungen fühlt, in denselben seine größte Freude findet, und bisher öfters bald von der Jugend, bald von Jugendfreunden, bald von Buchhandlungen zur Ausführung bestimmter Ideen aufgefordert worden ist.

Glatzens erste Jugendschrift waren seine Familiengemählde und Erzählungen für die Jugend. Die Bemerkung, daß die Anzahl zweckmäßiger Kinderschriften für das zartere Alter nicht groß sey, veranlaßte ihn zur Herausgabe seines Unterhaltungsbuches der kleinen Familie von Grünthal; als Vorläufer desselben sind zu betrachten sein ABC- und Lesebuch in drey Heften und Jacob Stille's Erzählungsbuch. Der Umstand, daß bey Lesebüchern in Hinsicht auf Materie und Form zu wenig auf ein stufenweises Fortschreiten und auf das Alter der Leser Rücksicht genommen wird, bewog ihn zur Ausarbeitung seines aus vier Theilen bestehenden rothen Buches, bey wel-

chem er in jedem Theile ein besonderes Alter des Lesers ins Auge faßt, und stufenweise vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet. Zur angenehmen Unterhaltung und zur Bildung des häuslichen und sittlichen Sinnes sind seine kleinen Geschichten und Erzählungen für die Jugend, so wie Theodors und Emiliens unterhaltendes Lesebuch bestimmt. Um denen, die zum neuen Jahre der Jugend ein Taschenbuch zu schenken wünschen, etwas Nützliches darzubiethen, gab er sein Taschenbuch für die Deutsche Jugend drey Jahre hindurch heraus, wobey er durch treffliche Beyträge von Salzmann, Lossius, Guts Muths, Blasche, Starke, Pfeffel, Weiße, Gleim, Overbeck, u. a. unterstützt wurde. Er selbst zählt diese drey Taschenbücher unter seine liebsten Schriften. Um für dasjenige Jugendalter, das bereits mehr wünscht als eigentliche Kinderschriften und doch zum Lesen der eigentlichen Romane und ähnlicher Bücher noch nicht reif ist, etwas zu liefern, ließ er kleine Romane für die Jugend und seine moralischen Gemählde erscheinen. Zu Campe's Reisebeschreibungen sucht er durch seine merkwürdige Reisen in fremde Welttheile für die jüngere Jugend vorzubereiten, und sein naturhistorisches Bilder- und Lesebuch soll als Einleitung in das Studium der Naturgeschichte wirken. In Bürgerschulen und beym Privat-Unterrichte soll

sein Vater Traumann zu Thilme's Gutmann vorbereiten. Auf Unterhaltung, Belehrung und Veredlung arbeiten seine Bilderbücher, die frohen Kinder, die glückliche Jugend und das nächstens erscheinende neue Bilder-Cabinet hin. Für Mütter und Erzieherinnen, die oft um Stoff verlegen sind, wenn sie ihren Kleinen erzählen wollen, sammelte er unter dem Titel: Handbuch von Erzählungen für Mütter und Kinderfreundinnen eine große Anzahl kleiner Geschichten und Erzählungen. Dem Jüngling, der in das größere Leben tritt, auf seine schlüpfrige Laufbahn einen Rathgeber und Freund mitzugeben, schrieb er Woldemar's Vermächtniß an seinen Sohn, in welcher mit Liebe ausgearbeiteten Schrift er viele von seinen eignen Grundsätzen und Ansichten der Welt und des Lebens vorträgt; daher er auch vorzüglich diesem Buche, und dem bald erscheinenden Seitenstücke zu demselben für erwachsene Mädchen: Rosaliens Vermächtniß an ihre Tochter Amanda eine gute Aufnahme und viele Leser wünscht. Da er fand, daß es noch zu wenig zweckmäßige Schriften für die weibliche Jugend gebe, so arbeitete er mit großer Vorliebe an mehrern Frauenzimmer-Schriften. Zuerst erschien die Iduna, die eine sehr gute Aufnahme fand, und bald neu aufgelegt werden mußte; seine Minona für jüngere, und die Theone für ältere Mädchen, bilden mit der Iduna, obgleich jede

dieser Bücher auch für sich bestehen kann, ein Ganzes. Seine Sittenlehre für jüngere Mädchen umfaßt fast alle Fehler und Tugenden der weiblichen Jugend, besonders der jüngern, und stellt sie in Erzählungen, die alphabetisch geordnet sind, anschaulich dar. Durch sein Andachtsbuch für die Jugend sucht er den religiösen, frommen Sinn der Jugend Beschäftigung und Nahrung zu geben.

Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man glauben wollte, Glatz sey für das viele Lesen eingenommen. „Unsre Jugend" — spricht er in den biographischen Nachrichten über Guts Muths in den moralischen Gemählden — „kann von dem vielen, un„geordneten Lesen wenig behalten. Sonst las man we„nig, aber das Wenige las man mit ganzer Seele; „man behielt es für die Ewigkeit. Dagegen nehme man „die meisten jungen Leser unsrer Tage. Sie blättern „innerhalb vier und zwanzig Stunden wohl mehrere „Bücher durch, und schon in ihren jüngern Jahren zäh„len sie die von ihnen gelesenen Schriften nach Dutzen„den. Allein man prüfe sie nur in Rücksicht des Ge„lesenen, und man wird bey den meisten finden, daß „ihnen nur wenig davon geblieben, und durch die zu „starke Lektüre in ihren Köpfen eine Verwirrung und „Abspannung der Geisteskräfte entstanden ist, daß ei„nem wohlgesinnten Jugendfreunde davor graut. Ein „großer Theil davon hat mancherley durch einander „geworfene Dinge im Kopfe, aber nur äußerst we-

„nige Gedanken, die durch Selbstthätigkeit hervor„gebracht wären.“

Eben so sehr ist Glatz gegen die spielenden Bildungsmethoden, und gegen die allzugroße Erleichterung bey dem Unterrichte der Jugend eingenommen. Er läßt sich darüber sehr deutlich und kräftig in Woldemars Vermächtnisse aus, und in der Vorrede zu seinen kleinen Romanen für die Jugend sagt er hierüber unter andern Folgendes: „Ich bin weit entfernt„ „zu glauben, daß man auch der erwachsenen Jugend das„ „was ihr zu wissen nöthig ist, so viel als möglich er„ „leichtern und gleichsam spielend beybringen müsse. Dieß „ist, meiner Ueberzeugung nach, Verderb für sie. Die „Kraft wird nur durch Anstrengung gestählt, der Geist „nur durch anhaltendes, regelmäßiges und mit Be„ „schwerden verknüpftes Studium wahrhaft ausgebildet, „gehoben und zu jener männlichen Energie geleitet, die „den Menschen nicht leicht wanken, viel weniger fallen „läßt, — ihn zum Manne macht, in der edelsten Be„ „deutung des Worts! — Man lese die Biographieen „großer Männer; durchgängig wird man finden, daß „sie nach der Höhe, auf der sie standen, nicht auf Blu„ „menpfaden spazierten, sondern sie auf Dornenbahnen „erklimmten. Daher sey der Unterricht, bey der ältern „Jugend besonders, gesetzt, systematisch, und so be„ „schaffen, daß er den Geist mit Schwierigkeiten käm„ „pfen lasse, und durch eigenes angestrengtes Nachdenken

„ihn erstärke und befestige. Man fürchte dabey keine „Ueberspannung der Seele.“

Glatz war nahe daran, sich für immer in Schnepfenthal niederzulassen; allein der Gedanke an sein Vaterland, dem er Pflichten schuldig zu seyn glaubte, und an seine guten Eltern und Geschwister, die er auf Erden noch einmahl zu sehen wünschte, und die sich auch nach ihm sehnten, ließ ihn zu keinem festen Entschlusse kommen. Er genoß die große Freude, sich von einem jüngern Bruder, der über 150 Meilen von ihm entfernt lebte, in Schnepfenthal besucht zu sehen. Dieser Besuch erhöhte noch mehr sein Verlangen, die Heimath und dort die Seinigen wieder zu sehen. Auch wünschte er sehr, Pestalozzis Anstalt und seine Lehrmethode näher kennen zu lernen, und deßhalb eine Reise nach der Schweiz zu machen, was indeß unterbleiben mußte. Für Pestalozzi fühlt er große Hochachtung; wie er aber, wenigstens im Jahre 1803, von dessen Methode dachte, leuchtet aus einem gelegentlich gefällten Urtheile über sie in seinen im Taschenbuche für die Jugend für d. J. 1805 abgedruckten Reisebemerkungen hervor.„ Es wurde, heißt es dort, viel über den wackern, „die Menschheit so innig liebenden Pestalozzi gesprochen, der unsre Zeitgenossen, so wie Basedow „die seinigen, durch pädagogische Vorschläge und Wahrsagungen electrisirt hat. Erfahrne Wahrheitsfreunde „mögen entscheiden, ob jene so neu sind, als sie der „warm fühlende Pestalozzi zu halten geneigt ist,

„und ob diese durch die Art, auf welche der edle Schweizer seine an sich trefflichen Ideen in seinen Elementarbüchern ausgeführt hat, in Erfüllung gehen können. „Mir scheint es, als habe er zu viel auf die Einsichten, „den guten Willen und die, in der Regel sehr beschwerliche, äußerliche Lage der Mütter gerechnet."

Zu Ende des Jahres 1803 erhielt Blatz zu gleicher Zeit einen ehrenvollen Ruf nach Preußisch-Schlesien als Prediger, und einen nach Wien als oberster Lehrer der dasigen protestantischen Schulanstalt. Der erstere war in mehreren Rücksichten weit vortheilhafter und anziehender, aber für die Annahme des zweyten entschied Patriotismus und kindliche Liebe. Mit Schmerz verließ er zu Anfange des Jahres 1804 Schnepfenthal. Er selbst erzählt von seinem Abschiede von dem gedachten Orte in seinen Rückblicken auf eine Reise von Schnepfenthal nach Ungarn, die in den Bildungsblättern abgedruckt sind, Folgendes:

„Der achte Jänner 1804 ward von mir zur Abreise „von Schnepfenthal festgesetzt. Alle Anstalten dazu waren getroffen, die meisten meiner Sachen vorausgeschickt, und die Kutsche, mit der ich bis Gotha fahren „sollte, harrte vor dem Hause. Umgeben von einigen „Freunden, stand ich voll wehmüthiger Empfindungen „in meinem öde gewordenen Zimmer da, und blickte noch „ein Mahl hinaus auf die stillen Fluren und Wälder „Thüringens, die mir so viele Freuden gewährt hatten, „und von denen ich nun für immer scheiden sollte."

„Salzmann trat herein, und sagte mir einige „herzliche Worte, die mich tief rührten, und mir den „Abgang erschwerten. Kinder und Enkel von ihm, mei„ne bisherigen Schüler und Schülerinnen, folgten ihm „bald nach, brachten mir freundliche Andenken, und „nahmen Abschied, der mir Thränen kostete. Es wur„de die Glocke des Institutes geläutet; alle Zöglinge „der Anstalt, einige sechzig an der Zahl, versammel„ten sich vor einem der Erziehungshäuser, und bildeten „eine gerade Linie. Salzmann stellte mich ihnen vor. „Einer von ihnen trat zu mir, und hielt im Nahmen Aller „eine kurze Anrede an mich. Es schwebten mir in die„sem Augenblicke alle Beweise von Liebe und Treue vor, „die ich von den meisten der Dastehenden während mei„nes Aufenthaltes in Schnepfenthal erhalten hatte, und „meine Rührung war so stark, daß ich nur wenige un„zusammenhängende Worte noch zu ihnen sprechen konn„te. Wir umarmten einander unter Thränen. Ich warf „mich in die Kutsche, an die Seite zweyer Freun„de, die mit fuhren. Begleitet von einigen Schnepfen„thäler Reitern, reisten wir ab.“

Die Reise ging über Preußisch-Schlesien, wo Glatz sich bey seinem würdigen, vertrauten Freunde Alberti, in Panthenau, drey Wochen lang auf„hielt. Ehe er seine Stelle in Wien antrat, befriedig„te er einen der sehnlichsten Wünsche seines Herzens, „und reiste nach seiner Vaterstadt, wo er nach langer „Trennung seine geliebten Eltern, Geschwister und An-

verwandten wieder sah. Ueber seine Ankunft im älterlichen Hause erzählt er in seinen oberwähnten Rückblicken Folgendes:

„Es war an einem Sonntage Vormittags, als „ich mich meiner Vaterstadt Poprad näherte. Die „herrlichen Carpaten erhoben sich mir zur Linken mit „ihren tiefbeschneyten Gipfeln gen Himmel, und bald „blinkte mir auch der Thurm meines Geburtsortes „entgegen. Eine Reihe von Jahren hatte ich meine „Heimath nicht gesehen, hatte bereits alle Hoffnung „aufgegeben, mich jemahls an dem Anblicke derselben „zu freuen; jetzt befand ich mich wieder auf den Flu„ren, wo, mit Matthisson zu reden, der Kindheit „liebliche Träume mein Haupt umschwebten. Ich sollte „meine guten Eltern, meine lieben Geschwister, die „Lehrer meiner Jugend, mehrere redliche Freunde und „Bekannte wieder sehen, sollte wieder einmahl unter „einem biedern, arbeitsamen Deutschen Völkchen von „frischem, klarem Verstande und Gediegenheit des „Charakters leben, und mich einer rein erhaltenen „Deutschheit in einem Ländchen freuen, das, umge„ben von Slaven, Polen und Rußjacken, durch viele „Jahrhunderte hindurch seine rühmliche Originalität „zu erhalten wußte. Mein Herz schlug freudig, als „ich in meine Vaterstadt einfuhr. Nichts wünschte ich „so sehr, als zugleich mit einem braven Bruder, der „sich gerade in Deutschland befand, meine Eltern „überraschen zu können. Ich stand vor dem väterlichen

„Hause. Es kam mir etwas fremd vor. Mit po-
„chendem Herzen eilte ich in die liebe Wohnung, klopf-
„te an, und vernahm eine weibliche Stimme. Etwas
„beklommen trat ich in das Zimmer, und wurde von
„einem mir unbekannten Frauenzimmer von etwa funf-
„zehn Jahren mit Artigkeit empfangen. Ich vermu-
„thete in demselben eine jüngere Schwester, die noch
„unerwachsen war, als ich meine Vaterstadt zuletzt
„sah. Es entstand unter uns folgendes Gespräch:

„Ich. Wahrscheinlich habe ich das Vergnügen, in Ihnen die Tochter des Hauses zu sehen?

„Sie. Die bin ich — —

„Ich. Ihre lieben Aeltern sind wohl nicht zu Hause?

„Die Schwester. Sie befinden sich in der Kirche.

„Ich. Das thut mir leid; ich wünschte sie zu sprechen.

„Die Schwester. Sie werden nicht lange „ausbleiben; die Kirche muß bald zu Ende seyn; ich „bitte, so lange zu warten.

„Ich. Sie erlauben, daß ich so lange einen klei-
„nen Koffre, der sich draußen auf dem Schlitten befin-
„det, bey Ihnen niedersetze.

„Sie schickte sogleich die Dienstbothen hinaus, und „ließ den Koffre in das Zimmer bringen.

„Die Schwester. Ich bitte, sich nieder zu „lassen.

„Ich. Sie erlauben, daß ich etwas auf und „abgehe, die Kälte hat mich ziemlich ſtarr gemacht. „Ich wünſchte mit Ihren lieben Aeltern gern über ihre „zwey Söhne in Deutſchland zu ſprechen. Sie ſind „mir beyde wohl bekannt, und ich kann Ihren Aeltern „manche neue Nachrichten über ſie mittheilen.

„Schweſter. Das wird uns ſehr lieb ſeyn. —

„Ich. Haben Sie etwa vor kurzem Briefe von „ihnen erhalten?

„Schweſter. Beyde haben vor kurzem geſchrie„ben, der Eine aus Frankfurt am Mayn, der Andere „aus Wien.

„Ich. Wie ſteht es mit dem Wiener? Wird er „Sie noch dieſes Frühjahr beſuchen?

„Schweſter. Wir hatten ihn erwartet, nun „iſt er aber nach Aßod gereiſt, wohin der Vater ihm „bereits geſchrieben hat.

„Ich. (einen Schattenriß von mir an der Wand „erblickend) Das ſoll wohl den Wiener Bruder vor„ſtellen?

„Schweſter. Er ſoll es ſeyn.

„Schon wurde es mir ſchwer, meine Rolle fort „zu ſpielen. Da trat meine geliebte Mutter in das „Zimmer. Sie erblickt mich, ſteht mich einen Augen„blick betroffen an, und wir liegen uns in den Armen. „Die Schweſter erkennt den Bruder, der alte ehrwür„dige Vater kommt auch hinzu, und es fließen Zähren

„der Freude und des Danks. Bald sah ich auch die „übrigen Geschwister."

Seine Stelle als oberster Lehrer der protestantischen Schulanstalt in Wien trat er im May 1804 an, und erhielt auf derselben mannigfaltige Beweise von Liebe und Dankbarkeit von seinen Schülern. Nicht leicht würde er das pädagogische Fach mit dem Predigerstande vertauscht haben, wenn nicht von der einen Seite sein natürlicher Hang zu diesem Stande, von der andern die Besorgniß, in spätern Jahren die einem Jugendlehrer höchst nöthige Munterkeit und Heiterkeit des Geistes zu verlieren, ihn bewogen hätte, schon im Jahre 1805 die erledigte Stelle eines dritten Predigers an der Evangelischen Gemeinde A. C. in Wien anzunehmen, auf der er übrigens, als Katechet, mit der Schule immerfort in Verbindung blieb, bis er auf seinen gegenwärtigen Posten gelangte. Dieß geschah bald; denn noch in demselben Jahre wurde er von der gedachten Gemeinde zu ihrem zweyten ordentlichen Prediger gewählt, und im darauf folgenden Jahre von dem Oesterreichischen Kaiser zum Consistorialrathe ernannt, in welchen Eigenschaften er noch immerfort in Wien lebt und wirkt. Zufrieden mit seinem Schicksale, lebt er in einer glücklichen Ehe, und benutzt manche von ämtlichen Geschäften freye Stunden zu schriftstellerischen Arbeiten. Wiederhohlt getäuscht von Menschen, zu deren sittlichen Güte er viel Zutrauen hatte, scheint er etwas mißtrauisch gegen die Menschen ge-

worden zu seyn, und sie nicht stark zu suchen. Uebrigens ist es sein in seinen Schriften von ihm oft aufgestellter Grundsatz: die Menschheit immerfort zu lieben, auch wenn man noch so viele Einzelne einer innigen Liebe und Achtung unwürdig gefunden haben sollte. Hang zu Zerstreuung ist seine Sache nicht; er liebt viel mehr das stille, häusliche und einfache Leben; der Genuß, den aufrichtige Freundschaft und Liebe, die Natur, das Nachdenken und die Literatur gewähren, geht ihm über alles.

„Unter meiner letzten Lectüre" — schreibt er in einem vertrauten Briefe aus Wien, „hat mich in Schlichtegrolls Nekrolog des ehrwürdigen S** Lebensbeschreibung sehr angezogen. Männer seiner Art werden immer seltener. In vielen Ansichten des Lebens stimme ich mit ihm sehr überein. Er wurde Prediger aus entschiedner Vorliebe für diesen Stand und für die religiösen Angelegenheiten; ich auch (ob es gleich in unserem frivolen Zeitalter, wo man so wenig Sinn und Empfänglichkeit für das Hohe, Uiberirdische und Heilige vorfindet, und so mancher klägliche Wicht selbst auf die würdigsten Männer dieses Standes stolz herab sieht, eben keine große Freude ist, als Prediger zu wirken); S. hielt es für nothwendig, sich in der großen Stadt, in Berlin, aus dem Geräusche in häusliche Stille zurückzuziehen; ich finde dieß in Rücksicht meiner in der noch viel größeren und geräuschvolleren Stadt auch für nothwendig; er hing mit Innigkeit an

der Natur, an dem Ernste des Lebens, an der Religion, die im Herzen wohnt, auch darin bin ich ihm nicht unähnlich. — Daß Dich die Schönheiten der verjüngten Natur so sehr anziehen, ist schon recht. Sie bringen uns dem Schöpfer näher, und wer fühlt sich nicht beseligt in seiner Nähe! Es ist etwas Wunderbares, was in dem Herzen des besseren Menschen vorgeht, wenn er sich im Schooße der Natur ihren Eindrücken hingibt? Sie hat mich so oft getröstet, aufgeheitert, gen Himmel erhoben, und ich werde es vielleicht noch in meiner Sterbestunde bedauern, daß ich mich durch die große Stadt von ihr abwendig machen ließ."

Aufmunternd waren für Glatz manche schmeichelhafte Zuschriften, die er bey verschiedenen Gelegenheiten von höhern Personen, z. B. von den Oesterreichischen Erzherzogen Carl und Anton, der Königinn von Bayern, den Prinzessinnen von Meiningen, dem Wiener Erzbischofe u. a. erhielt.

Wir haben zwar oben schon fast aller Glatzschen Schriften erwähnt, führen sie aber noch Ein Mahl mit den vollständigen Titeln an, um die Uebersicht darüber zu erleichtern. Sie sind folgende:

1.) Der zufriedne Jakob. (Ein Volksroman.) 1799. Leipzig bey B. Fleischer.

2.) Familiengemälde und Erzählungen für die Jugend. 2 Bändchen 1799. Gotha, bey Perthes.

3.) Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von

Grün-

Grünthal, oder Erzählungen für die zartere Jugend. 3 Theile. 1800. — 1801. Leipzig, B. Fleischer.

4.) Das rothe Buch, oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen. Ein Lesebuch mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet. Altenburg und Erfurt, b. Rinck und Schnuphase. 4 Bändchen 1800. — 1801.

5.) Moralische Gemälde für die gebildete Jugend. Zwey Hefte. Zweyte Auflage, Leipzig b. Voß.

6.) Jakob Stille's Erzählungsbuch, oder kleine Bibliothek für kleine Kinder, die das Lesen angefangen haben, und sich gern etwas erzählen lassen. 4 Bändchen 1802. — 1804. Altona, bey Hammerich.

7.) Kleine Romane für die Jugend. 2 Bändchen. 1801. 1802. Ebendaselbst.

8.) Taschenbuch für die Deutsche Jugend; auch unter dem Titel: Kleine Jugendbibliothek. Drey Jahrgänge. 1803. — 1805. Fürth, im Bureau für Literatur.

9.) Merkwürdige Reisen in fremde Welttheile. 4 Theile. 1802. — 1804. Ebendaselbst.

10.) Naturhiſtoriſches Bilder- und Leſebuch. Mit 300 Abbildungen. Jena. b. Frommann.

11.) Iduna, ein moraliſches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. 2 Bände. Neue Auflage. 1806. Frankfurt am Mayn, bey Wilmanns.

12.) Theone, ein Geſchenk für gute Töchter, zur Weckung und Veredlung ihres ſittlichen und religiöſen Gefühls. 2 Bände. 1806. Ebendaſelbſt.

13.) Minona, ein unterhaltendes Leſebuch für jüngere Mädchen, zur Bildung ihrer Sitten 1807. Ebendaſelbſt.

14.) Sittenlehre für jüngere Mädchen in Beyſpielen und Erzählungen. 2 Bände 1807. Ebendaſelbſt.

15.) Kleine Geſchichten und Erzählungen für die Jugend. 1803. Nürnberg, bey Campe.

16.) Vater Traumann. Ein Leſebuch zunächſt für Bürgerſchulen. 1803. Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.

17.) Theodors und Emiliens unterhaltendes Leſebuch. 1805. Wien, bey Cameſina.

18.) A B C- und Leſebuch. 3 Hefte. Wien, in der Rehmſchen Buchhandlung.

19.) Monathliche Unterhaltungen für die Jugend, 6 Hefte. Ebendaselbst.

20.) Ueber die Pflicht, für das Leben und die Gesundheit der zarten Kinder zu sorgen, und die Pflichten der Wohlhabenden in Zeiten des Mangels und der Noth. Zwey Predigten. Wien. 1806.

21.) Betrachtungen über Gegenstände der Religion, der Sittenlehre und des gemeinen Lebens. 1806. Jena, bey Frommann.

22.) Die frohen Kinder, oder Erzählungen und Bilder aus der Kinderwelt. Deutsch und Französisch. 1806. Wien, bey Geistinger.

23.) Die glückliche Jugend. Ein Seitenstück zu den frohen Kindern. 1807. Ebendaselbst.

24.) Der weise Christ in bösen Zeiten. 1808. Wien, bey Anton Doll.

25.) Woldemars Vermächtniß an seinen Sohn. 1808. Tübingen, bey Cotta.

26.) Andachtsbuch für die Jugend beyderley Geschlechts. 1808. Leipzig, bey Leo.

27.) Handbuch von Erzählungen für das Kinderalter vom 4ten bis zum 7ten Jahre. 1806. Ebendaselbst.

Außerdem, daß Glatz einst viele Beyträge für Journale und gelehrte Zeitungen lieferte, werden ihm auch mehrere anonyme Schriften zugeschrieben.

Geschrieben im Januar 1808.

Die herzhaften Fischer.

Von den allerältesten Zeiten her, hat man die Menschen in großen Ehren gehalten, die Muth und Herz hatten, schwere Arbeiten zum Nutzen anderer zu verrichten, große und wichtige Thaten auszuüben, Widerwärtigkeiten zu tragen, Schmerzen zu erdulden, sich in Gefahr zu begeben, und unerschrocken auszuhalten, wenn es nöthig ist, zum Besten des Vaterlandes, und zur Rettung der Nothleidenden. Ja es ist sehr wohlgefällig vor Gott, und rühmlich bey allen guten, verständigen Menschen, wenn jemand, um seinen Mitmenschen zu dienen und zu helfen, keine Gefahr scheut.

Solche herzhafte brave Männer waren jene fünf Dänische Fischer. Sie sahen vom Ufer ein Schiff, welches in einem Sturm verunglückt war, und auf dem Strande saß. Die armen unglücklichen Menschen darin hatten das gewöhnliche Nothzeichen aufgesteckt. Eine große Menge anderer Fischer war zu verzagt, oder nicht barmherzig genug, den Nothleidenden, die durch das aufgesteckte Zeichen um Hülfe flehten, beyzustehen. Jene fünf entschlossenen Männer aber unternahmen es, die Mannschaft zu retten. Sie wagten sich auf die stürmische See, und erreichten das gestrandete Schiff. Aber hier hatten sie einen traurigen Anblick. Die Mannschaft war erfroren; nur an dem Befehlshaber merkten sie noch einiges Leben; diesen nahmen sie also in ihr Boot, und brachten ihn ans Land in ihre Hütte. Sie verpflegten und erwärmten

ihn, daß er ganz wieder auflebte. Als er zu sich selbst gekommen war, und sah, was diese guten, herzhaften Männer seinetwegen für Gefahr übernommen, und welche Barmherzigkeit sie nachher an ihm gethan, wurde er von Dankbarkeit und Freude bis zu Thränen gerührt. Er gab ihnen seine Uhr und seinen Geldbeutel; aber sie nahmen sein Geschenk nicht an. Die guten Leute!

Der dankbare Schiffer erzählte, wo er hin kam, die Geschichte seiner Rettung. Ein reicher Däne zu Paris wurde dadurch so gerührt, daß er jedem von den fünf Fischern eine jährliche Belohnung von fünf und zwanzig Thalern auf seine Lebenszeit aussetzte. Wenn einer von ihnen stirbt, so wird dessen Antheil unter die noch lebenden vertheilt. Und wenn nur noch Einer übrig ist, soll derselbe die ganze Summe von hundert und fünf und zwanzig Thalern bis an seinen Tod genießen.

Fedderſen.

Guſtav.

Auf einem Dorfe, nicht weit von Zwickau, ging Guſtav mit einigen andern Knaben aus der Schule. Es war am 20ten November, und ſie vermutheten daß ein nahe liegender Teich würde gefroren ſeyn. Da wollten ſie hin, um ſich auf dem Eiſe luſtig zu machen. Unterwegs glaubten die Knaben, ſich nicht leichter erwärmen zu können, als wenn ſie ſich balgten, Räder ſchlügen und über die Zäune ſprängen. Weil aber

Gustav das alles nicht mit machte, so verspotteten ihn die Andern und sagten: er ginge so einfältig neben ihnen her, als wenn er träumte oder nicht drey zählen könnte. Laßt das gut seyn, versetzte Gustav. Eure Arbeit ist mir zu halsbrechend; wenn ich aber meinen geraden Schritt fort gehe, so komme ich nicht später als ihr und weiß gewiß, daß ich Arme und Beine gesund nach Hause bringe. Hatte er Recht?

Als sie an den Teich kamen, fanden sie ihn zwar mit Else belegt; allein erwachsene Leute riethen ihnen, nicht darauf zu gehen, weil er erst in der letzt vergangenen Nacht gefroren, und das Eis noch nicht fest war. Gustav hatte nicht Lust, ins Wasser zu fallen, und blieb stehen. Die Andern aber kehrten sich an jene Warnung nicht, sondern schlodderten oder schinderten nach Herzens Lust. Sie trieben auch ihren Spott über Gustaven immer fort: „Er hat kein Herz! Er hat kein Herz!“ — riefen sie: „er fürchtet, die Mutter möchte schelten, wenn das Köpfchen naß würde!“ Gustav aber lachte darüber und sagte, oder dachte wenigstens: wenn ich auf festem Boden stehe, so weiß ich gewiß, daß ich keinen Schaden nehme; aber wenn ich auf das zerbrechliche Eis gehe, so ist es ungewiß, ob ich mit trockener Haut oder gar mit dem Leben davon komme. Ich habe immer gehört: man müsse das Gewisse dem Ungewissen vorziehen. War das Recht? —

Ihr fragt: ob die andern Knaben Schaden genommen haben? Das weiß ich nicht; aber darauf kommt auch gar Nichts an; denn wenn es einmahl recht ist, die Gefahr zu vermeiden, so bleibt es recht; es mag jemand darin umgekommen seyn oder nicht.

Indem kam ein Wagen, mit dem die Pferde durchgegangen waren. Ein Kind saß auf dem Wagen,

und war in groſser Gefahr zerſchmettert zu werden; aber der Fuhrmann lief hinter her und rief. Ein Mal über das Andere: Halt auf! halt auf! Gleich ſprang Guſtav den Pferden entgegen, faßte ſie beym Zügel und hielt ſie glücklich auf. Hier zeigte er alſo, daß es ihm gar nicht an Herz oder Muth fehlte, wenn es nöthig war. Nur unnützer Weiſe wollte er ſich nicht in Gefahr begeben. Tadelt ihr das?

Thieme.

Wer war beherzter?

In mehreren Schriften wird folgende Handlungsweiſe eines in Ruhe geſetzten Capitains als nachahmungswerth geprieſen.

Der Capitain lebte in ſeinem höheren Alter auf einem Gute, das in einer Gegend lag, in welcher ſich eine Räuberbande gebildet hatte.

Der Capitain that zur Vernichtung dieſer Bande alles; es gelang ihm, mehrere Räuber zu fangen und ſie den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Die andern flohen davon, ſchworen aber ihrem Verfolger blutige Rache.

Es war an einem Winterabende, als der Capitain in ſeinem Lehnſtuhle ſaß, und von bangen Ahndungen durchkreuzt wurde. Es kam ihm vor, als drohe ihm ein groſses Unglück.

Der Capitain blieb länger als gewöhnlich wach. Vor Mitternacht vernimmt er, daß die Thüre des

Hauses geöffnet wird. Bald ertönt ein Jammergeschrey, man ruft um Hülfe, man ächzt und wimmert.

Der Capitain ist keinen Augenblick im Zweifel, was dieß alles bedeute; er ist überzeugt, daß Räuber ins Haus eingebrochen sind, und seine Leute morden. Daß auch an ihn die Reihe kommen werde, scheint ihm gewiß.

Er verliert die Gegenwart des Geistes nicht; schnell zündet er in dem großen Zimmer die Lichter auf dem Kronenleuchter an, und erhellet überhaupt stark die Stube. Als dieß geschehen ist, zieht er sich in das anstoßende dunkle Kabinet zurück, nimmt unter andern Gewehren auch ein Paar Windbüchsen herab und stellt sie neben sich hin. In dieser Lage erwartet er die Ankunft der Räuber.

Es währt nicht lange, so tritt ein starker Kerl mit einem großen Knittel in das große Zimmer. Die starke Beleuchtung macht ihn stutzig. Er blickt um sich, und siehet niemanden. Dieß macht ihn noch unentschlossener. Unterdeß nimmt ihn der Capitain aufs Korn, drückt die Windbüchse ab, und der Mann stürzt todt zu Boden. Ein Zweyter, der ihm folgte, sieht ihn kaum, als er eiligst zurück weicht. Bald ist alles im Hause still. Der Capitain bleibt die Nacht hindurch wach; niemand erscheint wieder in dem Zimmer. Des Morgens geht er hinunter ins Haus, um es zu untersuchen. Welch ein Anblick! Er findet alle seine Leute im Blute. Auch ein treuer Sergeant, der ihm einst in einer Schlacht das Leben gerettet hatte, war ermordet.

Der Capitain ließ die Unglücklichen feyerlich begraben, und gab ihren hinterlassenen Familien Pensionen.

der Natur, an dem Ernste des Lebens, an der Religion, die im Herzen wohnt, auch darin bin ich ihm nicht unähnlich. — Daß Dich die Schönheiten der verjüngten Natur so sehr anziehen, ist schon recht. Sie bringen uns dem Schöpfer näher, und wer fühlt sich nicht beseligt in seiner Nähe! Es ist etwas Wunderbares, was in dem Herzen des besseren Menschen vorgeht, wenn er sich im Schooße der Natur ihren Eindrücken hingibt? Sie hat mich so oft getröstet, aufgeheitert, gen Himmel erhoben, und ich werde es vielleicht noch in meiner Sterbestunde bedauern, daß ich mich durch die große Stadt von ihr abwendig machen ließ."

Aufmunternd waren für Glatz manche schmeichelhafte Zuschriften, die er bey verschiedenen Gelegenheiten von höhern Personen, z. B. von den Oesterreichischen Erzherzogen Carl und Anton, der Königinn von Bayern, den Prinzessinnen von Meiningen, dem Wiener Erzbischofe u. a. erhielt.

Wir haben zwar oben schon fast aller Glatzschen Schriften erwähnt, führen sie aber noch Ein Mahl mit den vollständigen Titeln an, um die Uebersicht darüber zu erleichtern. Sie sind folgende:

1.) Der zufriedne Jakob. (Ein Volksroman.) 1799. Leipzig bey B. Fleischer.

2.) Familiengemälde und Erzählungen für die Jugend. 2 Bändchen 1799. Gotha, bey Perthes.

3.) Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von

Grün-

Grünthal, oder Erzählungen für die zartere Jugend. 3 Theile. 1800. — 1801. Leipzig, B. Fleischer.

4.) Das rothe Buch, oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen. Ein Lesebuch mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet. Altenburg und Erfurt, b. Rinck und Schnuphase. 4 Bändchen 1808. — 1801.

5.) Moralische Gemälde für die gebildete Jugend. Zwey Hefte. Zweyte Auflage, Leipzig b. Voß.

6.) Jakob Stille's Erzählungsbuch, oder kleine Bibliothek für kleine Kinder, die das Lesen angefangen haben, und sich gern etwas erzählen lassen. 4 Bändchen 1802. — 1804. Altona, bey Hammerich.

7.) Kleine Romane für die Jugend. 2 Bändchen. 1801. 1802. Ebendaselbst.

8.) Taschenbuch für die Deutsche Jugend; auch unter dem Titel: Kleine Jugendbibliothek. Drey Jahrgänge. 1803. — 1805. Fürth, im Bureau für Literatur.

9.) Merkwürdige Reisen in fremde Welttheile. 4 Theile. 1802. — 1804. Ebendaselbst.

10.) Naturhiſtoriſches Bilder- und Leſebuch. Mit 300 Abbildungen. Jena. b. Frommann.

11.) Iduna, ein moraliſches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. 2 Bände. Neue Auflage. 1806. Frankfurt am Mayn, bey Wilmanns.

12.) Theone, ein Geſchenk für gute Töchter, zur Weckung und Veredlung ihres ſittlichen und religiöſen Gefühls. 2 Bände. 1806. Ebendaſelbſt.

13.) Minona, ein unterhaltendes Leſebuch für jüngere Mädchen, zur Bildung ihrer Sitten 1807. Ebendaſelbſt.

14.) Sittenlehre für jüngere Mädchen in Beyſpielen und Erzählungen. 2 Bände 1807. Ebendaſelbſt.

15.) Kleine Geſchichten und Erzählungen für die Jugend. 1803. Nürnberg, bey Campe.

16.) Vater Traumann. Ein Leſebuch zunächſt für Bürgerſchulen. 1803. Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt.

17.) Theodors und Emiliens unterhaltendes Leſebuch. 1805. Wien, bey Cameſina.

18.) A B C- und Leſebuch. 3 Hefte. Wien, in der Rehmſchen Buchhandlung.

19.) Monathliche Unterhaltungen für die Jugend, 6 Hefte. Ebendaſelbſt.

20.) Ueber die Pflicht, für das Leben und die Geſundheit der zarten Kinder zu ſorgen, und die Pflichten der Wohlhabenden in Zeiten des Mangels und der Noth. Zwey Predigten. Wien. 1806.

21.) Betrachtungen über Gegenſtände der Religion, der Sittenlehre und des gemeinen Lebens. 1806. Jena, bey Frommann.

22.) Die frohen Kinder, oder Erzählungen und Bilder aus der Kinderwelt. Deutſch und Franzöſiſch. 1806. Wien, bey Geiſtinger.

23.) Die glückliche Jugend. Ein Seitenſtück zu den frohen Kindern. 1807. Ebendaſelbſt.

24.) Der weiſe Chriſt in böſen Zeiten. 1808. Wien, bey Anton Doll.

25.) Woldemars Vermächtniß an ſeinen Sohn. 1808. Tübingen, bey Cotta.

26.) Andachtsbuch für die Jugend beyderley Geſchlechts. 1808. Leipzig, bey Leo.

27.) Handbuch von Erzählungen für das Kinderalter vom 4ten bis zum 7ten Jahre. 1806. Ebendaselbst.

Außerdem, daß Glatz einst viele Beyträge für Journale und gelehrte Zeitungen lieferte, werden ihm auch mehrere anonyme Schriften zugeschrieben.

Geschrieben im Januar 1808.

Die herzhaften Fischer.

Von den allerältesten Zeiten her, hat man die Menschen in großen Ehren gehalten, die Muth und Herz hatten, schwere Arbeiten zum Nutzen anderer zu verrichten, große und wichtige Thaten auszuüben, Widerwärtigkeiten zu tragen, Schmerzen zu erdulden, sich in Gefahr zu begeben, und unerschrocken auszuhalten, wenn es nöthig ist, zum Besten des Vaterlandes, und zur Rettung der Nothleidenden. Ja es ist sehr wohlgefällig vor Gott, und rühmlich bey allen guten, verständigen Menschen, wenn jemand, um seinen Mitmenschen zu dienen und zu helfen, keine Gefahr scheut.

Solche herzhafte brave Männer waren jene fünf Dänische Fischer. Sie sahen vom Ufer ein Schiff, welches in einem Sturm verunglückt war, und auf dem Strande saß. Die armen unglücklichen Menschen darin hatten das gewöhnliche Nothzeichen aufgesteckt. Eine große Menge anderer Fischer war zu verzagt, oder nicht barmherzig genug, den Nothleidenden, die durch das aufgesteckte Zeichen um Hülfe flehten, beyzustehen. Jene fünf entschlossenen Männer aber unternahmen es, die Mannschaft zu retten. Sie wagten sich auf die stürmische See, und erreichten das gestrandete Schiff. Aber hier hatten sie einen traurigen Anblick. Die Mannschaft war erfroren; nur an dem Befehlshaber merkten sie noch einiges Leben; diesen nahmen sie also in ihr Boot, und brachten ihn ans Land in ihre Hütte. Sie verpflegten und erwärmten

ihn, daß er ganz wieder auflebte. Als er zu sich selbst gekommen war, und sah, was diese guten, herzhaften Männer seinetwegen für Gefahr übernommen, und welche Barmherzigkeit sie nachher an ihm gethan, wurde er von Dankbarkeit und Freude bis zu Thränen gerührt. Er gab ihnen seine Uhr und seinen Geldbeutel; aber sie nahmen sein Geschenk nicht an. Die guten Leute!

Der dankbare Schiffer erzählte, wo er hin kam, die Geschichte seiner Rettung. Ein reicher Däne zu Paris wurde dadurch so gerührt, daß er jedem von den fünf Fischern eine jährliche Belohnung von fünf und zwanzig Thalern auf seine Lebenszeit aussetzte. Wenn einer von ihnen stirbt, so wird dessen Antheil unter die noch lebenden vertheilt. Und wenn nur noch Einer übrig ist, soll derselbe die ganze Summe von hundert und fünf und zwanzig Thalern bis an seinen Tod genießen.

Febdersen.

Gustav.

Auf einem Dorfe, nicht weit von Zwickau, ging Gustav mit einigen andern Knaben aus der Schule. Es war am 20ten November, und sie vermutheten daß ein nahe liegender Teich würde gefroren seyn. Da wollten sie hin, um sich auf dem Eise lustig zu machen. Unterwegs glaubten die Knaben, sich nicht leichter erwärmen zu können, als wenn sie sich balgten, Räder schlügen und über die Zäune sprängen. Weil aber

Gustav das alles nicht mit machte, so verspotteten ihn die Andern und sagten: er ginge so einfältig neben ihnen her, als wenn er träumte oder nicht drey zählen könnte. Laßt das gut seyn, versetzte Gustav. Eure Arbeit ist mir zu halsbrechend; wenn ich aber meinen geraden Schritt fort gehe, so komme ich nicht später als ihr und weiß gewiß, daß ich Arme und Beine gesund nach Hause bringe. Hatte er Recht?

Als sie an den Teich kamen, fanden sie ihn zwar mit Eise belegt; allein erwachsene Leute riethen ihnen, nicht darauf zu gehen, weil er erst in der letzt vergangenen Nacht gefroren, und das Eis noch nicht fest war. Gustav hatte nicht Lust, ins Wasser zu fallen, und blieb stehen. Die Andern aber kehrten sich an jene Warnung nicht, sondern schlodderten oder schinderten nach Herzens Lust. Sie trieben auch ihren Spott über Gustaven immer fort: „Er hat kein Herz! Er hat kein Herz!“ — riefen sie: „er fürchtet, die Mutter möchte schelten, wenn das Köpfchen naß würde!“ Gustav aber lachte darüber und sagte, oder dachte wenigstens: wenn ich auf festem Boden stehe, so weiß ich gewiß, daß ich keinen Schaden nehme; aber wenn ich auf das zerbrechliche Eis gehe, so ist es ungewiß, ob ich mit trockener Haut oder gar mit dem Leben davon komme. Ich habe immer gehört: man müsse das Gewisse dem Ungewissen vorziehen. War das Recht? —

Ihr fragt: ob die andern Knaben Schaden genommen haben? Das weiß ich nicht; aber darauf kommt auch gar Nichts an; denn wenn es einmahl recht ist, die Gefahr zu vermeiden, so bleibt es recht; es mag jemand darin umgekommen seyn oder nicht.

Indem kam ein Wagen, mit dem die Pferde durchgegangen waren. Ein Kind saß auf dem Wagen,

und war in großer Gefahr zerschmettert zu werden; aber der Fuhrmann lief hinter her und rief Ein Mal über das Andere: Halt auf! halt auf! Gleich sprang Gustav den Pferden entgegen, faßte sie beym Zügel und hielt sie glücklich auf. Hier zeigte er also, daß es ihm gar nicht an Herz oder Muth fehlte, wenn es nöthig war. Nur unnützer Weise wollte er sich nicht in Gefahr begeben. Tadelt ihr das?

Thieme.

Wer war beherzter?

In mehreren Schriften wird folgende Handlungsweise eines in Ruhe gesetzten Capitains als nachahmungswerth gepriesen.

Der Capitain lebte in seinem höheren Alter auf einem Gute, das in einer Gegend lag, in welcher sich eine Räuberbande gebildet hatte.

Der Capitain that zur Vernichtung dieser Bande alles; es gelang ihm, mehrere Räuber zu fangen und sie den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Die andern flohen davon, schworen aber ihrem Verfolger blutige Rache.

Es war an einem Winterabende, als der Capitain in seinem Lehnstuhle saß, und von bangen Ahndungen durchkreuzt wurde. Es kam ihm vor, als drohe ihm ein großes Unglück.

Der Capitain blieb länger als gewöhnlich wach. Vor Mitternacht vernimmt er, daß die Thüre des

Hauses geöffnet wird. Bald ertönt ein Jammergeschrey, man ruft um Hülfe, man ächzt und wimmert.

Der Capitain ist keinen Augenblick im Zweifel, was dieß alles bedeute; er ist überzeugt, daß Räuber ins Haus eingebrochen sind, und seine Leute morden. Daß auch an ihn die Reihe kommen werde, scheint ihm gewiß.

Er verliert die Gegenwart des Geistes nicht; schnell zündet er in dem großen Zimmer die Lichter auf dem Kronenleuchter an, und erhellet überhaupt stark die Stube. Als dieß geschehen ist, zieht er sich in das anstoßende dunkle Kabinet zurück, nimmt unter andern Gewehren auch ein Paar Windbüchsen herab und stellt sie neben sich hin. In dieser Lage erwartet er die Ankunft der Räuber.

Es währt nicht lange, so tritt ein starker Kerl mit einem großen Knittel in das große Zimmer. Die starke Beleuchtung macht ihn stutzig. Er blickt um sich, und siehet niemanden. Dieß macht ihn noch unentschlossener. Unterdeß nimmt ihn der Capitain aufs Korn, drückt die Windbüchse ab, und der Mann stürzt todt zu Boden. Ein Zweyter, der ihm folgte, sieht ihn kaum, als er eiligst zurück weicht. Bald ist alles im Hause still. Der Capitain bleibt die Nacht hindurch wach; niemand erscheint wieder in dem Zimmer. Des Morgens geht er hinunter ins Haus, um es zu untersuchen. Welch ein Anblick! Er findet alle seine Leute im Blute. Auch ein treuer Sergeant, der ihm einst in einer Schlacht das Leben gerettet hatte, war ermordet.

Der Capitain ließ die Unglücklichen feyerlich begraben, und gab ihren hinterlassenen Familien Pensionen.

Man rühmte in der ganzen Gegend des Capitains männliche Entschlossenheit und Geistesgegenwart.

Anders als der gedachte Capitain handelte der Oberste von Otto. Um die Freuden des Landlebens zu genießen, hielt er sich mit seiner Familie eines Sommers auf den Gütern eines Onkels auf. Er hatte in mehreren Schlachten Beweise der größten Tapferkeit abgelegt, und von dem Fürsten, dem er diente, manche Auszeichnung empfangen. Gerne erzählte er von einem Gefechte bey Belgrad, in welchem er nahe daran war, sein Leben zu verlieren. Ein Bedienter rettete ihn. Dafür wurde diesem ein lebenslänglicher Unterhalt versprochen. Der Oberste hielt auf seinen Johann — so hieß der Bediente — große Dinge, und wiederhohlte oft: dem braven Kerl verdanke ich mein Leben.

In einer Nacht wurde das Gut, auf welchem sich Otto aufhielt, von Räubern überfallen. Sie umzingelten eines der Gebäude, in welchem sie den Obersten vermutheten, worin sich aber nur ein Theil seiner Leute, und unter ihnen auch Johann befand.

Einer Magd glückte es, aus dem Nebengebäude zu entfliehen, und ihrem Herrn den räuberischen Überfall zu melden.

Die Familie des Obersten war bestürzt. Otto blieb keinen Augenblick zweifelhaft, was er unter diesen Umständen thun sollte. Seine Familie beschwor ihn, alles zu verschließen, und sich nicht von ihr zu entfernen.

Ey, pfui! rief er mit edlem Unwillen, wäre ich denn wohl werth, Soldat zu seyn? Als eine feige Memme sollte ich bloß auf meine Rettung bedacht seyn? sollte meinen Leuten, meinem braven Johann,

dem ich ohnehin mein Leben verdanke, in ihrer Lebensgefahr nicht zu Hülfe eilen? Ich müßte mich dann selbst verachten.

Otto ergriff einen Säbel, und zwey geladene Pistolen. Eben wollte er das Zimmer verlassen, als mit hastiger Eile ein bewaffneter Mann in den Vorsaal trat.

Mann! rief Otto's Frau, schieße! dort kommt ein Räuber.

Weißt du es ganz gewiß, daß es ein Räuber ist? fragte der Oberste. Wenn ich nun einen Unschuldigen erschösse?

Halt! rief Otto dem Manne zu; wer da? stehen geblieben, oder ich schieße!

Otto! kennst du mich nicht? sprach der Mann.

Gott, es ist dein Bruder, liebe Frau! rief Otto.

Bleibe hier, Schwager! sprach der Oberste; ich muß fort eilen, bald bin ich wieder hier.

Otto versammelte alle Leute im Hause, und rückte mit ihnen gegen die Räuber. Diese, auf keinen Widerstand gefaßt, wurden angegriffen, und in die Flucht geschlagen. Otto bekam in dem Gefechte einen Hieb in den Arm. Wäre er nur einige Augenblicke später zur Hülfe erschienen, so würde ein Theil seiner Leute ermordet worden seyn.

Unterdeß war sein Schwager, der zufälliger Weise so spät zu einem Besuche erschien und mit einer Flinte versehen war, bey der Schwester und ihren Kindern geblieben. Otto kehrte blutend zurück. Die Wunde heilte in kurzer Zeit.

Wer von beyden Offizieren handelte **wahrhaft** sittlich gut? wer bewies mehr Heldenmuth?

Glatz.

Ein Heuchler wird bey dem heiligen Abendmahle entdeckt.

Ein junger Bauerbursche in Curland, der bey einem Bruder als Knecht diente, gerieth aus Stolz auf den Einfall, den Schein einer großen Frömmigkeit und einer besondern Heiligkeit anzunehmen. Er ging fleißig in die Kirche, und stellte sich immer sehr andächtig. Aber das war ihm noch nicht genug, sondern er bediente sich noch anderer sehr schändlicher Mittel, um die Leute auf den Gedanken zu bringen, als ob er bey Gott ganz besonders in Gnaden stünde. Wenn er nemlich von jemand beleidigt wurde, so ertrug er es mit der größten Geduld; doch warnte er bisweilen den Beleidiger, er möchte sich vor den Strafen Gottes fürchten. Hernach schlich er dem Vieh des Beleidigers nach, so lange bis er ein Stück erreichen und erwürgen konnte. Wenn dieß geschehen war, so verbarg er sich so lange, bis die Leute das todte Stück Vieh fanden; dann kam er wie von ohngefähr dazu, und erinnerte den Eigenthümer des Viehes, wie derselbe ihn einst beleidigt, und wie er dem Beleidiger die göttliche Strafe vorher prophezeit habe. Und dann pflegte er gewöhnlich zu sagen:

„Sehet ihr, daß Gott diejenigen nicht verläßt, „die ihm trauen; aber auch diejenigen bestraft, die „eines seiner Kinder antasten. Ich habe es schon mehr„mals erfahren, daß er mich zu seinem Günstling aus„ersehen hat, und als solchen schützen will. Merket „euch das!“

Einst wollte er den Sonntag zum heiligen Abendmal gehen. In der Woche vorher befahl ihm sein

Bruder, mit Korn nach Liebau auf den Markt zu fahren. Es war Winter und sehr unfreundliches Wetter; deswegen suchte er den Befehl seines Bruders abzulehnen, und wendete vor, es wäre nicht schicklich für ihn, weil er den Sonntag zum heiligen Abendmahl gehen wollte. Allein sein Bruder nahm diese Entschuldigung nicht an, sondern bestand auf seinem Befehl, und behauptete, Berufsgeschäfte wären keine Sünde. Und als jener ihm drohte, Gott würde ihn dafür strafen, so lachte er dazu. Der Heuchler mußte endlich nachgeben, und fuhr auf den Markt; allein er wiederhohlte es nochmals, daß sein Bruder einst bereuen würde, was er thäte.

Den folgenden Samstag brach in dem Hause seines Bruders plötzlich Feuer aus, und alle Gebäude brannten ab. Kaum war dieß geschehen, so kam der Heuchler, der selbst das Feuer angelegt hatte, und mit scheinheiliger Miene sprach er:

„Sagte ich dir's nicht, lieber Bruder? Warnt' ich „dich nicht? Wirst du nun bald einsehen, auch Andre „durch dein Beyspiel überzeugen, daß Gott seiner und „der Seinigen nicht spotten läßt?"

Den andern Tag ging er vorgenommener Maaßen zum heiligen Abendmahle. Und bey dieser heiligen Handlung mußte sich durch sonderbare göttliche Fügung eine Begebenheit zutragen, die den schändlichen Heuchler entdeckte.

Der Geistliche, der das heilige Abendmahl austheilte, war ein alter Greis, welcher vor Alter zitterte, und von der großen Kälte noch mehr erstarrt war. Als er dem Heuchler die Hostie reichen wollte, entfiel sie seinen zitternden Händen, und zerbrach. Der Bauer, der sich seines Verbrechens bewußt war, ward da-

über bestürzt; doch hob er die Hostie von der Erde auf, steckte sie zitternd in den Mund, und ging den übrigen Communikanten nach um den Altar herum. Als die Reihe an ihn kam, den Kelch zu empfangen, trat er vor den Geistlichen hin; dieser dachte vielleicht wieder an seinen vorigen Fehler, wollte den Kelch recht vest halten, fing an zu zittern, und ließ ihn auch fallen, und aller Wein wurde verschüttet.

Dem Geistlichen war dieß Versehen ganz ohne Vorsatz widerfahren; allein der erschrockene Bauer meinte, er hätte es vorsetzlich gethan. Er glaubte nun ganz gewiß, der Geistliche wüßte sein ganzes Verbrechen, und hätte ihn dadurch vor der ganzen Gemeinde des heiligen Abendmahls unwürdig erklären wollen. Er befürchtete also, der Geistliche würde ihn nun anzeigen.

Sobald derselbe vom Altar weg ging, folgte der Heuchler in seiner Verzweiflung ihm in die Sacristey, fiel ihm zu Füßen, gestand von selbst, daß er seines Bruders Haus angezündet, und seiner Nachbarn Vieh ermordet hätte, denn er meinte, der Geistliche wüßte doch schon Alles, und bath ihn inständig, er möchte ihn doch nicht anklagen; er versicherte dabey, daß es ihn von Herzen reuete, und er wollte von nun an derjenige fromme Christ wirklich werden, der er bisher nur geschienen habe zu seyn.

Man kann denken, wie sehr der Geistliche über dieß unerwartete Bekenntniß erstaunte. Sein Gewissen ließ ihm aber nicht zu, die Sache zu verschweigen, sondern er zeigte sie an, und der Missethäter kam in das Gefängniß. Nach den Gesetzen hatte er den Tod verdient. Weil aber sein Bruder selbst für ihn bath, so ließ der Herr des Dorfes Gnade für Recht ergehen,

und schenkte ihm das Leben. Er mußte aber zur Strafe vier Jahre lang Schanzarbeit verrichten.

Dieser Mensch gerieth ins Verderben durch seinen geistlichen Hochmuth. Darum sagt Tobias wohl recht: (Cap. 4, 14.)

Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen; denn sie ist ein Anfang alles Verderbens.

Der entdeckte Heuchler.

Ein Paar Tage vor der Leipziger Messe pflegte Herr Frohmann seine Kinder zusammen zu rufen, die Täfelchen, worauf das Verhalten derselben vom Lehrer aufgezeichnet war, laut abzulesen und danach zu bestimmen, wie hoch ohngefähr das Meßgeschenk eines jeden kommen könne. Die Wahl desselben überließ er übrigens, aus erheblichen Ursachen, dem Gutdünken und der Willkühr der Kinder.

Das war nun immer ein festlicher Tag für die kleine Familie, auf den man schon lange gerechnet hatte. Jedes Kind schrieb auf einen Zettel, was es gern zum Meßgeschenk wünschte. Da verlangte nun das eine dieses, das andere jenes Spielzeug oder Geräthe, welches ihm bey seiner kleinen Wirthschaft, im Gärtchen, beym Zeichnen, im Taubenhäuschen u. s. w. unentbehrlich schien; mit unter auch ein schönes Büchelchen. Naschwerk wurde auch nie vergessen.

Nur der einzige Carl, der sonst ein guter Junge war, aber den garstigen Fehler an sich hatte, daß er immer besser scheinen wollte, als er wirklich war, und bey jeder Gelegenheit den unberufenen Hofmeister

seiner Geschwister spielte, sah mit hämischem, verachtendem Blick auf die Zettel der andern herab, die so viel Tändeleyen und kindischen Schnick Schnack, wie er sich auszudrücken beliebte, enthielten, und sagte mit ziemlich altkluger Miene, die ihn nicht besonders kleidete, zu seinem Bruder, der ihm eben begegnete: Wann werdet ihr doch einmal euer kindisches Zeug ablegen, und vernünftiger, gesetzter werden? wann werdet ihr aufhören, den guten Vater zu plündern? Denn Geld für unnützes Spielwerk hinwerfen, heiß' ich doch wirklich sehr übel angewandt. Bücher, Bücher gehören für gesittete Kinder! Sieh' einmal das Verzeichniß von Schriften, womit ich abermals mein Bibliothekchen vermehrt haben will. So solltet ihr's alle machen. Aber freylich wißt ihr flatterhaften Geschöpfe noch nichts von dem edleren Vergnügen des Lesens. Für unser einen sind die Bücher gemacht. —

Ja, so viel hab' ich freylich nicht aufgeschrieben, sagte Christian; ich könnte sie ja bis zur andern Messe gar nicht durchlesen, und Vater sagte oft, wenn man ein Buch nicht liest, so wäre es ein unnützes Geräthe im Hause. Ich habe mir da ein schönes Bilderbuch angemerkt, das wird mir Vater wohl mit bringen, und wenn ich manchmal lesen will, so komm' ich zu dir. Nicht wahr, Brüderchen? du leihst mir dann eines von deinen Büchern; du hast ja deren so viele; auf ein Mal kannst du sie ja auch nicht lesen? Ich leihe dir ein anderes Mal ein Spielzeug dafür, und so theilen wir unsre Vergnügen gemeinschaftlich.

Mit diesen Worten hüpfte der kleine Christian mit seinem Zettel zum Vater.

Kannst lange warten, kleiner Flattergeist, rief ihm Carl nach. Die Bücher sind nicht für dich, sondern

dern für mich. — Freylich les' ich auch nicht. Wer möchte auch wohl alle Bücher lesen! Aber es ist doch so schön, Besitzer einer so artigen Sammlung von Franzbänden zu seyn! Und mir, als dem Erstgebohrnen, gebühret die Ehre.

Nun ging er frohlockend mit seinem Zettel zum Vater, in der sichern Erwartung, von demselben, wie sonst, wegen seiner großen Bücherliebe gelobt zu werden. Aber er betrog sich sehr.

Dem Vater mochte vermuthlich von dem schönen Selbstgespräche etwas zu Ohren gekommen seyn. Er ließ sich's aber nicht merken, sondern sagte bloß, etwas warnend, indem ihm Carl den Zettel reichte: Carl! Carl! ich fürchte, deine große Begierde zu neuen Büchern läßt es nicht zu, die alten zu benutzen, und in diesem Falle möcht' ich nicht gern dieselbe durch neue nähren, indem dir dieß in deinen fernern Fortschritten sehr hinderlich seyn könnte.

Carls Stolz fand sich durch dieses, vom Vater nicht gewohnte Mißtrauen sehr gedemüthigt. Mit Thränen, die der geheime Unmuth auspreßte, betheuerte er ein für alle Mal, er habe seine Bücher alle, selbst die größern Werke, als Campen's Reisebeschreibungen, und den Schauplatz der Natur nicht ausgenommen, gelesen, indem Lesen seine Lieblingsbeschäftigung wäre.

Der Vater fand für gut, für dießmal es hierbey bewenden zu lassen, und reiste den andern Tag auf die Messe.

Den Kindern wurden die Tage, wo der Vater ausblieb, doppelt lang, indem sie mit heißer Sehnsucht den Meßgeschenken entgegen sahen und sich schon im Voraus darauf freuten. Ganz anders aber war es Carln ums Herz. Sein Gewissen sagte ihm, daß

er seinen guten Vater dennoch belogen und zwar in alle Bücher g e g u c k t, aber keines ordentlich durchgelesen habe. Wie? dachte er bey sich selbst, wenn dich der Vater gar vornehmen und über das Gelesene ein Examen mit dir anstellen wollte, da ständen wohl die Ochsen am Berge! was wolltest du antworten? Und seine Miene bey der letzten Unterredung mit dir mag wohl so was vermuthen lassen. Ach! was werde ich Armer thun? ich komme um allen Credit bey ihm, bey der Mutter, und, was das Fataleste ist, bey meinen Geschwistern, meinen Gespielen und dem Hausgesinde, bey denen ich noch immer für einen halben Gelehrten gelte. Selbst die Nachbarschaft hat diese große Meinung von mir. Hat mir nicht heute noch Fischers Gustchen das Compliment gemacht, als sie mich etwas blässer sah, daß ich wohl von dem vielen Studieren die Farbe so stark verlöre? hat sie mich nicht gebethen, über die Bildung meines Geistes nicht meine Gesundheit zu vernachläßigen, mir mehr erhohlende Zerstreuungen zu machen und weniger beym Buche zu sitzen! — Ach wie wohl that mir dieß! — Und alle die sollen es nun erfahren, daß ich sie hintergangen habe? daß ich nur ein S c h e i n m e n s c h sey? — Nein, ich will nun lesen, daß es eine wahre Freude seyn soll. Eine Woche ohngefähr bleibt der Vater aus, und da läßt sich gar viel thun.

Carl blieb seinem Vorsatze treu. Er setzte sich gleich zum Schrank, bey dem er so oft ganze Tage lang zum Scheine saß, um einen geschäftigen Müßiggänger zu spielen, und las nun wirklich, lernte den Schatz kennen, den er bisher so ungenützt und ungekannt verschlossen hielt, und unterhielt sich sehr angenehm. Aber je mehr er las, desto mehr war es ihm leid, es nicht

eher gethan zu haben. Indessen zwingen läßt sich nichts, er konnte die Zeit über doch nicht mehr als Ein Buch ausleſen. Er hatte eben das zweyte angefangen, als ſchon der Vater kam. Sonſt lief er ihm mit Freude, jetzt aber mit bangem, klopfendem Herzen entgegen.

Der Vater kramte nun die Meßgeſchenke aus. Jedes griff freudig zu. Carl packte ſeine Bücher ebenfalls zuſammen, lief damit auf ſeine Stube, durchblätterte ſie alle haſtig, freute ſich über die ſchönen Vignetten, über die feinen Titelkupfer, die er in einigen fand, am meiſten aber über den geſchmackvollen Einband; las wohl von jedem einige Seiten, und ſtellte ſie ſodann, der Größe nach, hübſch ordentlich in den gläſernen Schrank, wo ſie denn auch Ruhe hatten.

Einige Tage darauf kam unverhofft der Vater auf Carls Stube. Carl nahm geſchwind ein Buch zur Hand und that, als wenn er noch ſo ſehr vertieft im Leſen wäre. Der Vater merkte es. „Nu, gar zu fleißig, Carl! ſagte er, du ſteckſt ja immer hinter den Büchern; ich ſehe dich ſo ſelten bey deinen Geſchwiſtern in den Spielſtunden.“

Ach, lieber Vater! antwortete Carl, Sie wiſſen ja, daß Leſen meine liebſte Beſchäftigung und mein einziges Vergnügen iſt. O laſſen Sie mich, laſſen Sie mich immerhin ungeſtört dieſes Vergnügen in ſeiner ganzen Fülle genießen; was kümmern mich die abſichtsloſen Tändeleyen meiner kleineren Geſchwiſter, die meinem Geiſt gar keine Beſchäftigung und Nahrung geben können.

Hätte der vernünftige Vater nicht ſehr gut die Quellen gekannt, aus welchen dieſe Weisheitslehren floſſen, ſo hätte er ihm wohl den Nachtheil des beſtändigen Sitzens und Kopfanſtrengens aus einander

gesetzt, und seinem Sohn zu minder angreifenden Erholungen gerathen. Aber so verlor er kein Wort, so sehr dieß auch Carls Eitelkeit gewünscht hätte. Gleichgültig ging er auf und ab und fragte: „Du wirst also wohl schon den größten Theil deiner Bücherſammlung durchgeleſen haben, da du ſo ſehr für Lectüre eingenommen biſt?“

Alle hab' ich ſie geleſen, fiel ihm Carl haſtig ins Wort, alle, wie ſie da ſtehen, Vater! — das ſind herrliche Schriften! —

„So?“ ſagte der Vater bedeutend und betrübt über die unverſchämte Dreuſtigkeit des Knaben, mit der er Unwahrheiten vorzubringen vermochte, ging zum Schrank, ſah die Bücher alle, der Reihe nach, durch, öffnete ſie, und ſah zu ſeinem Erſtaunen, daß die meiſten Blätter noch ſo an einander klebten, wie ſie vom Buchbinder kamen; in einigen Broſchüren waren noch nicht einmal alle Blätter durchgeſchnitten.

„Alſo alle haſt du ſie durchgeleſen?“ fragte der Vater noch einmal.

Ja! war die Antwort, alle! —

Jetzt konnte Herr Frohmann ſeinen Unwillen nicht mehr bergen. Mit zorniger Stimme rief er den Heuchler zum Schrank, und zeigte ihm die Bücher. „Heißt das, die Bücher geleſen haben?“ fragte er heftig. Wenn man Bücher gebraucht, ſo können die Blätter nicht ſo zuſammen kleben. Sieh' einmal her, iſt das geleſen? Hier zeigte er ihm ein Buch nach dem andern, fragte um den Innhalt desſelben, und Carl ſtand verſtummt als ein entſchleyerter Heuchler da. Nicht ein einziges Wörtchen konnte er zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen.

Du sollst mich und das ganze Haus nicht umsonst getäuscht haben, Betrüger! sagte der Vater, alle sollen es wissen, was du für ein Vogel bist. Eine solche Unverschämtheit hätte ich dir nicht zugetraut. Hab' ich dir nicht alles zu Gefallen gethan? und dafür belügst du mich? Aber so weit kommt es endlich mit eitlen Prahlern! Um sich nur ein Ansehen zu geben, nehmen sie die Unwahrheit zur Hülfe. Schäme dich deiner Betrügerey.

Hierauf forderte Herr Frohmann dem erschütterten, schluchzenden Heuchler den Schlüssel zum Schrank ab. Wie ihn das schmerzte, kann man sich leicht denken.

Lange bekam Carl gar kein Buch. Auf vieles Bitten gab ihm weiterhin der Vater zuweilen eines heraus, aber immer mußte er ihm einen Auszug, als einen Beweis, daß er es gelesen habe, einreichen. Carl gewöhnte sich dadurch zur Ordnung, seine Bücher wurden ihm jetzt doppelt so lieb; denn er sah den großen Nutzen ein, den er daraus schöpfte, und dankte seinem Vater in der Folge, daß er ihn von einem so schädlichen Fehler des flatterhaften Hin- und Herstörens in Büchern, wobey der Kopf immer leer bleibt, heilte.

Der Vater sah mit Vergnügen seine Besserung, und beschloß, ihn dafür zu belohnen. An seinem Geburtstage schickte er ihm früh ein Briefchen. Carl brach es hurtig auf und fand darin, — welche Freude! — den Schlüssel zu seinem Schrank und folgendes Billet:

Lieber Carl!

Ich weiß, daß ich dir kein besseres Angebinde geben kann, als die Erlaubniß, den Bücherschrank

ganz als dein Eigenthum wieder benutzen zu können. Die frohe Bemerkung, daß du nun wirklich das seyst, was du ehedem nur zu scheinen trachtetest, verschaffte dir dieselbe. Theile ferner deine Zeit in Spiel und Fleiß, und sey versichert, daß dein Vergnügen immer befördert werden soll von deinem

dich

stets zärtlich liebenden Vater,

J. Fr.

Wer war froher als unser Carl. Er hüpfte zum Vater und dankte ihm gerührt für das Vergnügen, das er ihm heute verschafft hatte, und welches durch ein Geschenk von einigen neuen, schönen Büchelchen und den Bildnissen einiger unserer besten Kinderschriftsteller noch vermehrt wurde. Carl hing sie neben seinem Schranke auf, und feyerte im Kreise muntrer Gespielen mit dem Geburtstage zugleich den Tag seiner Besserung.

Skolka.

Strafe des Hochmuths.

Folgende Geschichte hat sich im dreyßigjährigen Kriege zugetragen. In einer gewissen Stadt wohnte eine reiche Frau, die schwach und kränklich war. Sie hatte eine einzige noch sehr junge Tochter. Um dieses Kind machte sie sich viel Kummer und Sorgen; denn sie dachte, wenn sie sterben sollte, und die Feinde kämen dann, und nähmen alles weg, so wäre das Kind recht übel dran. Sie kam also auf den Gedanken, einen großen Haufen Geld zu vergraben.

Sie ließ deßwegen einen armen ehrlichen Taglöhner kommen, der fast täglich in ihrem Hause arbeitete. Dieser mußte ihr eine Grube in die Erde machen, und dieselbe ordentlich mit Steinen ausmauern. Darauf schleppte die Frau mit Hülfe des Taglöhners bey Nacht die ganze Grube voll Geld und Silbersachen. Und nachdem der Taglöhner Alles wieder recht dicht und fest bedeckt hatte, so mußte er der Frau heilig versprechen, daß er ihrer Tochter, wenn sie groß und verständig genug wäre, den verborgenen Schatz entdecken wollte.

Bald hernach starb die Mutter. Der ehrliche Taglöhner behielt das Geheimniß bey sich, mit dem Vorsatz, es der Tochter nicht eher zu entdecken, als bis sie verständig genug wäre. Allein nach etlichen Jahren ward er auch krank. Als er merkte, daß seine Krankheit gefährlich ward, so schickte er zu der Jungfer, und ließ ihr sagen, sie möchte doch einmal zu ihm kommen, weil er etwas mit ihr zu reden hätte. Allein sie war so stolz und hochmüthig, daß sie es für einen Schimpf hielt, den armen Mann zu besuchen, und ließ ihm sagen, was sie dann in seiner Hütte sollte?

„Lauft geschwind" — sagte der Kranke mit schwacher Stimme, — „und saget der Jungfer, sie möchte eilen; ihre Mutter hätte Geld für sie vergraben, und ich wollte ihr entdecken, wo es liegt."

Als die hochmüthige Jungfer dieses hörte, begab sie sich sogleich auf den Weg, und lief, was sie konnte, nach des armen Taglöhners Hütte. Außer Athem kam sie hinein gestürzt — aber zu spät; denn der Arme war so eben gestorben, und sie erfuhr nun nicht, wo der Schatz verborgen lag. Sie suchte zwar Alles

aus; aber sie fand nichts, und ärgerte sich halb todt über sich selbst, daß sie so dumm und so hochmüthig gewesen war.

Hochmuth thut nimmer gut, und kann nichts denn Arges daraus erwachsen. Sirach 3, 30.

Hochmuth kommt vor den Fall.

Ich erzähle hier eine schreckliche Geschichte von einer gottlosen Frau, die durch Hochmuth in allerhand Verbrechen verfiel, zuletzt aber die verdiente Strafe für ihre Boßheit empfing. Ihr Nahme war Sybille.

Ihr Mann war ein Landmann von geringem Vermögen. Er kaufte von einem verarmten Einwohner des Dorfes ein schlechtes, baufälliges Haus; der Verkäufer aber hatte sich ein Stübchen darin ausbedungen, wo er lebenslang den Aufenthalt haben sollte. Das war nun der Frau nicht recht, sie hielt es sich für eine Schande, daß der arme Mann in ihrem Hause den Aufenthalt hatte, und zankte täglich mit ihrem Manne, daß er so dumm gewesen, und den alten Kerl im Hause sitzen lassen, welcher ihr ganz unerträglich wäre. Der Mann ertrug sein Hauskreuz mit großer Geduld, und schwieg zu den Vorwürfen seiner Frau stille.

Indessen hatte sich Sybille bey allen Einwohnern des Dorfes schon verhaßt gemacht; denn mit jedermann zankte sie, alle Nachbarn kränkte und beleidigte sie, und setzte das ganze Dorf in Unruhe. Man hielt sie endlich für eine Hexe; wenn ein Unglück im

Dorfe geschah, so gab man ihr die Schuld; und die meisten Leute fürchteten sich vor diesem bösen Weibe, und gingen ihr aus dem Wege.

Besonders war ihr Hochmuth ganz unerträglich. Wenn sie in Gesellschaft war, so that sie nichts, als Andere verachten, und sich selbst rühmen. Einst befand sie sich in einer Gesellschaft von andern Bauersweibern, und nach ihrer Gewohnheit fing sie an, über die andern Weiber spöttisch zu räsonniren, und ihre eigne Klugheit im Haushalten, ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit heraus zu streichen. Die andern wußten ihr nichts zu antworten, oder wollten ihres bösen Mauls wegen nichts mit ihr zu thun haben. Aber ein verständiger Mann, der dabey war, gab ihr den Rath, wenn sie nichts Klügeres zu reden wüßte, so sollte sie nur zu Hause in ihrer Pracherherberge bleiben. (Pracherherberge heißt so viel als Bettlerherberge.)

Die ganze Gesellschaft fing an zu lachen; Sybille aber ward wüthend vor Zorn. Das Wort Pracherherberge war ein Donnerschlag für sie; ihr Stolz wurde dadurch gar zu sehr beleidigt. Sie lief nach Haus, fing an mit ihrem Mann zu zanken, überhäufte ihn mit Scheltworten, und verlangte mit Ungestüm, daß er den alten Kasten niederreissen und ihr ein neues Haus bauen sollte, damit der alte Kerl weichen müßte, um dessen willen man ihr Haus so spöttisch eine Pracherherberge genannt hätte.

Der Mann suchte sie liebreich zu besänftigen, und sagte zu ihr: „Frau, wenn mir Gott das Leben fristet, und meine Umstände sich bessern, will ich ein neues Haus aufbauen. Gedulde dich, und kehre dich nicht an anderer Leute Reden. Besser ist es, in einer arm-

seligen Hütte Brod haben, als in einem Pallaste hungern."

So vernünftig das gesprochen war, so wollte es die böse Frau doch nicht einsehen. Ein Dutzend Schelt-worte waren die Antwort, die sie ihrem Manne gab. Stillschweigend nahm er sie an, und ging an seine Arbeit; Sybille aber wünschte, daß der alte Kasten von Blitzen angezündet werden, und im Rauch und Feuer aufgehen möchte.

Von dieser Stunde an ging sie mit dem schändlichen Gedanken um, ihr Haus anzuzünden. Denn weil es in einer Brandversicherungsanstalt eingeschrieben war, so hoffte sie, aus der Brand-Casse so viel Geld zu bekommen, daß sie ein neues dafür aufbauen könnte. Indessen wollte sie ihren Anschlag so listig ausführen, daß kein Verdacht auf sie fiele. Ob der Verdacht ihren Mann treffen könnte, daran war ihr nichts gelegen; denn sie haßte ihn von Herzen. Aber sie fing jetzt an, sich zu verstellen, redete kein Wort mehr von einem neuen Hause, und mit ihrem Manne ging sie so liebreich und freundlich um, als sie konnte, damit er keinen Argwohn gegen sie fassen möchte.

Der Mann verwunderte sich, daß seine Frau sich auf einmal so sehr geändert hatte. Vorher hatte sie ihm durch Zanken und Fluchen das Leben sauer gemacht; und jetzt war sie so gut, und that ihm Alles zu Gefallen, was sie konnte. Er schätzte sich glücklich und erzählte allen Nachbarn von dem Vergnügen, das er über die Veränderung seines Weibes empfand. Auch andere Leute wunderten sich, daß die Sybille, die man sonst den Dorfteufel genannt hatte, jetzt auf einmal in der Gestalt eines guten Engels erschien.

Aber dieß Alles war lauter Verstellung und Falschheit, und dauerte nur so lange, bis sie eine bequeme Zeit fand, wo sie ihren teuflischen Anschlag ausführen konnte. Dieses geschah, da ihr Mann einst wegen eines Wollenhandels verreiset war, und über Nacht ausblieb.

Sie hatte eine Tochter, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, welches von Jugend auf mit heftigen Kopfschmerzen geplagt gewesen, und deswegen ein wenig einfältig war. Auch ihr Herz war durch die schlechte Erziehung gänzlich verdorben. Denn die Mutter gebrauchte sie zu allem Bösen, besonders auch den Nachbarn heimlich Schaden zu thun, wodurch sie auch den Namen einer Hexe erhalten hatte. Durch dieses Mädchen wollte sie auch jetzt ihre Schandthat ausführen.

Sobald es Nacht war, gab Sybille dem Mädchen einen Feuerbrand, mit dem Befehl, damit auf den Speicher zu gehen, und ihn ins Stroh zu stecken. Das Mädchen erschrak, und sagte:

„Um Gottes Willen, Mutter! das kann ich nicht thun; ich habe gehört, daß, wer Feuer anlegt, lebendig verbrennt wird. Wie leicht kann das herauskommen!“

„Dummes Mensch! — schrie die Mutter — thue, was ich dir sage, oder ich will dir den Hals umdrehen.“

Und damit gab sie ihr zugleich ein Paar tüchtige Ohrfeigen. Dennoch bath die Tochter mit Thränen, sie mit diesem Auftrag zu verschonen. Sie stellte ihr vor, daß ja aller Hausrath und Kleidung verbrennen würden. Aber die Mutter befehl mit zorniger Stimme:

„Schweig! thue, was ich dich heiße! Wenn der alte Kasten abbrennt, wird er auf Regimentsunko-

ken wieder gebauet. Geh, sag ich, oder ich werde dir auf den Buckel kommen!“

Das erschrockene Mädchen, welches schon gewohnt war, der Mutter blindlings zu gehorchen, that es auch dießmal. Die Mutter sah ihr nach, und als sie merkte, daß das Stroh Feuer gefaßt hatte, befahl sie ihr, die besten Sachen zusammen zu packen und in Sicherheit zu bringen. In dem Augenblick schlug schon die Flamme aus dem Dache heraus. Zum Glück war es noch nicht sehr spät; die Leute schliefen noch nicht alle, und sobald das Feuer ausbrach, liefen die Nachbarn zusammen, und löschten es wieder, ohne daß es sonderlichen Schaden that. Den andern Tag wurde zwar eine Untersuchung über die Ursache des Feuers angestellt. Aber das Gesinde konnte sich rechtfertigen, und Niemand ließ sich einfallen, daß die Frau und Tochter selbst das Feuer angelegt hätten.

Da der gottlosen Frau ihr Anschlag fehlgeschlagen war, erboßte sie sich von neuem, und ward auf einmal wieder die böse Sybille. Als ihr Mann zurück kam, fand er den eingefleischten Teufel wieder, der sie ehedem gewesen war. Sie warf ihm vor, er wäre an dem Brand Schuld; denn so lange der alte Kerl im Hause wohnte, hätten sie weder Glück noch Segen zu hoffen. Heimlich aber nahm sie sich vor, das Haus nochmals anzuzünden; doch wollte sie alle List anwenden, daß kein Verdacht auf sie fallen könnte, sondern aller Verdacht sollte den Mann treffen, den sie bey dieser Gelegenheit ins Unglück zu bringen hoffte. Dabey wollte sie auch die Vorsicht gebrauchen, ihre besten Habseligkeiten vorher in Sicherheit zu bringen.

Es waren in derselben Gegend kurz vorher einige Diebstähle geschehen. Weil nun in dem Dorfe, wo

Sybille wohnte, damals etliche beurlaubte Soldaten sich aufhielten: so beredete sie ihren Mann, daß Niemand anders, als diese Soldaten, die Diebstähle verübt hätten, und setzte hinzu, sie wären auch in Gefahr, bestohlen zu werden, und es würde gut seyn, wenn er ihre besten Sachen heimlich an einen andern Ort brächte, wo sie vor Dieben sicher wären. Der einfältige Mann glaubte diesem Geschwätz, packte etliche Kisten voll, that sie auf den Karren, und führte sie etliche Meilen weit zu einem Verwandten. Dieser verwunderte sich zwar über die Furcht seines Freundes; doch nahm er die Sachen in Verwahrung.

Als der Mann nach Hause kam, befahl ihm die Frau, alles Zinn, desgleichen alles kupferne und messingene Geschirr, das im Hause war, in eine Kiste zu packen, und in den Garten zu vergraben. Der Mann that es sogleich; denn er war schon gewohnt, daß er ihr in allen Stücken gehorchen mußte, wenn er Ruhe haben wollte.

Da es bald Nacht war, sagte sie zu dem Mann, die Ställe müßten nothwendig denselben Abend noch gereiniget werden, und er sollte deswegen die Kühe und Schaafe so lange in eines Nachbars Stall bringen, der etwas abgelegen war. Der Mann gehorchte auch in diesem Stück, um den Hausfrieden zu erhalten. Das Vieh blieb die Nacht über in dem fremden Stalle, und man legte sich zur Ruhe.

Als der Mann und das Gesinde schliefen, ging Sybille mit ihrer Tochter auf den Speicher. Das Mädchen trug ein Licht, und die Mutter einen Wisch trocknes Stroh, welches sie am Licht anzündete, und unter das Dach legte. Das Haus gerieth so schnell

in Brand, daß sie sich beyde kaum retten konnten, als es ganz in Flammen stand.

Sybille weckte jetzt Alles auf, machte Lärmen, und rief die Nachbarn zu Hülfe herbey; aber alle Hülfe war vergebens. Nicht allein dieses Haus, sondern noch neun andere Bauernhäuser gingen in den Flammen zu Grunde. Der erschrockene Mann war vor Angst ins Feld gelaufen; vermuthlich war es ihm auch vor seiner Frau bange; denn er mußte befürchten, daß sie ihm wieder Vorwürfe machen würde. Erst den andern Tag, da das Feuer schon gelöscht war, kam er wieder zurück.

Es war billig, daß die Obrigkeit eine genaue Untersuchung anstellte, wie und durch wen dieses Feuer entstanden sey? Jedermann hatte Verdacht auf den Mann, daß er selbst den alten Kasten in Brand gesteckt habe, um so viel Geld aus der Brand-Casse zu erhalten, daß er ein neues Haus bauen könne. Dieser Verdacht wurde noch vermehrt durch die Umstände; denn man wußte, daß der Mann den Tag zuvor seine besten Sachen auf ein anderes Dorf gefahren, und den Abend sein Vieh in einen fremden Stall gethan hatte; und daß er bey dem Ausbruch des Feuers sich entfernet, und keine Hand an das Löschen gelegt hatte. Alle diese Umstände machten ihn so verdächtig, daß er auf das Amthaus geführet, und in Arrest gesetzet wurde.

Nun war Sybille so weit, als sie seyn wollte; ihr Haus war verbrannt, und ihr Mann in Gefangenschaft. Sie hoffte gewiß, wenn er leugnete, so würde er auf die Folter kommen; und dann würde er zu schwach seyn, die Schmerzen auszuhalten, würde sich selbst anklagen, und als ein Verbrecher hingerichtet werden. Dieß wäre auch geschehen, wenn Sybille ganz

still gesessen hätte. Allein die Gottlosen haben keinen Frieden, und keine Ruhe in ihrer Seele. So ging es der Sybille. Sie konnte es nicht erwarten, was ihrem Manne wiederfahren sollte. Ihre Boßheit und ihre Rachgier trieb sie, den Unschuldigen selbst anzuklagen, damit er desto gewisser zu der Strafe verurtheilt werden möchte, die er verdient hätte.

Sie dachte einen Anschlag aus, den sie ohne Zweifel für sehr klug hielt, der aber im Grunde sehr dumm war, und sie selbst ins Verderben stürzte. Schon das war dumm gewesen, daß sie ihre Tochter mit dazu nahm, als sie das Feuer anlegte, da sie es doch allein hätte verrichten können. Aber noch thörichter war es, daß sie jetzt ihre Tochter dazu gebrauchen wollte, eine falsche Anklage gegen den unschuldigen Mann vor Gericht auszusagen. Sie hätte wohl vorher sehen können, wie schwer es einem Kinde werden müßte, seinen eigenen Vater fälschlich anzuklagen, und ihn dadurch dem Urtheil des Todes zu überliefern.

Sie war aber in ihrer Boßheit so verblendet, daß sie dieses nicht bedachte. Sie unterrichtete ihre Tochter genau in Allem, was sie sagen sollte. Darauf ging sie mit derselben zu dem Richter, und erbot sich, ihm etwas Wichtiges zu offenbaren. Als sie vorgelassen wurde, ließ sie sich verlauten, daß sie allerdings glauben müßte, es sey Niemand anders als ihr Ehemann an dem Unglücke Schuld. Sie wüßte zwar die eigentlichen Umstände nicht anzugeben, da sie fest geschlafen, als das Feuer angegangen, es käme ihr aber sehr bedenklich vor, daß er den Tag vorher, wider ihren Rath und Willen, noch eine Kiste voll Zinn, Kupfer und dergl. im Garten vergraben hätte. Er hätte auch immer gewünscht, daß der alte Kasten in Feuer und Rauch

aufgehen möchte, damit er auf eine gute Art zu einem neuen Hause käme. Und endlich fuhr sie fort, was den ersten Brand betrüfe, davon würde ihre Tochter die Umstände am besten erzählen können.

Nun wurde die Tochter abgehört, und sie erzählte, ihr Vater, welcher damals verreiset gewesen, wäre nach Mitternacht nach Hause gekommen, und hätte angeklopft. Ihre Mutter hätte damals fest geschlafen, sie aber wäre noch wachend gewesen, und deswegen hingegangen, ihn einzulassen. Sobald er sie gesehen, hätte er ihr sein Vorhaben offenbaret, den alten Kasten in Brand zu stecken. Sie wäre zwar sehr darüber erschrocken; er aber hätte ihr befohlen, das Licht zu nehmen, und ihn auf den Speicher zu begleiten. Sie hätte es zwar nicht thun wollen; aber durch Schläge, und durch die Drohung, sie umzubringen, hätte er sie endlich dazu gezwungen. Als sie beyde hinaufgekommen, hätte er einen Schwefelfaden angezündet, und ihr denselben gegeben, solchen unter das Stroh zu stecken, welches sie, aus großer Furcht vor ihm, denn auch gethan hätte. Ihr Vater wäre gleich darauf wieder weggegangen; sie aber hätte geschwinde die Mutter und das Gesinde aufgeweckt, die dann in der größten Angst aus den Betten gesprungen, als unterdessen die Nachbarn sich auch zur Hülfe und Rettung eingefunden.

Sybille glaubte, diese Erzählung wäre recht listig ausgedacht. Allein es ging doch ganz anders als sie meinte. Da das Mädchen sich selbst als Mithelferin des Verbrechens angab, so hielt der Richter für nothwendig, sie in Verwahrung zu nehmen; sie mußte also in das Gefängniß. Die Mutter aber mußte mit einem Gerichtsdiener nach Hause gehen, und den Platz im

Gar-

Garten zeigen, wo das Zinn und Kupfer vergraben wäre. Man suchte nach, und befand es richtig, wie Sybille gesagt hatte. Sie blieb noch in Freyheit.

Der Richter verhörte nun den Mann, und hielt ihm die Aussagen seiner Frau und Tochter vor. Er beantwortete alle Fragen des Richters nach der Wahrheit, und so getrost, daß man daraus schon schließen konnte, er müßte ein gutes Gewissen haben. Besonders bewies er auch, daß er den ersten Brand nicht gestiftet haben könnte; denn er nannte den Mann, bey welchem er sich wegen eines Wollenhandels dieselbe ganze Nacht aufgehalten hatte. Dieser wurde auch darüber abgehört, und bekräftigte es mit einem Eid, daß der Mann dieselbe Nacht bey ihm geschlafen, und gar nicht aus dem Hause gekommen.

Da man jetzt die Tochter für eine Lügnerinn erkannte, so fiel auch ein starker Verdacht auf die Mutter, und diese wurde daher auch ergriffen, und ins Gefängniß gesetzt. Indessen blieben beyde Weibspersonen bey ihrer Aussage.

Jetzt war es also nöthig, sie gegen einander zu stellen. Der Mann und die Tochter wurden zuerst in die Gerichtsstube geführt. Der Richter hielt dem Mann vor, was seine Tochter gegen ihn ausgesagt hätte, und das Mädchen bekräftigte nochmals die falsche Anklage. Der erschrockene Mann sah seine Tochter an mit einer Miene, woraus Unschuld, väterliche Liebe und Betrübniß hervorleuchtete. Er hielt ihr vor, wie es möglich wäre, daß sie, als sein Fleisch und Blut, ihren redlichen Vater muthwillig in das allergrößte Unglück stürzen könnte?

Da zeigte sich nun die Gewalt der kindlichen Liebe und des Gewissens. Ihr Herz ward weich, ein Strom

von Thränen schoß ihr aus den Augen, — sie konnte nicht mehr reden, — und endlich bekannte sie ganz offenherzig, daß Alles, was sie gegen ihren Vater angebracht, nichts als Unwahrheit wäre. Sie erzählte darauf den ganzen Verlauf der Sache.

Nun wurden auch die Mutter und Tochter gegen einander gestellt. Sybille wollte Anfangs nichts gestehen. Mit frecher, wüthender Miene leugnete sie alles weg, was der Mann und die Tochter ihr ins Gesicht sagten. Es war also weiter nichts übrig, als die Folter. Anfangs stellte sie sich, als ob sie auch dem Schmerzen Trotz biethen wollte, wie es aber zum Auskleiden kam, entfiel ihr der Muth, und sie bekannte Alles.

Preis und Ehre der gerechten Vorsehung, welche die dicksten Finsternisse der Boßheit zerstreuen, und das Verborgenste ans helle Tageslicht ziehen kann; die den Unschuldigen nicht umkommen, und den Frevler nicht ungestraft läßt!

Der unschuldige Mann erhielt nun sogleich die Freyheit. Die Tochter kam auf zehn Jahre ins Zuchthaus, damit sie ein andermal bedenken möchte, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen. Die gottlose Sybille aber wurde lebendig verbrannt.

Der thörichte Stolz war die erste Ursache ihres Verbrechens und ihres Unglücks gewesen. Deßwegen sagt Salomo wohl recht: (Sprichw. 16, 18.)

Wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz, und stolzer Muth kommt vor den Fall.

Und Sirach: (Capitel 10, Vers 15.)

Hoffart treibt zu allen Sünden, und wer darin steckt, der richtet viel Greuel an.

Caspar Melle.

Ein Haufen Bauern ging einst nach der Stadt zum Markte. Ihnen begegnete ein Herr im Wagen, den sie aber nicht kannten. Sie trabten mit der Pfeife im Munde vorbey, mir nichts dir nichts, ohne an den Hut zu greifen und zu grüßen. Nur Kaspar Melle war der einzige, der etwas stille stand, seinen Hut abnahm, seine Pfeife so lange wegsteckte, und dem Herrn im Wagen eine freundliche Miene und Verbeugung machte. Das bemerkte der Herr sehr genau. — Einige Zeit nachher hatte die Dorfschaft, wo die Bauern her waren, das Unglück, daß ihnen im Sommer der Hagel beynahe das halbe Feld ruinirte. Sie beklagten sich beym Amte und baten um etwas Erlaß. Das Amt verwies sie an die herzogliche Kammer. Sie machen sich alle zusammen auf den Weg, stellen da ihre Noth mündlich vor; aber — weil man ihnen beweisen konnte, daß sie aus den übrigen Früchten doch sicher noch so viel Geld machen könnten, als zur Bezahlung der Abgaben erforderlich wäre, so erhielten sie nichts; mußten also wieder abtreten. Im Weggehen rief einer von den Herren: „Her da, mein Freund im blauen Rocke! — etwas näher! — da habt ihr aus meiner Tasche fünf Thaler als eine kleine Beyhülfe zu euern Abgaben! — ich kenne euch als einen höflichen Menschen — und höflichen Leuten muß man wie-

der höflich begegnen!" — Dieß war gerade der Herr, der vor einiger Zeit im Wagen saß und den Bauern begegnete, als sie nach dem Markte gingen. — So genau hatte er sich den Caspar Melle gemerkt!

Der unhöfliche Handwerksbursche.

Claude Rougemont, ein ehrlicher Hirte zu Brienne in Champagne, einer französischen Provinz, saß vor ein Paar Jahren im Sommer gegen Abend dicht an der Landstraße unter einem Baume; neben ihm ging seine Heerde im Grase. Da kam ein Handwerksbursche die Straße daher, sah den Hirten sitzen, dachte aber: „o nur ein Hirte — was geht dich der an! — laß ihn!" — Er starrte ihn an, und ging stolz vorüber, ohne ihn zu grüßen. — Nach einer kleinen Stunde will der Hirte nach Hause treiben; sein Spitz muß die Heerde herumholen, und er schlenderte denn die Straße so sachte hinter her. Auf einmal sieht er im Wege etwas Blankes liegen. Er hebts auf, und findet eine große Brieftasche, die verschlossen ist, der Schlüssel aber hängt daran; er ist neugierig, was doch wohl darin seyn möchte — schließt auf, und da findet er nun mancherley Kleinigkeiten — Briefschaften — auch einen Wechselbrief auf zweyhundert Thaler, der in Straßburg zahlbar war, und auch eine Kundschaft, die einem Seidenweber-Gesellen zugehörte, Franz Wildrose genannt, aus Colmar gebürtig. „Was gilts?" — dachte er sogleich — „die hat sicher der hochtrabende Handwerksbursche verlohren! er ist zwar ein

grober Kerl, der mir nicht einmal guten Abend gebothen hat; aber — wenn ers doch nur wieder hätte! — der gute Mensch mag sich wohl Sorge und Kummer genug darüber machen, wenn er in die Herberge kommt, und seine Brieftasche nicht findet!" — Er treibt indeß mit seiner Heerde weiter — und siehe! sporenstreichs kommt da ein Mensch die Straße her gelaufen — er kann ihn zwar nicht genau erkennen, weil's schon ziemlich dunkel werden will, hört ihn aber von ferne traben. Der Mensch kommt näher, und — es ist mein guter Handwerksbursche wieder — „habt ihr nicht eine Brieftasche gefunden, mein Freund?" rief ihm dieser noch einige Schritte von ihm voller Angst zu. „Wie ist euer Name?" fragte der Hirte. „Franz Wildrose!" — woher gebürtig? „aus Colmar — Gott ich bin unglücklich, wenn ich" — „Da, mein guter Mensch," sprach der Hirte, „da hat er seine Tasche und alles wieder, was er verlohren hat." — Der Mensch war vor Freuden ganz außer sich und wollte ihm ein ansehnliches Geschenk geben. „Weg damit!" sagte der Hirte, „ihr habt durch eure Angst ohnehin schon genug gelitten; wir Hirten halten's für unsre Schuldigkeit, Reisenden Dienste zu leisten, und was man zu thun schuldig ist, dafür muß man sich nicht erst bezahlen lassen. Aber eine Lehre, guter Freund, müßt ihr von einem einfältigen Hirten annehmen: ins künftige grüßet ehrliche Leute, denen ihr begegnet, ihr wißt nicht, ob sie euch nicht einmal Dienste leisten können." — Der Mensch ging beschämt davon. —

Jähzorn.

Schon als kleines Kind war Riekchen sehr heftig. Geschah nicht gleich, was sie wünschte, so drängte sich das Blut in ihr Gesicht; und sie wurde rothbraun, und fiel in eine Art von Verzuckungen.

Als Riekchen älter war, besaß sie zwar manche schöne Kenntnisse, konnte fertig lesen, hübsch schreiben, rechnen, stricken und nähen, aber ihre Heftigkeit hatte nicht abgenommen. Bey jeder Kleinigkeit brauste sie auf, wurde roth im Gesichte, und sah etwas abschreckend aus. Sie war, mit Einem Worte, jähzornig.

Man würde Riekchen Unrecht thun, wenn man sie deßhalb sogleich für ein böses Mädchen hielte. Ihr Herz war im Grunde gut; es liebte aufrichtig die Menschen und die Tugend; sie war liebreich, gefällig, thätig und großmüthig. Schade nur, daß ihr Hang zum Jähzorne so groß war. Er entstellte das gute Mädchen sehr, und brachte es in einen unverdienten übeln Ruf.

Liebe Tochter, sprach eines Morgens die Mutter, du wirst heute nicht das weiße Kleid anziehen. Für diesen Tag ist das alte seidene gut genug. Riekchen, die das seidene Kleid nicht leiden mochte, weil es etwas altmodisch war, bath die Mutter, ihr zu erlauben, das weiße anzuziehen. Doch die Mutter, die es gerne sah, daß ihre Kinder sich in ihren Willen ohne Widerrede fügten, bestand darauf, daß Riekchen das seidene Kleid anziehe.

Darüber wurde Riekchen verdrießlich. Ihr kleiner Bruder Fritz wollte mit ihr scherzen. Da sie aber

zu nichts weniger als dazu aufgelegt war, so wies sie ihn unfreundlich ab. Fritz wiederhohlte seinen Scherz. Riekchen glaubte, er wolle ihrer spotten, und fuhr ihn heftig an. Das Blut stieg ihr ins Gesicht; sie glühte vor Zorn, und stieß Fritzen so stark von sich, daß er zu Boden sank, an einen Stuhl fiel, und sich an der Stirne eine Beule schlug.

Der Vater war gerade hereingetreten, und hatte alles mit angesehen. Fritz that einen großen Schrey. Die Eltern sprangen erschrocken zu ihm, und glaubten, daß er sich ein Loch in den Kopf geschlagen habe.

Riekchen wurde es angst und bange. Sie wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte. Die Mutter überhäufte sie mit Vorwürfen, der Vater aber nahm sie bey der Hand, und führte sie in ein kleines Kämmerchen, wo er sie einsperrte.

Riekchen fing an zu weinen und zu jammern. Vergebung, lieber Vater, Vergebung! rief sie in Einem fort.

Keine Vergebung! versetzte der Vater, ein wildes Thier legt man in Ketten, damit es nicht schade; einen jähzornigen Menschen muß man einsperren, denn gleicht er nicht oft einem wilden Thiere?

Zwey Stunden lang mußte Riekchen in dem Kämmerchen sitzen. Sie fühlte, wie schlecht sie wieder in ihrer Hitze gehandelt habe, und bereuete aufrichtig ihr Vergehen. Weinend kam sie, als sie wieder, auf Fritzens Fürbitte, freygelassen wurde, zu ihren Eltern, bekannte ihren Fehler und bath mit herzlicher Reue um Verzeihung.

Der Vater faßte sie bey der Hand und zog sie zu sich. Riekchen, sprach er, du bist ein hübsches und auch ein gutes Mädchen. Ich habe dich herzlich gerne.

Aber dein böser, böser Jähzorn! Ach! du glaubst es nicht, wie sehr er dein Gesicht entstellt; du siehst im Zorne so häßlich, so widerlich aus, daß ich dich nicht ansehen mag. Auch die größte Schönheit wird durch Zorn in Häßlichkeit verwandelt. Aber dieß ist nicht die einzige böse Folge desselben. Er schadet auch der Gesundheit ungemein. Im Zorne wallt das Blut zu heftig und zu unordentlich in den Adern; der Körper und die Lebenskraft werden sehr angegriffen, die Gesundheit untergraben, und das Leben verkürzt. Zornsüchtige Menschen leben selten lange. Und, was das Schlimmste bey dem Zorne ist, er beraubt den Menschen seines Verstandes, und macht, daß er oft thöricht und schlecht handelt, nicht überlegt, was er thut, und dadurch oft sich und andern schadet. Du bist ein lebendiger Beweis davon. Denke daran, wozu dich der Jähzorn vor zwey Stunden verleitet hat, und du wirst an der Wahrheit meiner Worte nicht zweifeln. Er verwandelt den Menschen bisweilen in ein reißendes Thier. Bekämpfe ihn, meine Tochter, bey Zeiten.

Riekchen weinte, und versprach den Eltern, sich in Zukunft vor dem Jähzorne sorgfältig in Acht zu nehmen. Dann küßte sie ihren Bruder Fritz, und bath auch ihn um Verzeihung. Der gute Bruder hatte ihr längst verziehen.

Eine Zeitlang nahm Riekchen sich sehr in Acht. Aber einmal vergaß sie sich doch von Neuem. Die Mutter wollte einen ihrer sehnlichsten Wünsche nicht erfüllen. Riekchen gerieth darüber in einen schnellen Zorn, dachte nicht daran, wen sie vor sich hatte, und erlaubte sich gegen die Mutter ungezogene Reden. Der Vater, der in dem Nebenzimmer alles vernommen

hatte, eilte herbey, und gab Riecken mit der Hand einen Schlag auf den Mund. So spricht man nicht mit einer Mutter! rief er mit gerechtem Unwillen; Bescheidenheit geziemt dem Kinde gegen seine Aeltern.

Als Riekchen wieder zur Besinnung gekommen war, fühlte sie, wie sehr sie sich in ihrem Jähzorne an ihrer Mutter vergangen habe, näherte sich ihr mit Thränen, und bath, ihr zu verzeihen.

Riekchen! Riekchen! sprach der Vater, du hast das Versprechen vergessen, das ich von dir erhalten habe, als du deinen Bruder an den Stuhl warfst. Dein heilloser Jähzorn! Er läßt dich nie bedenken, was du thust, er verblendet dich sogar gegen deine Mutter, und läßt dich die heiligsten Pflichten eines Kindes vergessen. Was hat nicht alles deine gute Mutter für dich gethan, gelitten, und ausgestanden! Nie, nie wirst du ihr dieses wieder vergelten! Ich weiß, dein gutes Herz fühlt dieß lebhaft. Aber der böse Jähzorn reißt dich so weit hin, daß du selbst gegen deine Mutter beleidigend wirst.

Auch jetzt versprach Riekchen, sich zu bessern. Sie that dieß wirklich, bekämpfte ihren Jähzorn, und war nun noch Ein Mal so liebenswürdig, verständig und gut als ehemals.

Glatz.

Bewahre Keuschheit und Unschuld.

Nachdem Peter der Erste sich von seiner ersten Gemahlinn, Ottokessa Lupachin, eines Boyaren Toch-

ter, hatte scheiden, und sie in ein Kloster einsperren lassen, fiel seine Neigung auf ein Fräulein von Mons, die aber, während der Kaiser außer Landes war, den damahligen Preußischen Gesandten in Moskow, von Keyserling, heyrathete. Einige Zeit darauf verliebte sich der Czar in die Reitze eines andern jungen Frauenzimmers, der Tochter eines fremden Kaufmanns, der sich in dieser Stadt aufhielt, bey dem er eines Tages speiste. Er wurde durch ihre Erscheinung so hingerissen, daß er ihr anboth, selbst gefällige Bedingungen zu machen, wenn sie mit ihm leben wollte, welches aber das tugendhafte Mädchen bescheiden ausschlug. Da sie indeß die Wirkungen seiner Macht fürchtete, so faßte sie den Entschluß, Moskow noch in der Nacht zu verlassen, ohne selbst ihren Aeltern etwas davon zu sagen. Sie versah sich mit ein wenig Geld zu ihrem Unterhalt, und ging verschiedene Meilen zu Fuß in das Land hinein, bis sie in ein kleines Dorf kam, wo ihre Amme mit ihrem Manne und ihrer Tochter, des jungen Frauenzimmers Milchschwester, sich aufhielt. Diesen entdeckte sie ihre Absicht, sich in dem Holze nahe bey diesem Dorfe zu verbergen. Um aller Entdeckung zuvor zu kommen, machte sie sich, in Begleitung des Mannes und der Tochter, noch in der nämlichen Nacht auf den Weg. Der Mann, seines Handwerks ein Zimmermann, dem das Holz sehr gut bekannt war, führte sie zu einem kleinen trockenen Platz in der Mitte eines Morastes, und baute ihr hier eine Hütte zu ihrer Wohnung. Ihr Geld hatte sie bey ihrer Amme gelassen, um ihr die kleinen Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte zu verschaffen, welche ihr getreulich bey Nacht, von der Amme oder ihrer Tochter, überbracht wurden.

Eine von beyden blieb auch allemal des Nachts bey ihr.

Am Tage nach ihrer Flucht kam der Czar zum Vater, um sie zu sehen. Als er die Aeltern ängstlich und bekümmert, sich selbst aber betrogen fand, bildete er sich ein, es sey ein von ihnen selbst angelegter Plan. Er gerieth in Zorn, und drohte, sie seine Ungnade empfinden zu lassen, wenn sie nicht zum Vorschein gebracht würde. Den Aeltern blieb nichts übrig, als feyerliche Versicherungen, von Thränen wahrhafter Betrübniß begleitet, ihn von ihrer Unschuld und Unwissenheit, was mit ihr vorgegangen sey, zu überzeugen. Sie versicherten ihm, daß sie befürchteten, es müsse ihr irgend ein unglücklicher Zufall begegnet seyn, weil von dem, was ihr zugehöre, nichts weiter vermißt werde, als was sie zu der Zeit angehabt habe. — Der Czar war mit ihrer Aufrichtigkeit zufrieden, veranlaßte ein großes Untersuchen nach der Vermißten, und both eine ansehnliche Belohnung für den aus, der entdecken würde, was ihr begegnet sey; aber vergeblich. Die Aeltern und Verwandten fürchteten, sie sey ums Leben gekommen, und legten Trauer um sie an.

Ein Jahr darauf wurde sie durch einen Zufall entdeckt. Ein Obrister, der von der Armee gekommen war, um seine Freunde zu besuchen, ging in dem Holze auf die Jagd, und verfolgte sein Wildpret durch den Morast. Er kam an die Hütte, und als er hineinsah, erblickte er ein schönes, junges Frauenzimmer in schlechter Kleidung. Als er sie gefragt hatte, wer sie sey, und wie sie dazu komme, an einem so einsamen Orte zu leben? machte er endlich ausfindig, daß sie das Frauenzimmer sey, deren Verschwinden so großes Aufsehen gemacht hatte. In der äußersten Verwirrung

und mit den inständigsten Bitten flehte sie ihn auf den Knieen, daß er sie nicht verrathen möchte. Er antwortete ihr, daß die Gefahr, seinem Dünken nach, für sie vorüber wäre, weil der Czar jetzt anderwärts gebunden sey; sie könne sich daher mit Sicherheit entdecken, wenigstens ihren Aeltern, mit denen er Rücksprache nehmen wolle, wie die Sache am besten anzufangen sey. Das Frauenzimmer willigte in diesen Vorschlag, und sofort machte er sich auf den Weg, und erfreute ihre Aeltern mit seiner glücklichen Entdeckung. Der Schluß ihrer Berathschlagungen fiel dahin aus: Madame Katharinen, (so wurde damals die nachherige Kaiserin genannt) um ihre Meinung zu fragen, auf was für eine Art die Sache dem Czar eröffnet werden sollte? Der Obriste unterzog sich diesem Geschäfte. Katharina bestellte ihn auf den folgenden Morgen wieder, um ihn seiner Majestät vorzustellen, wo er dann den Vorfall entdecken, und sich die versprochene Belohnung ausbitten möchte. Er kam, der Abrede gemäß wurde er vorgestellt, und erzählte den Zufall, wodurch er das Frauenzimmer entdeckt habe, so wie die elende Lage, worin er sie gefunden, und was sie, bey der Zärtlichkeit ihres Geschlechts, ausgestanden haben müsse, da sie so lange an einem so schrecklichen Orte eingeschlossen gewesen. Der Czar ließ sich merken, wie leid es ihm thue, daß er die Ursache aller ihrer Leiden gewesen seyn solle, und erklärte zugleich, daß er sich bemühen werde, ihr dafür Genugthuung zu geben. Katharine brachte jetzt in Vorschlag, daß die beste Vergeltung, welche seine Majestät ihr gewähren könnten, die seyn würde, ihr ein gutes Vermögen und den Obristen zum Manne zu geben, der das beste Recht auf sie habe, da er sie in Verfolgung des Wildprets auf der

Jagd erhascht hätte. Der Czar stimmte vollkommen mit Katharinens Meinung überein, und befahl einem seiner Günstlinge, mit dem Obristen das junge Frauenzimmer nach Hause zu bringen, und sie kam, zu unaussprechlicher Freude ihrer Familie und Verwandten, welche alle sie betrauert hatten. Die Heyrath geschah auf Anordnung und Kosten des Czars, der selbst die Braut dem Bräutigam zuführte, indem er sagte: Er mache ihm hier mit einem der tugendhaftesten Frauenzimmer ein Geschenk. Diese Erklärung begleitete er mit beträchtlichen Geschenken, und setzte ihr und ihren Erben überdieß noch ein Jahrgeld von dreytausend Rubeln aus.

Diese Dame lebte hernach, vom Czar und jedem, der sie kannte, ausnehmend hochgeschätzt.

Das launische Mädchen.

Du bist ein allerliebstes Mädchen! sprach Marie zu ihrer neuen Freundinn Hilaria, mit der sie spielte. Machst mir heute ein so freundliches, fröhliches Gesicht, daß man dich lieb gewinnen muß.

Marie hatte nicht unrecht. Hilaria war dießmal sehr artig und verbindlich. Sie schäkerte, sang und küßte Marien, erwies ihr eine Gefälligkeit nach der andern, und verdiente dadurch allerdings den Nahmen eines allerliebsten Mädchens. Alles, was ihr seit einiger Zeit begegnet war, mußte Marie auch wissen. Sie erzählte es ihr mit aller Offenheit, und schloß ihr

Herz ganz vor ihr auf. Dieß Benehmen Hilariens mußte auf ihre Freundinn den besten Eindruck machen. Marie hielt sich bey ihr länger auf, als sie sich vorgenommen hatte, und verließ sie mit fröhlichem Gemüthe und dem Versprechen, sie bald wieder zu besuchen, wozu sie von Hilarien dringend aufgefordert wurde.

Nach einigen Tagen kam Marie wieder zu Hilarien. Es war trübes Wetter. Sie hoffte, sich mit der Freundinn auf eine angenehme Art die Zeit zu vertreiben, und eilte mit freudiger Seele derselben entgegen. Aber Hilarie sah aus wie das Wetter. Kein Leben, keine Heiterkeit in ihrem Gesichte. Langsam ging sie Marien entgegen, kalt empfing sie dieselbe.

Ist dir nicht wohl, liebe Hilarie? fragte Marie.

Diese Frage schien Hilarien sichtbar zu verdrießen. Sie antwortete kurz, und in einem empfindlichen Tone: Mir fehlt nichts!

Marie wollte sich in ein trauliches Gespräch einlassen; aber dahin war Hilarie nicht zu bringen. Sie saß stumm auf ihrem Stuhle, und sah ihre Freundinn nicht einmal an. Marie wollte sie aufheitern, aber damit kam sie übel an; bey dem ersten unschuldigen Scherze wurde sie von ihr mit einer so großen, zurückstoßenden Heftigkeit angefahren, daß sie es nicht wieder wagte, mit ihr zu scherzen. Sie fing an, ihr Neuigkeiten zu erzählen, aber Hilarie that so, als höre sie nicht — sie sagte ihr manches Schmeichelhafte, aber sie wurde darüber verdrießlich.

Nachdem sich Marie eine halbe Stunde lang gequält hatte, Hilarien für sich zu gewinnen, nahm sie von ihr Abschied, wobey Hilarie sich sehr kalt benahm.

Dieß auffallend sonderbare Benehmen mißfiel Marien nicht wenig. Wie schnell hat sich das Mädchen

verändert, dachte sie bey sich selbst; die ersten Male, daß ich sie besuchte, war sie die Freundlichkeit und Gefälligkeit selbst, jetzt war mit ihr nicht auszukommen. Habe ich doch in meinem Leben kein mürrischeres Gesicht, kein zurückstoßenderes Betragen gesehen! —

Marie dachte nach, ob sie vielleicht Hilarien auf irgend eine Weise beleidigt habe. Aber sie fand sich ganz unschuldig. Endlich kam sie auf die Vermuthung, man müsse ihre Freundinn gegen sie eingenommen haben; denn das war ihr nicht denkbar, daß Hilarie ohne Ursache sich so unfreundlich gegen sie benommen haben sollte.

Den Tag darauf begegnete Marie auf einem Spaziergange Hilarien. Diese blieb stehen, und wünschte der Freundinn einen freundlichen guten Morgen. Ihr Benehmen war ungemein verbindlich. Sie sagte Marien viel Artiges, und suchte gleichsam den bösen Eindruck auszulöschen, den sie den Tag zuvor gemacht hatte.

Marien kam dieß ganz unerwartet. Sie konnte sich in Hilariens Veränderlichkeit durchaus nicht finden. Liebe Freundinn, sprach sie zu ihr, gestern muß dir nicht wohl gewesen seyn, du warst so unfreundlich, so kalt! Oder hattest du etwas gegen mich? War ich vielleicht selbst Schuld daran, daß du mir so unfreundlich begegnetest?

Diese Frage war Hilarien nicht recht. Sie nahm mit Einem Male ein ernsthafteres Gesicht an; doch kam es nicht zu der gestrigen Dezembermiene. Liebe Marie, sprach sie etwas hastig, ich hatte nichts wider dich. Es war mir allerdings nicht ganz wohl zu Muthe; aber die Ursache davon kann ich dir nicht an-

geben. Sie ist mir selbst unbekannt. Ich kann nur das sagen, daß ich übel gestimmt war.

Hilarie wurde nun von Marien auf den künftigen Sonntag zu ihr eingeladen. Es werden, sagte sie, mehrere Mädchen kommen, dann wollen wir einmal recht lustig seyn. Vergnügt und freundlich trennten sich die Freundinnen.

Ein sonderbares Geschöpf! sprach Marie zu sich selbst, den einen Tag heiter und lustig, den andern mürrisch und zurückstoßend, den dritten Tag wieder artig und verbindlich!

Hilarie kam nach Hause. Sie machte der Mutter ein freundliches Gesicht, und fragte sie, ob sie ihr gefällig seyn könne. Die Mutter trug ihr auf, an einem Häubchen für die jüngere Schwester fortzustricken. Hilarie that dieß mit lebhaftem Vergnügen. Zu Mittage kamen auch Kartoffeln auf den Tisch. Hilarie aß sie sehr gerne. Sie verzehrte deren vier. Nach Tische war sie auf Ein Mal still und mißmuthig. Die Mutter ermunterte sie, an dem Häubchen fortzustricken; aber die Tochter zuckte verdrießlich mit den Schultern, brummte etwas vor sich her, und wollte das Häubchen nicht vornehmen.

Aergerliches Mädchen! sprach die Mutter, man kann auf dich nie bauen; die eine Stunde bist du freundlich, artig und gut, in der andern ist mit dir nicht auszukommen. Vormittags warst du ein allerliebstes Mädchen, und übernahmst mit Freuden die Arbeit, jetzt magst du davon nichts wissen, und knauerst, schielest und murrst, als wenn dir wer weiß was für Böses widerfahren wäre. Und gewiß weißt du mir keine Ursache davon anzugeben. Du bist wie der Himmel im veränderlichen April. Bald lächelt er uns freundlich

an, bald ist er mit schwarzen Wolken umzogen; in diesem Augenblicke erheitert uns der Schein der lieben Sonne, in dem nächstfolgenden ist sie schon eingehüllt.

Bey diesen Worten ließ sich eine arme Frau mit zwey Kindern melden. Die Mutter ging hinaus, und sprach mit ihr.

Ach, helfen Sie mir, gnädige Frau, sprach das Weib, helfen Sie mir! Ich war schon heute Vormittags hier. Ihre Mamsell Tochter hat mich gar freundlich behandelt, und mich getröstet. Ich sollte Nachmittags kommen, sagte sie, da wollte sie mir etwas mittheilen, und die Frau Mutter werde auch für mich und meine Kinder etwas thun. Gnädige Frau, Ihre Mamsell Tochter ist mir vorgekommen als ein Engel, so gar artig und fromm und gut war sie!

Die Mutter rief Hilarien herbey. Als die arme Frau sie erblickte, sprach sie: Das ist sie! das ist sie! Kinder, küßt ihr die Hand!

Die zwey Kleinen wollten Hilariens Hände küssen, aber sie zog sie unwillig zurück.

Der Mamsell ist gewiß nicht wohl, sagte die arme Frau, Vormittags sah sie ganz anders, viel lebhafter und vergnügter aus.

Diese Worte mißfielen Hilarien; denn sie fühlte wohl, daß sie sich ihrer Veränderlichkeit schämen müsse. Mürrisch ging sie in das Zimmer zurück, und wollte von den armen Leuten nichts weiter wissen. Die Mutter gab ihnen alte Kleidungsstücke, und einiges Geld, und kehrte dann zu ihrer Töchter zurück.

Tochter! Tochter! sprach die Mutter, du kannst über dein Herz und dein Gefühl noch nicht im mindesten herrschen; daher deine große Veränderlichkeit, die dich an so manchem Guten hindert. Daß du wieder

so mürrisch und ungefällig bist, wer und was ist Schuld daran? Du weißt keinen Grund anzugeben. Liegen dir etwa die Kartoffeln im Magen?

Hilarie antwortete kein Wort, sondern schmollte fort. Den darauf folgenden Sonntag kamen bey ihr verschiedene Mädchen zusammen, unter denen sich auch Marie befand. Hilarie war munter und vergnügt, aber das dauerte nur eine halbe Stunde; ihre Heiterkeit ging, man wußte selbst nicht warum, auf Ein Mal verlohren, sie fing an ernsthaft und am Ende mürrisch und zurückstoßend zu werden. Nun war alles Vergnügen dahin. Mißmuthig ging ein Mädchen nach dem andern fort.

Marie erzählte ihrer Mutter, daß sie aus Hilarien nicht klug werden könne, sie sey das eine Mal artig, freundlich und verbindlich, das andere Mal — man wisse immer nicht warum — verdrießlich, gleichgültig, kalt, undienstfertig u. s. w.

Die Mutter lächelte. Hilarie, sprach sie, leidet an einer häßlichen, gefährlichen Krankheit, an der sehr viele Mädchen leiden — an der bösen Laune. Sie ist ein launisches Mädchen. Auf launische Menschen, die nichts Festes in ihrem Handeln haben, kann man nicht bauen, sie sind wie ein Rohr, das der Wind hin und her wehet; sie stöhren oft das gesellschaftliche Vergnügen, beleidigen andere, und machen, daß man sie nirgends wohl leiden mag. Mit einem launischen Mädchen geht niemand gern um.

Das letztere erfuhr Hilarie. Alle ihre Freundinnen fielen am Ende von ihr ab. Kein Mädchen wollte mit diesem launischen Geschöpfe mehr umgehen. Dieß kränkte sie tief. In ihren ältern Jahren wollte sie ihr launisches Wesen ablegen. Aber zu spät; es gelang

ihr nicht. Ihre Launen verdarben ihr alle Lebensfreuden und machten sie unglücklich.

Glatz.

Aufopferung des Lebens für Andere.

Im October des Jahrs 1774 wüthete der fürchterlichste Sturm auf der See, dessen sich die ältesten Menschen nicht zu erinnern wußten; und Jedermann war in banger Besorgniß, und bethete für die armen Leute, deren Leben in zerbrechlichen Schiffen der Wuth der Winde und der Wellen überlassen seyn könnte. Bald erblickte man ein Holländisches Schiff, dem es dieses Sturmes wegen nicht möglich war, in den Hafen einzulaufen. Drey lange Tage und Nächte war es ein Spiel der Wogen, bis es in der Nacht vom 12ten auf den 13ten einige Schritte vom Ufer auf den Strand lief. Der Sturm wüthete immer stärker fort; die tobenden Wellen rissen ein Stück des Schiffes nach dem andern hinweg; Todesangst und Verzweiflung ergriff das arme Schiffsvolk und die darauf befindlichen Reisenden, da ihnen der heulende Sturm und die brausenden Wogengebirge alle Hoffnung benahmen, sich zu retten. Unter den Zuschauern am Ufer waren viele, die ihr Leben für die leidenden Brüder gewagt hätten, wenn es nicht gar zu sichtbar gewesen wäre, daß die Gewalt der empörten Elemente ihre Bemühungen vereiteln würde. Endlich kam der Lootsenanführer Tode und sah es. Seit mehr als dreyßig Jahren war sein ordentliches Geschäft, den Schiffen, die mit Wind

und Wellen kämpften, beyzuspringen und sie sicher in den Hafen zu führen. Dabey hatte er manche Thräne des Danks von den Wangen der Geretteten fließen gesehen, und manche verirrte Seele war durch die Befreyung aus der Gefahr gerührt, und zur Tugend zurückgeführt worden, welches seine größte Freude war. Kaum sieht dieser die Noth der Menschen auf dem Schiffe, so eilt er nach Hause, die nöthigen Anstalten zu ihrer Hülfe zu treffen. Seine Frau fällt ihm um den Hals, bittet und flehet um Schonung seines Lebens, weil es unmöglich sey, die Trümmer des Schiffs zu erreichen. Die Kinder umfassen seine Kniee, halten ihn fest und schreyen: „Hörst du nicht, Vater, wie das Meer braust, wie die Winde fürchterlich heulen? bleibe bey uns. Wir haben ja sonst keinen Vater!“ — „Was kümmert mich das Brausen des Meeres, sagt er, und das Heulen der Winde? Ich höre nichts als Jammergeschrey der Unglücklichen, das durch das Toben der Elemente hindurch dringt. Laßt mich! sie strecken schon ihre Hände nach mir aus. Und, Kinder! ihr habt noch einen Vater im Himmel, der befiehlts mir, und wird helfen, daß ich wieder komme. Er hat mich schon so vielmal aus den größten Gefahren gezogen. Und sterb ich, so wird er euch gewiß nicht verlassen.“ — Damit umarmt er die Frau und Kinder, und geht, von acht braven Lootsen begleitet, zum Strande.

Sie springen in ein Boot, rudern muthig den Wellen entgegen nach dem Schiffe zu, aber vergebens; viermal versuchen sie es aus allen Kräften, und eben so oft werden sie durch die Gewalt des Windes und der Wellen wieder ans Ufer zurückgeworfen. An Kräften erschöpft, und voll Schweiß kehrt Tode nach

seinem Hause zurück, sich umzukleiden, als eben seine Frau das Mittagsessen bereitet hat. Voller Freude bittet sie ihn, sich nun nach seiner sauern Arbeit wieder zu erquicken. „Jetzt ist nicht Zeit zu essen, versetzt er, ich habe noch keinen gerettet; erst will ich wieder hin und helfen, dann —“ Er kleidet sich um, geht in die Kammer, fällt auf seine Kniee und bethet zu Gott um Muth und Kräfte, und wird erhört. Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelingt es ihm endlich, daß er ans Schiff kömmt und eilf Menschen glücklich ans Land bringt. Sogleich schickt er seiner Frau einen Bothen und läßt ihr sagen: eilf Menschen habe ich gerettet; freue dich, und danke Gott, unterdessen ich die übrigen nachhole. Da knieeten Frau und Kinder nieder, und sangen ein Danklied, während daß er seine letzten Kräfte anstrengt, wieder an das Schiff zu kommen. Er erreicht es endlich, und schon warfen die Unglücklichen, voll Hoffnung, dem Boote ein Tau zu, es näher an sich zu ziehen als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzt, und den edlen Retter mit seinen acht Gehülfen in den Abgrund begräbt. Er selbst saß am Steuerruder und streckte eben die Hand nach dem Tau aus, es aufzufangen. Seine letzten Empfindungen waren also wohl der wärmste Dank gegen Gott und die höchste Entzückung über den glücklichen Erfolg seiner edlen That; damit ging er in die Ewigkeit hinüber, das Wonnegefühl der hohen Würde eines Retters seiner Brüder nun ganz rein und unvermischt zu genießen.

Seine Frau und Kinder lagen noch auf den Knieen, betheten und sangen Dankgebethe, als die schreckliche Nachricht kam, daß ihr edler Mann und Vater verlohren sey. Ihren Schmerz mit Worten zu

schildern, vermag niemand. Aber Gott erbarmte sich ihrer, daß sie bald einsahen, wie wohl es um den Menschen stehen müsse, der in einem solchen Berufe stirbt. Dieser Gedanke hemmte den Lauf ihrer Thränen, und sie bestrebten sich täglich mehr, mit Eifer Gutes zu thun, daß sie der Tod auch einmal darüber antreffen möchte. Viele, die es sahn und hörten, wurden besser, und Gott lenkte es so, daß auch die noch auf den Trümmern des Schiffs Zurückgebliebenen, die den Mann, auf welchen sie ihre letzte Hoffnung gesetzt hatten, vor ihren Augen umkommen sahen, noch gerettet wurden. Dieses überzeugte sie aufs innigste, daß, wenn auch alle menschliche Hülfe verschwindet, wenn der Blitz uns zu zerschmettern und die Erde unter uns zu verschlingen droht, und die Meereswogen schon über unserm Haupte zusammenschlagen, Gott dennoch Mittel und Wege weiß, uns zu erhalten, wenn es uns gut ist, länger unter den Lebendigen zu verweilen. — Tode aber erntet gewiß dort den Lohn, der der Tugend verheißen ist, und freuet sich noch itzt mit allen denen, die Opfer ihrer Menschenliebe wurden und mit Jesu, seinem Vorgänger, der auch über seine wohlthätigen Bemühungen starb, des Segens, den sie ausgesäet haben, der Ernte, die sie Gott jetzt genießen läßt.

Lebensart.

Eines Tages kam Wilhelmine zu ihrem Vater, und fragte ihn, was man unter dem Ausdrucke Lebens-

art verstehe? Meine Tochter, versetzte der Vater, wenn du auf die Art und Weise aufmerkst, auf welche sich die Menschen äußerlich benehmen, so wirst du finden, daß der eine sich so benimmt, daß man ihn lieb gewinnen muß, der andere aber durch sein Benehmen andern anstößig wird. Du weißt, daß nicht alles schicklich ist, was manche Menschen thun. Wer sich in Gesellschaft so beträgt, wie es schicklich ist, von dem sagt man, daß er Lebensart habe, wer sich aber unschicklich benimmt, dem schreibt man Mangel an Lebensart zu. Ich werde dir das am besten durch einige Beyspiele erläutern.

Ich habe in meiner Jugend viele Mädchen gekannt, die keine Lebensart hatten. So erinnere ich mich an eine gewisse Thusnelda. Die war nie in größerer Angst, als wenn ihre Aeltern von Freunden besucht wurden. Sie sah ihnen fast nie ins Gesichs, floh ihre Gesellschaft, und wollte sich mit ihnen in kein Gespräch einlassen. Das Mädchen hat gar keine Lebensart, sprachen gewöhnlich diejenigen, die sie kennen lernten.

Ganz anders benahm sich Karolinchen, ihre Schwester. Sie empfing die Freunde mit Artigkeit und Freundlichkeit, freute sich, ihre Bekanntschaft zu machen, erkundigte sich, wie es ihnen ginge, ob sie ihr Haus wohl verlassen hätten, ob sie glücklich gereist wären u. d. m. Sie fragte die Freunde, ob sie sie im Hause herumführen, sie in den Garten begleiten, oder ihnen andere Dienste erweisen sollte. So lange diese in dem Hause der Aeltern blieben, beeiferte sich Karolinchen, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen, und ihnen ihren Aufenthalt in dem älterlichen Hause so angenehm

zu machen als möglich. Das ist ein artiges, allerliebstes Mädchen! sagten alle Fremden; es hat Lebensart.

Fränzchen glich Thusnelden. Wenn sie in eine Gesellschaft kam, stürzte sie wild ins Zimmer, murmelte ihren guten Tag oder guten Abend so undeutlich her, daß man nichts verstehen konnte, machte ein Knickchen, das man kaum merkte, und sah dann die Gesellschaft selten an, sondern eilte zu den andern Mädchen, und bekümmerte sich um die Erwachsenen nicht weiter. Das Mädchen benimmt sich tölpisch, hieß es oft, es hat gar keine Lebensart.

Hannchen machte es ganz anders. Bescheiden trat sie in das Zimmer, indem sich die Gesellschaft befand. Vernehmlich wünschte sie derselben einen guten Tag oder Abend; machte eine schöne Verbeugung, und erkundigte sich bey jeder Anwesenden um ihr Wohlbefinden. Hannchen ist ein liebes Mädchen, sagte man, sie hat Lebensart.

Ehrstine benahm sich bey Tische oft unschicklich. Sie machte sich selten die Serviette um, und beschmutzte dabey oft ihre Kleider. Kam etwas auf den Tisch, was sie gerne aß, so konnte sie es nicht erwarten, bis sie davon bekam, und bath wohl gar zuweilen ihre Mutter, sie möchte ihr von dieser Speise noch mehr vorlegen, weil die Portion, die sie ihr gegeben habe, zu klein sey. Sie aß oft ohne Anstand, und schmatzte wie ein gewisses Thierchen. Kam ein Gericht auf den Tisch, das ihr nicht behagte, so gab sie durch Grimassen ihren Widerwillen dagegen zu erkennen. Auch wurde sie oft beym Essen sehr laut, und ließ nicht gerne ihre Geschwister zu Worte kommen. Selbst wenn Fremde mitspeisten, benahm sie sich nicht viel artiger,

und daher hieß es auch von ihr, daß sie keine Lebensart habe.

Sophie, Christinens Schwester, besaß viel mehr Artigkeit. Sie aß mit Anstand, und nahm sich sorgfältig in Acht, ihre Kleider bey Tische nicht zu beschmutzen. Sie wartete bis man ihr etwas reichte, und war damit zufrieden. Nie unterbrach sie jemanden in seiner Rede, und sprach nur immer so viel, als nöthig und schicklich war. Speisten Fremde bey ihren Aeltern, so benahm sie sich sehr bescheiden gegen sie, und suchte ihnen durch Artigkeit gefällig zu werden. Sophie galt daher für ein Mädchen, das Lebensart besitze, und für sich einzunehmen wisse.

Beyspiele dieser Art, fuhr der Vater fort, könnte ich dir in Menge erzählen. Doch wozu? Wenn du, meine Tochter, auf das äußerliche Benehmen der Menschen Acht gibst, so wirst du bald finden, daß dieser viel Lebensart besitze, jener wenig oder keine. Um eine gute, feine Lebensart ist es aber eine zu schöne Sache, als daß ich sie dir nicht recht dringend empfehlen sollte. Sie macht beliebt, und verschönert und erheitert das Leben. Sie ziert besonders ein Mädchen. Diesem ist sie unentbehrlich. Noch eher verzeiht man dem männlichen Geschlechte einen Verstoß gegen die gute Lebensart; von dem weiblichen verlangt man sie mit größerer Strenge. Meine Wilhelmine wird sich das nicht umsonst gesagt seyn lassen. Sieh' immer auf das Betragen gebildeter Menschen, und ahme ihr feines und artiges Benehmen nach. Hast du Verstand und Herz wohl ausgebildet, so wird es dir nicht schwer, sondern sehr leicht fallen, äußerlich artig und einnehmend zu seyn, und dich durch eine feinere Lebensart auszuzeichnen.

Des Vaters Worte waren nicht vergebens gesprochen.

Glatz.

Adolph, das Leckermäulchen.

Der kleine Adolph war fast alle Monathe ein Paar Mal krank, und doch aß er eben nicht zu viel, aber dafür aß er Dinge, die man gar nicht, oder nur selten genießen sollte.

Wo das kleine Leckermaul süße Sachen, Zuckerwerk, Eingemachtes, oder Gebackenes, Kuchen und Torte und Konfekt zu erhalten wußte, da war er begierig hinterher, und das wollte denn freylich der Magen nicht ertragen.

„Adolph, sagte ihm einmal sein Vater sehr ernsthaft, wenn du nicht aufhörst, solches Leckerwerk zu essen, so wirst du nie gesund werden. Wenn du lernen wirst, mit einem Gerichte Gemüse und etwas Fleisch, und mit Obst und Brod zufrieden zu seyn, dann wirst du erfahren, ob du dich nicht wirst besser befinden. Kaffee und Thee, die du so gerne trinkst, sind dir vollends nicht viel dienlicher als Gift. — Trinke reines und frisches Wasser, das wird dir bekommen!“

Der Vater könnte wohl Recht haben, dachte Adolph, und gab sich Mühe, den Lehren des Vaters zu folgen — und freylich war er seit dieser Zeit viel gesunder.

Zusatz. Speisen sind gewöhnlich um so zuträg-

licher, so einfacher und ungekünstelter dieselben zubereitet sind. Diese verführen uns auch nicht so leicht, zu viel zu essen, wie jene.

Löhr.

Wie nöthig das Lernen sey.

Abukasem war der älteste Sohn eines sehr vornehmen und reichen Herrn zu Balsora, einer Stadt am persischen Meerbusen. In seiner frühesten Jugend wollte er gar nichts lernen; nichts gefiel ihm, als das Reiten und Jagen. Das Lesen und Schreiben hielt er für überflüßig. Er sagte: „Warum soll ich etwas lernen, das meine Sklaven für mich thun können? Warum soll ich meine Jugend solchen Beschäftigungen aufopfern, deren ich im Alter nicht bedarf, da ich ja reich genug bin?“ — — Dieß waren seine gewöhnlichen Reden, wenn er zum Lernen ermahnt wurde. Da er aber einen natürlichen Verstand besaß, so ward es seinem vernünftigen Vater leicht, ihn endlich dahin zu bringen, etwas zu lernen.

Sprachen und Wissenschaften lernte er nur mit großer Mühe, aber desto größere Fortschritte machte er dagegen in allen Leibesübungen. Auch die Musik gefiel ihm, und zur Unterhaltung in seinen Nebenstunden erlernte er die Gartenkunst. — Ein Zeitvertreib, der vollkommen seinen Neigungen zum thätigen, rastlosen Leben angemessen war, so sehr er Anfangs auch nach Jagdhunden und Pferden seufzte. — Sein Herz

war überhaupt sehr weich und empfindsam; die Thränen eines Andern konnten ihn zu allem bewegen, und sein jugendliches Feuer hatte nie die Kränkung eines seiner Nebenmenschen zum Gegenstande. Mit einem solchen Herzen ward es ihm leicht, sich an die Freuden der künstlichen Natur zu gewöhnen, und eine Beschäftigung, die sonst sehr einfach ist, angenehm und unterhaltend zu finden. Unser junger Wildfang war schon zufrieden, wenn er nur nicht sitzen durfte; und so ward er jetzt ein recht eifriger Gärtner, der es wirklich in seiner Kunst weit brachte.

Unterdessen starb sein Vater, und die Besitznehmung eines so großen Schatzes, als sein Vater hinterließ, erstickte auch plötzlich sein Vergnügen an der Gärtnerey.

Er ward Liebhaber von glänzenden, rauschenden Vergnügungen; er sahe gern Andere durch sich fröhlich und munter gemacht, und da er dabey ziemlich viel Stolz besaß, so ermangelte er nicht, die ersten Tage nach vollendeter Trauer zu Festen und Lustbarkeiten anzuwenden. Er hätte vielleicht die Ergötzlichkeiten noch länger fortgesetzt, wenn er schwach genug gewesen wäre, an den Schmeicheleyen der Schmarotzer Geschmack zu finden. In kurzem gefiel ihm auch der Lärm nicht mehr. Nach und nach weihete er sich allen Vergnügungen der Reichen; aber da diese dennoch seine Seele nicht ausfüllen konnten, die immer nach Höherem strebte, so verwünschte er, selbst mißmuthig über sein Glück, die Reichthümer, welche ihm nur Langeweile verschafften.

Zu dieser Zeit brach ein blutiger Krieg zwischen dem König von Persien und dem Sultan der Türken aus. Abukasem sah dieß als eine günstige Fügung

des Himmels an, welche ihm nun eine Laufbahn zu großen Thaten eröffnete; denn sein weiches, gefühlvolles Herz hatte sich schon durch das wilde Vergnügen der Jagd, und durch seinen emporgewachsenen Stolz abgehärtet. Er zog nun in den Krieg, und führte zahlreiche Schaaren gegen den Feind. Anfänglich gefiel ihm diese rauhe Lebensart nicht recht; bald aber freuete er sich, wenn er das Zeichen zur Schlacht ertönen hörte; denn er erntete in dem Kampfe so manche blutige Lorbeeren ein, daß er in kurzer Zeit einer der blutgierigsten Krieger ward. Sein Glück war von kurzer Dauer. Einst erhielt er Befehl, mit seinen Schaaren einen großen Strich Landes in dem Gebiethe des Feindes zu verwüsten. Erst kurz noch hatte sein Herz bey dem Anblicke eines Nothleidenden geblutet, aber jetzt, da die Ruhmbegierde sein Herz entflammte, vergaß er alle Gefühle der Menschlichkeit, und eilte, den erhaltenen Befehl in aller seiner Strenge auszuführen. Seine Schaaren überschwemmten das unglückliche Land, und was ihr Schwert nicht verzehrte, das fraß das Feuer. Die Verwüstung war allgemein. Schrecken, Entsetzen und Verzweiflung gingen vor diesen wüthenden Unmenschen her. Bald aber wurden sie für ihre Thaten belohnt. Denn als sie in dem Lande umher zerstreut mordeten, plünderten, und alles in Brand steckten, fiel plötzlich eine weit größere Menge aufgebrachter Feinde über sie her, und hieb die unvorsichtigen Plünderer nieder. Mit Mühe nur entfloh Abukasem. In das Lager konnte er nicht zurück; denn die Feinde hatten ihm den Weg abgeschnitten; er mußte sich also auf die andere Seite wenden, um einen Weg zur Flucht zu finden. Wie würde es ihm ergangen seyn, wenn sich nicht ein mitleidiger Araber über ihn

erbarmt, und ihm Kleider geliehen hätte, damit er unerkannt nach Sues kommen konnte? — Glücklich kam er in dieser Stadt an, und noch glücklicher war er, daß er hier einen Bekannten antraf, der ihn mit Geld unterstützte, damit er nach Hause zurückkehren konnte. Zu Lande konnte dieß nicht geschehen, weil die Gefahren, durch die siegreichen Feinde erhascht zu werden, täglich sich verdoppelten; er mußte also den Weg über das rothe Meer nehmen, und begab sich deswegen auf das erste abgehende Schiff. Die Fahrt über das rothe Meer, oder den arabischen Meerbusen, war dießmal sehr glücklich, so gefahrvoll sie sonst auch ist. Kaum aber hatten sie die Meerenge Babal Mandab zurückgelegt, so überfiel sie ein wüthender Sturm, der sie weit hinaus in den Ocean verschlug, wo sie nach drey Tagen an einer felsigten Insel Schiffbruch litten. Gott, welch ein Klaggeschrey erhob sich auf dem ganzen Schiffe! — Wie ängstlich jammerte der trotzige Abukasem! er heulte laut in den Sturm, aber sein Herz war noch hart, und bedurfte noch mehrere Erfahrungen, um so wieder zu werden, wie ers ehemals gewesen war. Von der ganzen Mannschaft des Schiffes kam nur Abukasem und sein Sklave Isao mit dem Leben davon. Alle wurden von den Wellen verschlungen, oder von den Trümmern des eingestürzten Schiffes zerschmettert. Die beyden Uebriggebliebenen wurden von den Wogen auf einen Felsen geschleudert, der sein kahles Haupt nur wenig über das Wasser erhob. Krank, geängstigt, am ganzen Leibe verwundet, lagen jetzt die beyden Unglücklichen auf dem dürren Boden des Felsens hingestreckt, und mußten in jeder Welle, die sich an dem schroffen Felsen brach, ihren Tod herannahen sehen.

Abukasem wollte jetzt wider die Hand der Vorsehung murren, die ihn hier dem Spiel der Wellen Preis gegeben hatte, aber Isao, sein treuer Sklave, munterte ihn auf, tröstete ihn, und wagte es, ihm nach und nach ehrerbietigere Gedanken von dem Allmächtigen einzuflößen. Allmählich ward Abukasems Herz erweicht; doch beleidigte es noch immer seinen Stolz, daß sein Sklave mehr Zutrauen in die Vorsehung besitze, als er.

Ueber sechs Stunden lagen sie trostlos auf dem nackten Felsen, und das Meer hatte unterdeß manches Bret, manche Kiste, manche Trümmer und Ueberbleibsel von dem verunglückten Schiffe auf die zakkigten Spitzen dieses Felsens hingetrieben. Endlich war das Meer ruhiger, und Isao benutzte diese Stille, um sich von der Erde aufzuraffen, und zu sehen, ob er gar nichts erblicken könne, das ihre Lage zu mildern vermögend wäre. Mit innigstem Entzücken bemerkte er einige Kisten, welche zwischen den Felsenspitzen wie angenagelt steckten. Er lief darauf zu, und es gelang ihm, die kleinste derselben sogleich loszumachen. Wie ärgerte er sich aber, als er nur kostbare Stoffe darin fand! Begierig eilte er nun zu einer der großen Kisten, die halb zersplittert an dem Felsen hingeworfen war; er brach sie ohne Mühe vollends auf, und fand zu seinem Vergnügen allerley Eisengeräthe darin; aber dieß alles war doch noch keine Befriedigung für seinen und seines Herrn Hunger. Endlich fand er nach vielem vergeblichen Suchen ein Fäßchen mit Zwieback, und ein Tönnchen mit Reiß. Der Zwieback war aber so hart, daß sie ihn beynahe nicht genießen konnten, und Abukasem schleuderte voll Unwillen ein Stück von demselben ins Meer, weil seine Zähne nicht gewohnt

Sie ermunterten sich aber bald, als sie eine Sprache reden hörten, welche mit der arabischen nahe verwandt war. Abukasem hörte gerade jetzt einen von den Unbekannten sagen: Ich wette, es ist der Sultan von Adem! —

Ja, das bin ich auch, rief Abukasem halb schlaftrunken; und achtete der weisen Ermahnungen seines treuen Sklaven nicht; denn sein Ehrgeiz war nun einmal in Flammen gesetzt. Die Insulaner erwiesen unsern Fremdlingen sehr viele Ehre, brachten sie in ihr Boot, und führten sie auf ihre Insel. Da Abukasem jetzt ganz munter geworden war, so bemerkte er es, sich für den Sultan von Adem ausgegeben zu haben, und erklärte nun denen, die ihn fragten, daß er ein vornehmer Kriegsbedienter des Königs von Persien sey. Isbo gab sich für nichts anders als für den Sklaven seines Herrn aus. Wie bald sank aber Abukasems Ehrgeiz, und alle seine Träume in ein Nichts dahin, als man beyde vor den Sultan brachte, und dieser sie anredete: „Fremdlinge, wer ihr auch seyd, von dieser Insel werdet ihr wohl nicht wieder wegkommen; denn sie ist mit solchen gefährlichen zahlreichen Klippen umgeben, daß kein großes Schiff sich ihr nahen kann, und die kleinen Schiffe, die wir haben, sind nicht groß genug, um eine Reise nach dem erstern Lande damit unternehmen zu können. Ihr werdet also wohl hier bleiben müssen. Aber das muß ich euch vorher sagen, man kennt hier keinen andern Unterschied der Stände, als denjenigen, welchen Einsichten, Geschicklichkeit und Kenntnisse festsetzen; auch kennen wir keine Sklaven; jeder wird frey gebohren, und jeder ist dem andern an Geburt, so wie an Gütern gleich; nur allein nützliche Kenntnisse können hierin einen Unterschied ma-

chen, und wer gar keine besitzt, muß als Taglöhner oder Bauer arbeiten, und wenn er mein eigener Sohn wäre. Nun sage, Abukasem, was besitzest du für Geschicklichkeiten?" —

Abukasem. Gnädigster Herr, ich bin ein geschickter Krieger, ich weiß ein Heer in Schlachtordnung zu stellen, und verstehe die Kunst, mit Vortheil Krieg zu führen.

Sultan. Unnütze Künste! Wir brauchen keine Krieger und kein Heer; denn die Klippen unsrer Insel schützen uns vor allen feindlichen Anfällen. Wenn du nichts bessers weißt, so wirst du wohl Knechtsdienste verrichten müssen, um kein unnützer Bürger meines Königreichs zu seyn.

Abukasem. Verschone mich, gnädigster Herr! ich besitze auch die Kunst, das Wild zu jagen, und die Spur der wilden Thiere zu verfolgen; und zu dem ist ja Isao mein Sklave, und kann arbeiten, daß er mich ernähre.

Sultan. Ich habe dir ja schon gesagt, Abukasem, daß der Sklavenstand bey uns abgeschafft ist, und daß der erste Einwohner in unser Reich jedem seine ursprünglichen Rechte wieder gibt. Du hast also keinen Sklaven mehr. Was nun die Jagd betrifft, so muß ich dir sagen, daß wir gar keine Künste dazu brauchen, um die Thiere zu erlegen, deren Fleisch wir essen wollen, oder um diejenigen zu vertilgen, die uns schädlich sind. Auch kann ich dich nur schonen, wenn du fleißig bist, und dich wohl aufführst. Besitzest du irgend eine nützliche Kenntniß, so könnte ich mehr für dich thun, um dir ein glücklicheres Leben zu verschaffen.

Abukasem. Jetzt besinne ich mich, daß ich in meiner Jugend die Gärtnerey erlernt habe, und die Kunst verstehe, alle Arten von Pflanzen und Kräutern zu ziehen und zu warten.

Sultan. Nun, wenn das ist, so sollst du dich über dein Schicksal nicht beklagen dürfen. Wir haben die Gartenkunst sehr, und es fehlt uns noch an geschickten Gärtnern. Machst du deine erste Probe gut, so sollst du Aufseher über alle meine Gärten werden, und gewiß nicht Ursache haben, dein Schicksal anzuklagen. — Sage nun du, Isao, was du für Künste und Kenntnisse besitzest?

Isao. Gnädigster König, ich verstehe die Kunst in Holz zu arbeiten, Häuser und Schiffe zu bauen, und kann auch das Eisen schmieden, und Stahl daraus machen. Aber erlaube, daß ich Abukasems Gefährte bleibe, und für ihn arbeite, denn er ist der Arbeit nicht gewohnt.

Sultan. Das kann nicht seyn, deine Geschicklichkeiten erheben dich in einen Stand, der weit über Abukasems ist. Du wirst ein nützlicher Bürger unsrer Insel werden, und weil du so großmüthig an deinem ehemaligen Herrn handeln wolltest, so soll auch dieser mehr Achtung genießen, und wenn er seine Probe gehörig absiegt, gewiß glücklicher werden, als er es vermuthete. Gehet nun hin, legt Beyde Proben von euern Geschicklichkeiten ab, und ihr sollt Beyde nach Verdiensten belohnt werden. —

Traurig ging nun Abukasem an eine Arbeit, die ihn sehr demüthigte. Doch ermunterte ihn Isao's gutmüthiges Betragen, und die freundliche Behandlung der Insulaner wieder. Beyde legten nun ihre Proben zur Zufriedenheit des Sultans ab. Abukasem wurde

Aufseher der königlichen Gärten, und Isao erster Baumeister des ganzen Königreichs, denn er hatte alle andere an Geschicklichkeit übertroffen.

So lebten sie drey Jahre lang. Abukasem fühlte sich endlich wieder glücklich; die Ruhe war in sein Herz zurückgekehrt; Isao hatte nie die Ehrfurcht für seinen ehemaligen Herrn abgelegt, sondern theilte sein Glück mit ihm, und Abukasem, der sein Ohr der Sprache der Vernunft wieder darreichte, fühlte sich ganz umgeschaffen.

Einst als Isao an dem Ufer des Meeres den Schiffzimmerleuten Anweisung gab, wie sie ein größeres Schiff, als ihre gewöhnlichen waren, erbauen sollten — erblickte er ein großes Schiff, welches sich hinter den Klippen vor Anker gelegt hatte. Er meldete es sogleich dem Könige, und dieser gab alsobald Befehl, ein Boot an dasselbe abzuschicken, um zu vernehmen, womit man ihm dienen könne. Es geschah, und das Boot kam bald wieder mit der Nachricht zurück, daß es ein persisches Schiff sey, welches großen Mangel an Lebensmitteln litte. Der Sultan ließ ihnen sogleich unentgeldlich das Benöthigte zuführen, und sie dabey wegen Abukasem befragen. Sie dankten für das Geschenk, und antworteten: „Abukasem sey ihnen wohl bekannt; er sey schon vor mehreren Jahren verlohren gegangen; der Kadi habe unterdessen seine zurückgelassenen ungeheuern Reichthümer in Verwahrung genommen, und wenn er in Zeit von einem Jahre nicht zurückkäme, so würde er dieselben seinen Verwandten ausliefern." — Isao ging nun zum Könige, und bath ihn inständig, seinen ehemaligen Herrn in sein Vaterland zurückkehren zu lassen; der Sultan verwilligte es ohne Anstand, aber Isao

762269 A

zu wissen. Wenn unsere Jungen Pferde füttern und Mist laden können, so können sie genug; ob sie von den Sternen und Elementen schwatzen oder nicht! damit werden sie in ihrem Leben keinen Kreutzer verdienen.“ Seyd ihr auch der Meinung wie diese Bauern?

Till war einer der aufmerksamsten und fleißigsten. Er hatte auch noch einen ältern Bruder, Veit, welcher von Himmel und Erde gar nichts weiter wußte, als daß jener hoch ist, und daß diese Kartoffeln und Pilze trägt. Was ihm aber sein jüngerer Bruder davon erzählte, das machte ihm Lust, sich auch einige Kenntniß davon anzuschaffen. Er trug also seinen Eltern vor, daß er auch zum Prediger gehen würde. Der Vater war wohl damit zufrieden; aber die Mutter antwortete: „Pfui, schäme dich! Die Leute werden dich auslachen, wenn du, als ein großer Mensch, mit den kleinen Jungen in die Schule gehst.“ Hatten die Leute Ursache hierüber herauszulachen?

Veit antwortete: „Mögen sie lachen! Sie werden ja wohl wieder aufhören.“ Kurz, er kehrte sich daran nicht, und weil ihm zu Gefallen der Prediger eine Lehrstunde auf den Sonntag verlegte, da Veit am ersten von der Arbeit abkommen konnte, so ging er fleißig zu ihm. That er recht daran? Ob er doch der Einzige unter den Erwachsenen in seinem Dorfe gewesen seyn mag, welcher begierig war, das, was er noch nicht wußte, zu lernen?

Thieme.

Julie.

Julie liebte ihre Mutter wirklich; sie war aber so sehr leichtsinnig, daß sie der guten Mutter täglich Verdruß machte. Wenn sie des Morgens aus den mütterlichen Händen das Frühstück bekommen und es genossen hatte; so lief sie fort, ohne daß es ihr eingefallen wäre: ihrer Wohlthäterinn zu danken, oder sich zu erkundigen, ob sie ihr nicht wieder gefällig seyn könnte. Hatte sie sich des Morgens weiß angezogen, so war sie oft des Mittags schon so beschmutzt, daß sie sich umkleiden mußte, wenn sie bey Tische erscheinen wollte. Trug ihr die Mutter ein Geschäft auf, so vergaß sie es entweder, oder richtete es ganz verkehrt aus. Hier, Julie, sagte einmal die Mutter zu ihr, diesen Brief gib der Magd und sage ihr, daß sie ihn sogleich auf die Post trage. Jetzt ist es drey Viertel auf Zehn — zehn Uhr geht die Post ab — sage ihr, daß sie sich ja nicht aufhalte.

Gut! liebe Mutter, antwortete Julie, und ging fort, die Treppe hinunter. Da stieß sie aber auf einen Mann mit einer Zitther, und eine Frau mit einem Hackebret; die spielten und sangen: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht. Da vergaß Julie die Post, den Brief und alles, hörte mit großer Aufmerksamkeit das Liedchen durchsingen, fragte dann die Frau, wo sie her sey? ob sie Kinder habe? u. d. gl. Darüber verstrich eine Viertelstunde. Die Frau bath sie nun, daß sie ihr etwas für ihre Kinder geben sollte, und sie lief nun zur Mutter, um etwas für sie zu hohlen. Aber wie runzelte sich die Stirn der Mutter, als sie Julien sah. Mädchen! sagte sie, du hast ja den Brief noch

in der Hand! Sie riß ihn sogleich weg, lief selbst zur Magd und sagte ihr, sie sollte so geschwind als möglich nach der Post laufen. Die Magd lief so geschwind als sie konnte; aber nach etlichen Minuten kam sie zurück, brachte den Brief wieder, und sagte, die Post sey schon wieder abgegangen. Die Mutter wurde blaß, als sie es hörte, und sank halb ohnmächtig in den Lehnstuhl; denn der Brief war sehr wichtig, und weil er nicht abgegangen war, so stand der guten Mutter deßwegen ein großer Verdruß bevor.

Die folgende Nacht wurde Julie zum Bette der Mutter gerufen. Leb' wohl, sagte sie zur leichtsinnigen Tochter, reichte ihr die kalte Hand, röchelte und starb. Julie war trostlos. Man zog hierauf der Verstorbenen ein weißes Kleid mit schwarzen Schleifen an, und legte sie in einen Sarg; weiße Wachskerzen brannten neben dem Sarge, und eine Menge schwarz gekleideter Männer mit langen Flören standen da, und weinten. Niemand weinte aber mehr als Julie. Gute Mutter, sagte sie, ach, wie gut warst du! wie lieb hattest du mich! hast mich ernährt! hast mich gekleidet! hast mich verpflegt, da ich die Masern hatte! hast mich lesen gelehrt! hast mir so viele gute Lehren gegeben! und ich — ich — habe dir nichts als Verdruß gemacht! ach, wenn ich dich doch einmal wieder hätte, wie herzlich wollte ich dir danken! wie wollte ich dir nach den Augen sehen, und alles thun, was du nur wünschtest!

Jetzt legte man den Deckel auf den Sarg, bedeckte ihn mit einem schwarzen Tuche, und die Träger hoben ihn auf, um ihn nach dem Kirchhofe zu bringen.

Da verlor Julie alle Fassung. Mutter! Mutter! rief sie, so stark, als sie konnte.

Was fehlt dir denn Julie? fragte die Mutter.

Mutter! rief Julie wieder.

Was willst du denn von deiner Mutter? fragte diese wieder.

Da öffnete Julie die Augen, denn sie hatte geschlafen, und alles, was sie zu sehen glaubte, war nur ein Traum. Die Mutter, die neben ihr geschlafen hatte, stand vor ihr.

Bist du es Mutter? fragte sie.

Kennst du mich nicht? antwortete diese.

Da fiel ihr Julie um den Hals, schluchzte und sagte: Mir träumte, du wärest gestorben.

Die Mutter suchte sie zu beruhigen, und Julie schlief wieder ein.

Als sie des Morgens erwachte, war sie eine ganz andere Julie. Meine gute Mutter lebt noch, dachte sie; nun will ich ihr auch recht danken für alles Gute, was sie mir gethan hat. Ich will an nichts mehr denken, als wie ich ihr Freude machen kann. Sonst ließ sich Julchen immer ein Paar Mal wecken, ehe sie aufstand; jetzo stand sie ungeweckt auf, lief nach der Mutter Zimmer, fiel ihr um den Hals, küßte sie, und fragte dann: Kann ich etwas für dich thun?

O ja! antwortete die Mutter. Ich habe ein nothwendiges Geschäft zu verrichten, bleibe unterdeß bey deinem kleinen Bruder, und suche ihn zu unterhalten.

Der kleine Bruder wurde nun auf die Erde gesetzt, schrie aber jämmerlich, da die Mutter zur Thür hinaus ging. Julie wußte nicht, was sie anfangen wollte. Stille, sagte sie, Brüderchen! Es half nichts. Sie sang ein Liedchen; er schrie fort. Schon wollte sie zur Mutter laufen und sie herbeyrufen — aber sie kehrte wieder um. Was hast du denn, dachte sie, deiner

Mutter geholfen, wenn du deinen Bruder nicht hast zum Schweigen gebracht?

Nun sahe sie sich allenthalben in der Stube um, ob sie nicht etwas finden könnte, um den Bruder zu beruhigen. Da fiel ihr der Hund, Adonis, in die Augen, der unter dem Ofen lag. Komm her, Adonis, sagte sie. Adonis stand langsam auf, dehnte sich, und kam zu Julien.

Tanz einmal, sagte Julie, trallerte ein Liedchen, und Adonis richtete sich in die Höhe und tanzte.

Der Bruder machte große Augen, hörte auf zu weinen, lächelte, streckte die kleinen Arme nach Adonis aus. — Itzo trat die Mutter herein. Schön! sagte sie, Julie! jetzt hast du mir eine große Gefälligkeit erwiesen.

Wirklich? antwortete Julie; ach, wenn ich dir doch immer gefällig seyn könnte!

Du kannst es, wenn du nur ernstlich willst, sagte die Mutter.

Von nun an dachte Julie an nichts mehr, als wie sie sich dankbar gegen die Mutter bezeigen wollte. Nie erhielt sie von ihr ein Kleidungsstück, nie genoß sie eine Mahlzeit, ohne der Mutter dafür mit einem herzlichen Kusse zu danken. Immer fragte sie, ob die Mutter etwas für sie zu thun habe, und jeden Auftrag, den sie ihr gab, richtete sie mit Freuden aus. Jetzo dachte sie immer, habe ich dich noch, liebe Mutter! jetzt will ich dir danken. Wenn du — ach wenn du erst begraben bist — dann kann ich nur weinen, danken kann ich dir nicht mehr.

Salzmann.

Der arme Kanarienvogel.

Wer kauft Kanarienvögel? Kanarienvögel! Kauft! kauft Kanarienvögel!

So rief ein Mann unter Christianchens Fenster. Da hüpfte Christianchen geschwinde an das Fenster, und siehe! da war ein Mann, der hatte einen großen Vogelbauer auf dem Rücken. Darin war alles voll Kanarienvögelchen. Wohl hundert waren darin. Die hüpften, die zwitscherten, daß Christianchen vor Begierde gerne zum Fenster hinausgesprungen wäre, wenn es nur nicht zu hoch von der Erde gewesen wäre.

Will Sie ein Vögelchen kaufen, Mamsell? fragte der Mann.

Vielleicht, vielleicht, antwortete sie, ich will es nur erst dem Vater sagen. Wartet nur ein klein wenig! daß ihr mir aber nur nicht davon geht!

Der Mann versprach zu warten, und Christianchen sprang nach des Vaters Stube zu. Ganz außer Athem kam sie an und sagte: geschwind komm herab, liebes Väterchen! geschwind!

V. Und was gibt es denn?

C. Ein Mann ist da. Er hat Kanarienvögel. Zehen und noch zehen; einen großen Bauer voll hat er.

V. Und warum hast du denn so große Freude darüber?

C. Ich will — ich will mir einen kaufen, liebes Väterchen, wenn du es erlaubest.

V. Hast du auch Geld?

C. O ja, die ganze Sparbüchse voll.

V. Aber wer soll das arme Thierchen füttern?

C. Ich, ich, lieber Vater. Das gute Vögelchen, das soll es recht gut bey mir haben.

V. Ich besorge —

C. Und was denn?

V. Daß du das arme Thierchen verhungern läßt.

C. Ich? verhungern lassen? Nein wirklich nicht. Ich will mein Frühstück nicht eher essen, bis mein Vögelchen gefüttert ist.

V. Christianchen! Christianchen! Du bist ein leichtsinniges Mädchen. Wenn du nur nicht den armen Vogel vergissest.

Aber Christianchen versprach so vielmal, daß sie den Vogel warten wollte, und gab so gute Worte, daß endlich der Vater mit ihr nach dem Manne zuging.

Der Vater suchte ihr ein Hähnchen aus, das schönste im ganzen Bauer. Am ganzen Leibe war er gelb, wie Wachs, und auf dem Köpfchen hatte er ein grünes Büschchen.

Wer war froher, als Christianchen! Sie brachte ihrem Vater die Sparbüchse, und ließ das Vögelchen daraus bezahlen. Ihr Vater gab ihr alsdann einen Bauer und Näpfchen, darein sie das Futter und das Trinken thun sollte.

Das war eine herrliche Lust. Sie lief durch das ganze Haus, für Mutter, Geschwister und Magd, und verkündigte es, was ihr der Vater für ein schönes Vögelchen gekauft hätte, und wenn ihr eine von ihren kleinen Freundinnen begegnete, so war das erste Wort, das sie sagte: Weißt du auch, daß ich ein Kanarienvögelchen habe? ein recht schönes? ein gelbes, mit einem grünen Büschchen. Ein Hähnchen. Komm geschwinde! ich will es dir zeigen.

Hänschen, so hieß nun das liebe Vögelchen, hatte es recht gut bey Christianchen. Nicht eher genoß sie etwas, bis Hänschen sein Futter und sein Trinken hatte. Bekam sie von dem Vater Zucker oder Kaffeebrod, so mußte Hänschen allemal sein Stückchen davon haben. Auch brachte sie ihm täglich etwas Salat, oder ein gewisses Gras, das man in der Stadt Mäuseöhrgen nannte. Da lernte Hänschen seine liebe Wohlthäterin bald kennen, und so oft sie in die Stube trat, rief er allemal: pink! pink! als wenn er hätte sagen wollen: bringst du mir etwas?

Da hätte Christianchen den Vogel vor Liebe küssen mögen.

Nach acht Tagen fing er auch an zu singen. Vortrefflich sang er. Ganz hoch fing er an, dann ließ er die Stimme fallen, und wenn es schien, als wenn er aufhören wollte, so fing er wieder mit neuen Kräften an, so stark und schmetternd zu schlagen, daß man ihn durch das ganze Haus hören konnte.

Da saß nun Christianchen manche liebe Stunde, und hörte Hänschen zu. Sie vergaß oft das Stricken und sah nach Hänschen, und wenn er es recht schön machte, so holte sie ihm allemal etwas Grünes.

Nach und nach wurde Christianchen aber doch an dieses Vergnügen gewöhnt. Ihr Vater brachte ihr einmal ein Bilderbüchelchen mit, darüber hatte sie nie solche Freude, daß sie nicht mehr viel auf Hänschen achtete. Pink! pink! — rief Hänschen, so oft Christianchen in das Zimmer trat. Sie aber bemerkte es nicht. Acht Tage waren schon vorbeygegangen und Hänschen hatte weder etwas Grünes, noch sonst ein Leckerbißchen bekommen. Er gurgelte aus seinem Kehl-

chen alles, was er nur konnte und wußte, rief alsdann pink! pink! aber umsonst. Christianchen hatte itzo anders Dinge im Kopfe.

Kurz darauf schenkte ihr ihre Pathe etwas Spielzeug, und nun vergaß sie Hännchen noch mehr. Sobald sie des Morgens aufstand, fiel sie über ihr Spielzeug her. Dann verzehrte sie ihr Frühstück, und das gute Vögelchen mußte froh seyn, wenn es gegen Abend sein Futter bekam.

Bisweilen hatte das arme Thierchen sogar Fasttag.

Einmal, da Christianchens Vater bey Tische saß, sahe er nach dem Vogel, da hüpfte er kraftlos auf dem Boden herum. Er war rauch und rund, wie ein Knaul. Er pipselte nicht mehr, und hüpfte nicht mehr auf das Stängelchen. Denn dazu hatte er nicht Kräfte genug.

Der Vater erschrak — Christiane! fragte er, was fehlt deinem Vogel? Diese wurde blutroth. Ich habe — ich habe, sagte sie, vergessen — und lief zitternd nach der Futterbüchse.

Aber der Vater nahm den Bauer herunter, und stellte eine Untersuchung an; da hatte das gute Hännchen nicht ein Körnchen mehr, und sein Trinknäpfchen war ganz ausgetrocknet.

Ach! sagte der Vater, armer Vogel! Du bist in unbarmherzige Hände gerathen. Hätte ich dieß gewußt, nimmermehr hätte ich dich kaufen wollen. Und die ganze Tischgesellschaft schlug wehmüthig die Hände zusammen, und sagte: der arme Vogel!

Der Vater streuete darauf Futter in den Bauer, goß frisches Wasser in das Näpfchen, und erhielt Hännchen mit vieler Mühe das Leben.

Christianchen aber hätte vor Jammer vergehen mö-

mögen, sie ging zur Thüre hinaus und weinte das ganze Schnupftuch voll.

Den folgenden Tag verordnete der Vater, daß der Vogel fortgetragen und des Nachbars Fritzchen geschenket werden sollte, an dem er einen bessern Herrn bekommen würde.

Da hätte man das Wehklagen hören sollen!

Ach, mein Vögelchen! mein liebes Hänschen! Gutes Vöterchen! in meinem Leben will ich es nicht wieder vergessen! Laß mir es nur noch dießmal!

So jammerte Christianchen, und der Vater ließ sich endlich bewegen, ihr den Vogel von neuem zu übergeben. Zugleich gab er ihr aber eine sehr nachdrückliche Ermahnung, daß sie ihm ja recht warten sollte. Das arme Thierchen, sagte er, ist eingeschlossen, und kann sich selbst nicht helfen. Wenn dir etwas fehlt, so kannst du es sagen, aber Hänschen — das kann nicht sprechen. Wenn du es nun verhungern ließest. —

Ein Strom von Thränen lief über Christianchens Wangen. Sie küßte dem Vater die Hände, aber sprechen konnte sie nicht vor Wehmuth.

Da bekam nun das gute Mädchen ihr Hänschen wieder, und Hänschen bekam es wieder recht gut.

Nach sechs Wochen mußte aber der Vater, nebst der Mutter, auf einige Tage verreisen. Christianchen! Christianchen! sagte er beym Abschiede, vergiß Hänschen nicht!

Und kaum war der Vater fort, so bekam Hänschen sein Futter.

Nach etlichen Stunden wurde Christianchen die Zeit lang. Sie suchte ihre Freundinnen auf, und nun ging es lustig her. Erst spielten sie die blinde Kuh, dann ein Pfänderspiel, dann tanzten sie. Es ging so

krause durch einander her, daß Christianchen vor Freude gar nicht mehr wußte, was sie that. Sehr spät schieden ihre Freundinnen von ihr, und sie ging taumelnd zu Bette.

Des Morgens schwebte ihr das gestrige Spiel wieder im Kopfe. Wäre der Informator nicht gekommen, sie wäre mit Tages Anbruch wieder zu ihren Gespielen gelaufen. So aber mußte sie bis nach Tische warten. Kaum aber war der letzte Bissen hinunter, hey! da ging es zu Nachbars Fritzchen, und Hännschen? das hatte Fasttag.

Den andern Tag ging es wieder so.

Und Hännschen? wurde wieder vergessen.

Den dritten Tag ging es eben so.

Und Hännschen? an den dachte niemand.

Den vierten Tag kamen die Eltern nach Hause. Kaum hatte sich der Vater nach Christianchens Gesundheit erkundiget, so fragte er, und was macht Hännschen?

Ganz wohl, sagte die erschrockene Christiane, und lief geschwind fort, um nach Hännschen zu sehen.

Ach! da lag das Thierchen am Boden todt — die Flügelchen hatte es ausgebreitet, und das Schnäbelchen offen.

Christianchen that einen hellen Schrey, rang die Hände, — das ganze Haus lief zusammen, und sahe den Jammer.

Ach, armes, armes Thier! sagte der Vater. Bist du so übel angekommen? Hätte ich dir doch vor meiner Abreise den Kopf eingedrückt, so wärest du doch in einem Augenblicke deines Elendes los gewesen. So aber hast du etliche Tage lang die Qual des Hungers und Durstes ausstehen, und endlich unter vielen Schmer-

zen verschmachten müssen. Armes Thierchen! sey froh, daß du aus den Händen deiner grausamen Wärterinn erlöset bist.

Da hätte Christianchen vor Jammer in die Erde kriechen mögen, und hätte gerne ihr Spielwerk und ihre ganze Sparbüchse drum gegeben, wenn sie nur ihr Hänschen damit hätte erkaufen können. Das war nun aber hin.

Der Vater nahm es, ließ es ausstopfen, und in der Stube aufstellen.

Christianchen konnte es aber nicht vor Augen sehen. Sie weinte, so oft sie es erblickte, und bath ihren Vater gar wehmüthig, daß er doch ja das Vögelchen wegthun möchte.

Da gab er denn endlich nach. Sobald aber Christianchen wieder leichtsinnig war, so wurde das Vögelchen wieder aufgestellt, und alle, die es sahen, sprachen: Armes Hänschen! du hast eines schmählichen Todes sterben müssen.

Da ging denn endlich Christianchen in sich, wurde fein bedachtsam, und sagte zu allen ihren Freunden und Freundinnen: Lieben Kinder, seyd ja nicht leichtsinnig! der Leichtsinn hat mir mehr als tausend Thränen gekostet.

Salzmann.

Renate.

Renate war ein blutarmes Mädchen. Ihre Mutter konnte wegen Leibesschwäche nicht viel arbeiten, und verdiente nur kümmerlich das trockene Brod. Wollte

sie mehr genießen, so mußte sie es von der Wohlthätigkeit guter Menschen erwarten. Da nun Renate größer ward und folglich in Kost und Kleidung mehr zu unterhalten kostete, so konnte ihre Mutter sie nicht länger ernähren, noch weniger den Unterricht in den weiblichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten bezahlen. Renate sollte also zu andern Leuten in Dienste gehen, und da Brod zu haben, vielleicht auch nützliche Arbeiten zu lernen.

Ehe es aber dazu kam, fand sich eine wohlhabende Muhme, welche Renaten in ihr Haus nahm, und für ihren Unterhalt sowohl als für die nöthige Erziehung zu sorgen versprach. — Hier war Renate nicht sowohl wie Magd, als vielmehr wie Kind im Hause. Sie mußte zwar arbeiten, wie billig; aber ihre Pflegmutter gab ihr dafür keinen bestimmten Lohn; sondern versahe sie mit allen Bedürfnissen des anständigen bürgerlichen Lebens. Renate befand sich dabey recht wohl; aber die alte Frau, bey der sie lebte, hatte, ich weiß nicht, warum? einen Widerwillen gegen ihre (Renatens) Mutter gefaßt. Sie erlaubte daher der Tochter nicht, zu ihrer Mutter zu reisen, höchstens jährlich Ein Mal auf einen Tag zum Besuch; aber länger nicht, bey Verlust aller Wohlthaten. Das kränkte Renaten und ihre Mutter sehr; aber sie mußten es sich gefallen lassen, weil sie glaubten, die Wohlthaten der alten Muhme nicht entbehren zu können.

Indessen ward Renatens Mutter so schwach, daß sie gar nicht mehr von der Stelle konnte. Da sie nun arm war, und sich für Geld keine Wartung schaffen konnte, so glaubte Renate, daß Niemand mehr verpflichtet sey, ihrer Mutter Hilfe zu leisten, als sie. Sie

Sach daher ihre Muhme um Erlaubniß, zu ihr zu reisen, aber es ward abgeschlagen. War das nicht hart? — Renate weinte und schwieg. Nach einigen Tagen, da die Nachrichten von ihrer Mutter nicht besser kamen, wiederhohlte sie ihre Bitte, aber mit eben so schlechtem Erfolge.

Endlich konnte Renate der kindlichen Liebe nicht länger widerstehen, sondern entschloß sich, lieber Alles einzubüßen, als ihre Mutter länger hülflos im Elende schmachten zu lassen. Sie verließ also das Haus ihrer Muhme, ohne weiter etwas mitzunehmen, als was sie auf dem Leibe hatte, ging gerades Weges zu ihrer Mutter und sagte: „Liebe Mutter, ich will dich mit meinen Händen warten und pflegen, so lange du noch lebst, und wenn wir Nichts zu essen haben, so will ich zu guten Menschen gehen und für dich und mich um einen Bissen Brod bitten.“

Ihre Muhme ward dadurch so erbittert, daß sie Renaten nicht nur alles wieder nahm, was sie ihr bisher geschenkt hatte; sondern auch seit der Zeit niemals wieder Etwas von ihr hören wollte.

Indessen lebte Renatens Mutter noch über drey Vierteljahre, während welcher Zeit die Tochter großes Elend mit ihr ausstand. Doch ward sie niemals ungeduldig, sondern bath nur immer ihre Mutter, mit der wenigen Hülfe, die sie ihr leisten könnte, zufrieden zu seyn. Nachdem die Mutter gestorben und begraben war, so vermiethete sich Renate als Dienstmagd, und ob sie schon in diesem Stande nicht so bequem leben konnte, wie bey ihrer Muhme; so bereuete sie es doch nie, daß sie ihrer Mutter jenen Wohlstand aufgeopfert hatte. Was meint ihr nun Kinder? Seyd

ihr mit Renatens Vertragen zufrieden, oder nicht?

Thieme.

Außerordentliche kindliche Liebe.

Im sechzehnten Jahrhunderte brachte Frankreich zu verschiedenen Malen das Königreich Neapel an sich. Unter dem Französischen Könige Carl dem Achten hielt sich im letztgenannten Reiche der Herzog Gilbert von Bourbon als Vice-König auf. Als solcher starb er in gedachtem Lande. Sein älterer Sohn, Ludwig Graf von Montpansier, der sich damals in Frankreich befand, hatte von der Natur eine außerordentliche Reitzbarkeit erhalten, die Schuld an seinem frühen Hintritte von der Welt wurde. Voll von einer unerklärbar leidenschaftlichen Liebe zu seinem Vater hatte Ludwig kaum die Nachricht von dem Tode desselben erhalten, als er in eine Schwermuth versank, aus welcher er sich nicht eher hervorarbeitete, als bis der König Ludwig der Zwölfte Anstalten zur Wiedereroberung Neapels machte. Die Aussicht, das Grab seines Vaters zu sehen, war so reitzend für die trübe Seele des Jünglings, daß er um die Erlaubniß bath, das Französische Heer nach Italien begleiten zu dürfen. Auf Italiens Boden verschwand seine Traurigkeit, indem sie sich in eine Art von Wuth verwandelte. Ueberall, besonders bey einem gewagten Sturm vor Capua, zeichnete sich der junge Fürst durch seine Tapferkeit aus. Die Fortschritte der Franzosen waren rasch. Neapel wurde erobert. Triumphirend zog

das Heer in die Hauptstadt ein; aber der Graf von Montpensier theilte die allgemeine Freude nicht. Er fühlte nur den Beruf, das Grabmal seines Vaters aufzusuchen. Die Generale der Armee begleiteten ihn. Nach seiner Ankunft in der Kirche, wo der geliebte Leichnam beygesetzt war, ließ er eine feyerliche Messe veranstalten, und nach geendigtem Gottesdienste verlangte er ihn zu sehen. Der Deckel des Sarges wurde aufgehoben. Sprachlos schaute er auf die verehrte Hülle mit Blicken hin, welche die stärksten Bewegungen des Herzens ausdrückten; und plötzlich warf er sich auf den Gegenstand seiner Liebe, umklammerte ihn mit Inbrunst und starb, von seinem Schmerz erstickt. Vergeblich suchten ihn die bestürzten Zuschauer ins Leben zurück zu rufen. Man vereinigte zuletzt die Leiche des Sohnes mit dem Leichname des Vaters in einem bleyernen Sarg, den man nach Frankreich sandte.

Dorchen und Lorchen.

Dorchen und Lorchen hatten eine Mutter, die sie gar herzlich liebte, und für ihre Verpflegung, Reinigung und Erziehung recht zärtlich sorgte. Aber ach! sie hatten sie nicht lange. Denn als sie einmal aus einer Gesellschaft nach Hause kam, klagte sie über Kopfschmerz, bekam einen so heftigen Frost, daß sie sich zu Bette legen mußte; darauf folgte eine starke Hitze, die immer mehr zunahm, so daß sie, nach etlichen Tagen, ihren Körper ablegte, und in eine andere Welt überging.

Da weinten Dorchen und Lorchen, und sie hatten es auch wirklich Ursache zu weinen. Denn sie fühlten jeden Tag, wie viel sie an ihrer Mutter verlohren hatten.

Der liebe Vater war mit so vielen Geschäften beladen, daß er die Sorge für seine Kinder gänzlich der Mutter hatte überlassen müssen. Und diese war nun nicht mehr da. Zwar trug der Vater einer Magd auf, daß sie für seine Kinder sorgen sollte; sie that es auch wohl, aber noch lange nicht so gut, als es die Mutter geth an hatte. Sie begegnete ihnen hämisch, schalt sie, wenn sie etwas versahen, und gab ihnen wohl gar Stöße mit der Faust, wenn sie sich vertheidigen wollten.

Um ihre Reinigung bekümmerte sie sich sehr wenig; sie ließ sie sehr oft ungekämmt und ungewaschen und mit unbeschnittenen Nägeln gehen. Die Leibwäsche und die Kleider, die sie noch von ihrer Mutter hatten, wurden schmutzig und zerrissen, und sie sah nicht darauf, daß sie hinlänglich gereinigt und ausgebessert wurden. Da gingen nun die Mädchen, die sonst so reinlich waren, daß sie jedermann gern sah, schmutzig und zerrissen einher, und alle, die sie sahen, sagten: die armen Kinder! man sieht wohl, daß sie keine Mutter mehr haben. Das Schlimmste aber war, daß sie sich selbst auch verschlimmerten. Sonst, da sie ihre freundliche, gefällige Mutter noch hatten, waren sie so freundlich und gefällig, daß es ein Vergnügen war, mit ihnen umzugehen. Weil sie nun aber immer hämisch behandelt wurden, wurden sie auch unfreundlich und hämisch, und zankten sich beständig. Bey den Lebzeiten der Mutter sah man sie niemals müßig. Bald saßen sie bey dem Spinnrade, bald strickten oder nähe-

ten sie, und wenn sie ermüdet waren, erhohlten sie sich durch ein kurzes Spiel. Nun aber gingen sie umher ohne Geschäfte, hatten Langeweile, und klagten beständig, daß sie nicht wüßten, was sie vornehmen sollten.

Der gute Vater sah es, und betrübte sich, konnte es aber nicht ändern; denn seine Geschäfte waren so mannigfaltig, daß er unmöglich an die Kinder denken konnte.

Endlich sagte er einmal zu ihnen: Lieben Kinder, ihr verderbt ganz, wenn ihr immer ohne Mutter bleibt; ich muß dafür sorgen, daß ich euch eine andere Mutter schaffe. Da fielen sie ihm um den Hals, und küßten ihn, und bathen, daß er es ja thun möchte.

Er that es auch wirklich. Ehe die Kinder sich versahen, brachte er ein junges, freundliches Frauenzimmer mit nach Hause, stellte es seinen Kindern vor, und sagte: Seht, lieben Kinder, dieses liebe Frauenzimmer hat sich entschlossen, eure Mutter zu werden! Da lächelten sie, und küßten ihre Hände. Sie aber umarmte und küßte sie, und sagte: Von dieser Stunde an seyd ihr meine Kinder. Ich werde mich bemühen, an euch alles das zu thun, was sonst eure gute Mutter an euch gethan hat.

Sie hielt es auch redlich; denn kaum hatte sie der Vater geheirathet, und in sein Haus genommen, so war ihre ganze Sorge auf Dorchen und Lorchen gerichtet. Sie sah ihre Kleidung durch, ließ waschen, was schmutzig war, besserte das Zerrissne aus, und bath den Vater, statt dessen, was unbrauchbar worden war, etwas Neues zu kaufen. Sie war um die Kinder bey dem Aufstehen, und sah darauf, daß sie

sich in allen Stücken reinlich hielten. Sie bekamen Flachs zum Spinnen, und Garn zum Stricken, sie lehrte sie das Nähen und Stricken, und die Kinder befanden sich weit besser, weil sie immer beschäftigt waren. Und weil sie jeden Morgen, wenn sie erwachten, ein freundliches Gesicht erblickten, und lauter Liebe und Gefälligkeit an der guten Stiefmutter sahen, so verlor sich nach und nach das mürrische und hämische Wesen, das sie sonst angenommen hatten, und sie wurden in ihrem ganzen Betragen so anmuthig, als die liebe Stiefmutter.

Nach einiger Zeit bekamen sie einen Besuch von der Schwester, ihrer verstorbenen Mutter. Kaum erblickte sie dieselben, so vergoß sie vor Freuden Thränen, küßte sie und sagte: O! Gott sey Lob und Dank! nun seh ich doch meine Mühmchen wieder! die lieben, reinlichen, fleißigen Mädchen, die sie bey Lebzeiten ihrer Mutter waren; o lieben Mädchen! erkennt, erkennt, was ihr an eurer Stiefmutter habt! habt sie lieb, und gehorcht ihr, denn ihr wäret die unglücklichsten Kinder geworden, wenn sie sich euer nicht angenommen hätte!

Da sie dieses sagte, trat die liebe Stiefmutter selbst in das Zimmer. Sie fiel ihr sogleich um den Hals, und drückte sie an ihre Brust. O beste Frau, sagte sie, nehmen Sie meinen herzlichen Dank an, im Namen meiner seligen Schwester, für alles Gute, das Sie an ihren Kindern thun! O liebe, o würdige Frau! wer kann Ihnen vergelten die Liebe, die Sie diesen verlaßnen Waisen erzeigen. Gott, Gott wird's Ihnen vergelten! und wenn Sie in jene Welt kommen, so wird meine Schwester selbst Sie empfan-

gen, und Ihnen ihre Dankbarkeit zeigen, für die Mutterstreue, die Sie ihren Kindern bewiesen haben.

Salzmann.

Brüderliche Liebe.

Ein Schneider in einem Städtchen, ohnweit Leipzig, Namens F. . ., hatte zwey Söhne, die sich sowohl durch Verstand und Tugend, als durch eine gute Leibesbildung und ansehnlichen Wuchs, schon als Knaben auszeichneten. Der Vater hatte ihnen eine anständige Erziehung gegeben, und da er einiges Vermögen besaß, so beschloß er den ältern, welcher Carl hieß, studieren zu lassen; der jüngere aber, Heinrich, sollte das väterliche Hauswesen und Handwerk fortsetzen. Carl ging also auf Universitäten, und kam nach vollendeten Studien mit den besten Zeugnissen zurück.

Ein Offizier, der in der Gegend auf Werbung lag, hatte kaum einige Nachricht von diesen beyden hübschen jungen Leuten erhalten, als er schon Lust empfand, wenigstens einen von beyden zum Soldaten anzuwerben, und sogleich war auch der Plan entworfen, nach welchem er dieß zu bewirken gedachte. Er kam als angeblicher Kaufmann in F . . . s Werkstatt, bestellte ein Stück Arbeit, gab etwas dafür baar auf die Hand, und bedung, daß die Arbeit binnen einigen Tagen, so lange er sich an dem Orte aufhielt, fertig seyn müßte. Während dieser und anderer Unterredungen faß der Kandidat Carl an einem

Nebentischchen und hatte Bücher vor sich liegen; und sogleich erkundigte sich der Offizier, wer denn der junge Mensch sey, der dort so emsig läse? Als er von dem ehrlichen Schneider die Antwort erhielt, daß dieß sein Sohn sey, der eben von der Universität zurückgekommen, und der nun, in Erwartung einer Versorgung, vorerst nur eine Hofmeisterstelle zu erhalten wünschte, versetzte er mit einer Art von Freude, daß ihm dieses recht erwünscht komme. Er kenne einen gewissen Baron von B . . . in seiner Nachbarschaft — einen rechtschaffenen begüterten Cavalier im Hildesheimischen — der für seinen einzigen wohlgerathenen Sohn einen geschickten Hofmeister zu haben wünsche. Der Junker werde bald tüchtig seyn, die Universität zu beziehen, wohin ihn der Hofmeister begleiten, und sodann mit ihm auf Reisen gehen sollte. Mit diesem braven Herrn stehe er schon seit langer Zeit in allerhand Verkehr, und er habe ihm angelegentlich aufgetragen, ihm einen dergleichen tüchtigen Mann hierzu ausmitteln zu helfen. Wenn nun der Kandidat Carl Lust hätte, diese Stelle anzunehmen, so wolle er den Augenblick an den Baron von B . . . schreiben; denn er glaube ganz sicher, Carl sey der Mann, der sich für ihn schicke und mit dem er Ehre einzulegen hoffe. Binnen drey bis vier Tagen, als so lange er sich hier aufzuhalten gedenke, könne die Antwort da seyn. — Der Antrag ward mit Vergnügen angenommen, und der ehrliche Schneider versicherte den Offizier im Voraus seiner größten Dankbarkeit. — Dieser hatte denn hierauf einen Brief im Namen des Barons von B . . . und mit dessen Unterschrift an den angeblichen Kaufmann gerichtet, fertig gemacht, in dem Ersterer dem Letztern für seine Bemühung sehr dankte, die Ue-

Herkunft des Candidaten bestens zu beschleunigen bath, demselben außer der freyen Station, ein jährliches Gehalt vorerst von 100 Thalern versprach, und zugleich 5 Louisd'or zum Reisegelde baar beyfügte. Am vierten Tage nach der Unterredung fand sich der vermeinte Kaufmann in F. . . s Hause wieder ein, rückte mit dem günstigen Antwortschreiben, auf dem ein freyherrliches Siegel saß, hervor, gab die 5 Louisd'or an Karln ab, drang auf baldige Abreise, und versprach ihn bis an Ort und Stelle zu begleiten. Nach vielen warmen Danksagungen und Freundschafts-Versicherungen nahm die Familie, Tages darauf, zärtlichen Abschied von einander, und Karl reisete mit seinem vermeinten Beförderer weg. Aber, ach Himmel, welch eine Veränderung! Anstatt den Herrn Hofmeister zum Baron von B. . . zu führen, liefert sein Begleiter ihn, so bald sie über die Gränze gekommen, in M. . . auf die Hauptwache ab. Eine Schaar von Offizieren kam um ihn herum, die ihn mit Ergötzen betrachtete, und bald darauf ward er mit einem Rekrutentransport nach B. . . abgeführt, und unter dem Vorwand, daß er 5 Louisd'or Handgeld genommen, als Soldat an das von L..sche Regiment abgegeben. Raisonniren und widersetzen würde gefährlich gewesen seyn; er mußte also dem Verhängnisse nachgeben. Sein Reisegefährte war von der Stunde an, da er ihn ablieferte, verschwunden, und so wenig Karl als seine Familie haben je nachher erfahren können, wer derselbe gewesen; außer daß dieser Erfolg sie belehrte, daß es ein Werber gewesen seyn müsse.

Nun hoffte der alte F. . . mit Schmerzen auf Nachrichten von seinem lieben Sohne; allein sie blieben aus. Nach Verlauf von einigen Monathen erkundigte

man sich nach dem Baron von B. . .; aber weder das erdichtete Wohngut desselben, noch der ganze angebliche von B. . . waren in der Gegend weit und breit umher auszufinden. Der ehrliche Schneider war über die Abwesenheit und über die mißlichen Schicksale seines hoffnungsvollen Sohns äußerst bekümmert; noch mehr aber betrübte sich Heimbert über seinen Bruder Karl, den er von Jugend auf sehr zärtlich geliebt hatte, und nun nicht wußte, ob er ihn je wieder zu sehen bekommen würde. Beyde, Vater und Sohn, beseufzten diesen traurigen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit sehr oft.

Eines Tages, da sie eben damit beschäftigt waren, meldete sich unvermuthet ein Handwerksgeselle, der von dem Orte herkam, wo Karl in Garnison lag, brachte einen Brief von diesem, und erzählte zugleich mündlich, was er von dessen Umständen wußte. — Der Brief ward mit freudiger Wehmuth erbrochen. Karl beschrieb darinn seine bisherigen Abentheuer, versicherte, daß er gesund sey, und sich in sein Verhängniß zu finden wisse, obgleich wenig Hoffnung zu seiner Befreyung übrig sey, es müsse denn geschehen, daß er einmal den Monarchen selbst anzutreten Gelegenheit fände, oder daß ein anderer tüchtiger Mann an seinen Platz verschafft würde. — „O! wenn sonst nichts ist, rief Heimbert, dazu kann, dazu soll bald Rath werden! Morgenden Tages gehe ich, melde mich beym Regimente, löse unsern guten Karl ab, und erbiethe mich, in seine Stelle zu treten. Bin ich doch beynahe so groß, als er, und den halben Zoll, der etwa daran fehlt, werd' ich wohl noch wachsen. Den Dienst will ich mit allem Eifer lernen, und mich so aufführen, daß das Regiment mit mir zufrieden seyn soll." — Welch ein Einfall, erwiederte der Vater, und machte allerhand gegründete Ein-

wendungen; Heimbert aber blieb dabey, und wußte seinem Entschluß durch folgenden rührenden Umstand das Gewicht zu geben: hat nicht unser Karl so viel Geld gekostet? habe ich nicht jederzeit — mit dem größten Vergnügen seine Unterstützung zu befördern gesucht und unsere wenigen Aecker gern verkaufen lassen, nur damit er sein Studieren endigen möchte? Hat ers nicht völlig gut angewandt? Hofften wir nicht Ehre und Freude an ihm zu erleben, und sollten wir das nicht noch jetzt hoffen? — An mir ist weniger gelegen, und wenn ich einige Jahre hindurch als Soldat ehrlich gedient habe; so kann ich noch immer meine Profession wieder zur Hand nehmen.

Man stelle sich die Lage vor, in der sich der alte F. . . nun befand! So wie dort der Patriarch, als er seinen einzigen jüngsten Sohn hergeben sollte, um dessen Brüder aus Egypten damit loszukaufen! — Kurz, Heimbert beschickte seinen Abzug, ward mit Reisegeld versehen, und eilte zum Regimente. Und nun stelle man sich die Empfindung beyder Brüder bey dieser Zusammenkunft, und den brüderlichen Streit vor, ob Karl für diesen Preis seinen Abschied nehmen solle oder nicht? — Kurz, Heimbert ward eingestellt, und Karl bekam, nach einigen Schwierigkeiten, seinen Abschied.

Jetzt trat Karl die Rückreise nach seiner Heimath an. Auf dieser fehlte es ihm zuletzt so sehr an Geld und Lebensmitteln, daß er sich in Sch. . . genöthiget sahe, den geheimen Rath S. . ., der als ein sehr bemittelter Mann rühmlich bekannt war, um eine kleine Gabe, zu seinem weitern Fortkommen, anzusprechen. Der geheime Rath reichte ihm solche sehr willig, und verlangte zugleich, daß Karl einige Tage bey ihm auf seinem Gute bleiben, und sich von seiner Reise erhohlen

sollte. Dieß geschah, und nun lernte der würdige Mann nicht nur Karls Talente und Geschicklichkeiten, sammt seinen bisherigen Schicksalen, sondern auch die vorzüglich guten Herzen dieser sich so zärtlich liebenden Familie kennen. Der geheime Rath gewann den jungen Mann lieb, versah ihn mit Kleidungsstücken, nebst andern Nothwendigkeiten, und da er eben bey seinen Kindern einen Lehrer brauchte, so ersuchte er ihn, diese Stelle als Hofmeister und Gesellschafter bey seinen Kindern, vorerst gegen ein hinreichendes Gehalt anzunehmen.

Eben hatte sich Karl einige Tage in der Behausung des geheimen Raths aufgehalten, als dieser einen Besuch vom Kriegsrath F. . . bekam, einem Mann, der schon mannigfaltige Proben seiner menschenfreundlichen Dienstbegierde und thätiger Redlichkeit abgelegt, und durch eben so wichtige als glückliche Unternehmungen sich dem Staate und seinen Mitbürgern nützlich gemacht hatte. — Er hatte einige Geschäfte mit dem geheimen Rath abzumachen, und kaum waren diese in Ordnung gebracht, so lernte er den jungen F. . . kennen, erfuhr dessen Schicksale, — bewunderte die heroische Zärtlichkeit seines jüngern Bruders — nahm an dem Kummer des ehrlichen Vaters, der seiner beyden rechtschaffenen Söhne beraubt war, innigen Antheil — und beschloß, ohne etwas davon zu sagen, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis er den Heimbert vom Soldatenstande befreyet — beyde Brüder dem bekümmerten Vater wieder in die Arme geliefert, und diese gute Familie möglichst glücklich gemacht haben würde.

Diesen Entschließungen zufolge, reisete der Kriegsrath F. . . von S. . . nach der Residenz, und bewarb sich bey verschiedenen Generalen und andern Großen,

ja selbst durch Vorschub eines der größten Prinzen, um die Loslassung des jungen Heimbert. Er hatte die Freude, solche endlich bewilligt zu erhalten, jedoch bloß unter der Bedingung, daß zwey andere wohlgewachsene Ausländer von Heimberts Größe in dessen Platz geschafft, und zur Sicherheit, wenn etwa einer davon desserteuren möchte, 100 Thaler unterpfändlich niedergelegt werden sollten. Der menschenfreundliche F. . . nahm diese Bedingung an, und fand durch seine Freunde bald Gelegenheit, die beyden Rekruten in der verlangten Beschaffenheit auszumitteln, bezahlte solche baar mit einem ansehnlichen Kaufgelde, und erlegte auch überdieß die geforderten Bürgschaftsgelder der 100 Thaler mit Vergnügen, aus seinen Mitteln, auf eine ganz uneigennützige Art, die ihm ganz eigen ist. Jetzt wurde Heimbert dem vortrefflichen Kriegsrathe zugebracht, und dieser reiste mit ihm nach S. . . zum vorgedachten geheimen Rath und zu seinem ältern Bruder. Hier eröffneten sich Scenen, die nur empfunden — nicht beschrieben werden können. — Von S. . . führte der würdige Kriegsrath die beyden jungen F. . . ihrem sehnsuchtsvollen Vater zu, und empfing in dem rührenden Anblicke der wechselseitigen Umarmungen dieser guten Familie den süßesten Lohn, den die Güte seines Herzens verdiente.

Beyde Brüder sind jetzt durch die Fürsorge ihrer Wohlthäter sicher versorgt. Heimbert, den seine Bruderliebe unter die Fahne brachte, dient seit der Zeit seiner Loskaufung dem geheimen Rath G. . . und wird jetzt durch eine sehr gute Stelle bey einem Salzwerke belohnt. Der durch ihn glücklich gemachte Bruder ist jetzt erster Lehrer der Schule zu S. . ., hat die Liebe einer ganzen Stadt, und segnet jene herben Tage, die

ihn weiser, und mit seinem gegenwärtigen Zustand äusserst zufrieden gemacht haben.

Nächstenliebe.

Ein Geistlicher nicht weit von Wien, der einem alten Geistlichen als Gehülfe beygegeben war, und also nicht viel Einnahme hatte, ging einmal im Winter bey strenger Kälte über Feld, um auf einem andern Orte den Gottesdienst zu halten.

Als er von da wieder zurück ging, begegnete ihm bey einem kleinen Wäldchen ein junger Mensch, der vor Kälte zitterte. Er hatte kaum so viel Lumpen am Leibe, daß er sich damit völlig bedecken konnte.

Der Geistliche wurde von dem Elende des jungen Menschen innigst gerührt; er zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm das Wenige, was darin war. Es waren sechzehn Kreuzer.

Als er ihm dieses Geld gegeben hatte, stand er ein Weilchen stille, endlich sagte er:

„Junger Freund! diese sechzehn Kreuzer werden ihn schlecht vor der Kälte schützen. Komme er mit!“

Er führte ihn ein wenig weiter in den Wald, und dann sagte er:

„Hier sieht uns niemand, da werfe er seine Lumpen von sich; ich habe mich winterhaft angezogen; alles, was ich doppelt an meinem Leibe habe, will ich redlich mit ihm theilen.“

Beyde zogen sich nun aus. Der Geistliche hatte zwey Hemden an, zwey Westen, zwey Paar Beinkleider

der, zwey Paar Strümpfe, und unter dem Priesterkragen ein seidenes Halstuch. Von jedem dieser Stücke gab er ihm eins, und zwar dasjenige, was er oben trug, also das bessere. Nun wickelte er sich in seinen Ueberrock, und ging eilends nach Hause, ohne den armen Menschen zu frägen, wer oder woher er sey?

Der Arme weinte vor Freuden, und segnete tausendmal seinen Wohlthäter. Und wer war dieser halbnackende Mensch? Es war ein polnischer Jude, der hernach zu Wien diese ganze Geschichte erzählte.

Wer zwey Röcke hat, gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, der thue auch also. Luk. 3, 11.

Lobsucht.

Freundlich und fröhlich näherte sich Justinchen der Mutter mit dem Strickkörbchen. Sieh, liebe Mutter, sprach sie, das Leibchen für Wilhelm ist fertig. Was ich gestern gesagt habe, ist doch eingetroffen. — Mancher wollte es nicht glauben, daß ich heute fertig werden würde. Wie freut es mich, daß ich sie eines bessern belehren kann! Aber ich bin auch recht fleißig gewesen, und dabey habe ich doch nichts übereilt. Sieh' das Leibchen an, Mutter! du wirst finden, daß es recht nett gestrickt ist!

Die Mutter besah Justinchens Arbeit. Ich bin damit zufrieden! sagte sie. Weiter sagte sie aber auch kein Wort.

Damit war Justinchen gar nicht zufrieden. Sie hatte sich auf ein großes Lob gefaßt gemacht, und

von der Mutter eine lange Beyfallsrede erwartet. Jetzt mußte sie sich mit den magern Worten begnügen: Ich bin damit zufrieden.

Justinchen verlor plötzlich ihre Heiterkeit, sie wurde einsylbig, und ließ ihr Köpfchen hängen. Der Mutter entging dieß alles nicht; auch errieth sie leicht, woher es kam. Aber sie sagte weiter kein Wort, sondern schwieg aus guten Gründen.

Nicht lange darauf befand sich Justinchen bey ihrer verheiratheten Schwester Mariane. Diese hatte mehrere Mädchen zu sich kommen lassen, und wartete ihnen mit Schokolade auf. Justinchen konnte die Harfe spielen. Mehrere Freundinnen bathen sie, ihnen etwas vorzuspielen. Sie entschloß sich dazu nach vielem Weigern. Ich kann nicht viel, sprach sie mehrmals, bis sie sich endlich an die Harfe setzte, und mit der Bitte, sie mit Nachsicht und Schonung zu beurtheilen, zu spielen anfing.

Justinchen spielte nicht übel. Als sie mit einigen Arien fertig war, sagten die anwesenden Mädchen: Das war ganz hübsch, Justinchen! Weiter sagten sie aber auch nichts. —

Damit war Justinchen abermals nicht zufrieden. Ob sie gleich vorher wiederhohlt versichert hatte, daß sie schlecht spiele, daß sie auf der Harfe nicht viel verstehe: so wünschte sie doch jetzt in ihrem Herzen, daß man sie laut lobe, und ihr Beyfall zuklatsche. Da dieses nicht geschah, wurde sie mißmuthig, ließ ihr Köpfchen abermals hängen, und hatte in der Gesellschaft keinen frohen Augenblick mehr. Ihre Freundinnen fragten sie, was ihr fehle; dadurch wurde sie noch verdrießlicher, und ging nach Hause.

Die Mutter sah es ihr an, daß ihr etwas auf dem Herzen liege. Du kehrst nicht heiter aus der Gesellschaft zurück, liebe Tochter! sprach sie; es ist dir doch nichts Unangenehmes begegnet?

Justine suchte ihren sichtbaren Mißmuth zu entschuldigen, aber die Mutter bemerkte bald, daß der lobsüchtigen Tochter nicht nach Wunsch geschmeichelt worden, und daß sie deßhalb in übler Laune sey.

Liebe Justine, sprach die Mutter, komm' und setze dich zu mir. Schon längst wollte ich dir eine kurze Geschichte erzählen; ich will es heute thun.

Justine setzte sich zu der Mutter auf das Canapee, und diese erzählte Folgendes:

Nicht weit von hier lebte in meiner Jugend ein Mann, Nahmens Hilarius. Er war aus einem fremden Lande ohne alles Vermögen in diese Gegend gekommen. Sein artiges Aeussere empfahl ihn sehr. Er war ein guter Gesellschafter, und man lud ihn oft in die besten Häuser. Jeder Zirkel wurde durch ihn belebt. Viel Glück machte er besonders bey dem weiblichen Geschlechte. Nicht als wenn er sich gerade durch viel Geist empfohlen hätte — darauf nimmt unser Geschlecht oft zu wenig Rücksicht; seine Munterkeit, seine Unterhaltungsgabe, seine zuvorkommende Höflichkeit und seine hübsche Figur — dieß nahm Mädchen und Frauen für ihn ein, und bewog sie, ihn andern Männern vorzuziehen, die ihn an Geist, Einsicht und Charakter weit übertrafen.

Hilarius wußte die gute Stimmung für ihn wohl zu benutzen. Er bot einer reichen Kaufmannstochter die Hand, und erhielt sie — obgleich ihre Eltern eine Zeit lang dagegen waren — endlich zur Frau,

trat mit seinem Schwiegervater in Compagnie, und wurde ein reicher Mann.

Da man ihn überall gern sah, und alles, was er sprach und that, mit lautem Beyfalle belohnte, so war es sehr natürlich, daß er eine etwas hohe Meinung von sich bekam, und endlich des Glaubens war, man müsse ihn überall und immer loben. Lobsucht war auf diese Weise die schwächste Seite seines Herzens.

Viele kannten diese schwache Seite, und benutzten sie zu ihrem Vortheile. Er mochte reden und thun, was er wollte, sie rühmten alles, und wirkten dadurch so sehr auf ihn, daß sie ihn nach ihrem Willen lenken konnten. Nach und nach bildete sich ein großes Heer von Schmeichlern, die ihn wie Mücken umgaben, an seiner wohlbesetzten Tafel schwelgten, und ihn zu manchen Thorheiten verleiteten. Das machte die leidige Lobsucht.

In seinem Vaterlande hatte Hilarius eine Schwester, die unglücklich verheirathet war. Lange Zeit hatte er an sie nicht gedacht; einmal aber fiel es ihm ein, sie zu unterstützen. Er schrieb nach ihrem Wohnorte, erhielt aber keine Antwort. Ein Jahr darauf hörte er von einem Reisenden aus jener Gegend, daß seine Schwester Henriette sich in ein anderes Ländchen gezogen habe, und daß ihr Mann todt sey. Dieß bestimmte Herrn Hilarius noch mehr, sich ihrer anzunehmen, allein sie war durchaus nicht zu erforschen.

Hilarius lebte in Lust und Freude fort. Er that viel Gutes, aber er that es nicht um des Guten willen, sondern um gelobt zu werden. Sah er voraus, daß irgend eine Handlung von ihm gelobt werden würde, so verrichtete er sie gewiß. Mußte er aber be-

sorgen, daß sie verschwiegen und also ungerühmt bleiben werde, so unterließ er sie gewöhnlich, auch wenn sie noch so gut und edel seyn mochte.

Eines Jahres war in dieser Gegend eine große Theurung. Viele Armen kamen dabey fast um ihr Leben. Es näherte sich der Winter, und die Noth stieg mit jedem Tage. Viele Elende nahmen zu Hilarius ihre Zuflucht; er half ihnen, und wurde — was ihm sehr schmeichelte — als ein Wohlthäter und Vater der Armuth gepriesen.

Die Obrigkeit der Stadt, in der er wohnte, hielt es für nöthig, alle Armen, die nicht zur Stadt gehörten, abzuweisen. Auf diesen Befehl wurde mit aller Strenge gehalten.

Eines Nachmittags wollte eine arme Frau mit zwey Kindern in die Stadt. Sie wurde aber an den Thoren — trotz ihrem vielen Flehen — zurückgewiesen. Die Kälte war strenge, der Abend da. Hilarius ritt spazieren. Er traf auf dem Wege jene Frau an. Sie flehte ihn um Hülfe, und erzählte, wie sie von der Thorwache fortgewiesen worden wäre.

Die arme Frau dauerte ihn. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sie in der Vorstadt unterzubringen. Aber er dachte: dafür lobt mich kein Mensch, und ritt vorbey, nachdem er der Armen einen halben Gulden zugeworfen hatte. Den Tag darauf fand man die Frau mit ihren Kindern todt auf der Landstraße liegen. Ihre Mattigkeit gestattete ihr nicht, das nächste Dorf zu erreichen; die Nacht überfiel sie; sie sank entkräftet in den Schnee, und erfror mit ihren Kindern. Nach einer näheren Untersuchung fand es sich, daß die Unglückliche des Hilarius — Schwester war.

Auf den Bruder machte dieser Vorfall einen starken Eindruck; sich selbst sah er als die Ursache desselben an, und verwünschte seine Lobsucht, die im Grunde einzig und allein Schuld daran war, daß er sich Henriettens nicht angenommen hatte. Es vergingen mehrere Monathe, bis er sich darüber beruhigen konnte.

Die leidige Lobsucht zog ihm noch viele andere Uebel zu. Viele hielten sich durch das Lob, das ihm überall, aus eigennützigen Absichten, ertheilt wurde, beleidigt, und suchten ihn bey vorkommenden Gelegenheiten zu demüthigen. Seine Schmeichler hingegen verleiteten ihn zur Verschwendung. Er gab oft große Tafel. Bey ihm trank man die besten Weine, und aß die schmackhaftesten Gerichte. Aus Amerika ließ er sich Schildkröten kommen; aus Cypern, Ungarn und vom Cap der guten Hoffnung ganze Ladungen von alten Weinen; eine Ananas bezahlte er oft mit zwey, drey Dukaten, und nicht selten kamen Indianische Vogelnester auf seinen Tisch; dieß alles den Schmeichlern zu Liebe, die ihn dafür rühmten, und bis zum Himmel erhoben. Der Ausgang von alle dem war, daß aus dem reichen Hilarius ein — Bettler wurde. Seine Schmeichler zogen sich nun zurück, und tadelten boßhaft seine bis dahin geführte Lebensart. — Das waren die Folgen der Lobsucht. Hilarius erschoß sich aus Ueberdruß.

Die Mutter sagte weiter nichts. Justine wußte aber wohl, wohin sie mit dieser Erzählung ziele. Sie fühlte sich sehr getroffen, und gelobte sich noch an diesem Tage, ihre Lobsucht einzuschränken. Es gelang ihr, und sie fühlte sich seit dieser Zeit viel glücklicher.

Glatz.

Rudolph.

Rudolph hatte das Unglück, daß er sich das Lügen angewöhnte, besonders log er alsdann, wenn er einen Fehler begangen hatte, oder in seinen Geschäften nachläßig gewesen war. Hatte er sich z. B. auf seine Lection nicht gehörig vorbereitet, und die Reihe kam an ihn, daß er seinem Herrn Rektor aufsagen sollte, so fing er insgemein mit den Worten an: Lieber Herr Rektor! dießmal werde ich wohl nicht bestehen! mein lieber Vater hatte gestern so viel zu thun, daß ich ihm helfen mußte, und an meine Lection nicht kommen konnte. Hatte er nicht geschrieben, was ihm war aufgegeben worden, so sagte er: Lieber Herr Rektor! ich habe gestern unmöglich schreiben können — ich hatte mein Schreibebuch in des Vaters Stube liegen gelassen, und dieser war weggegangen, und hatte den Schlüssel zur Stube mitgenommen. Oft kritzelte er in seine Bücher, und malte allerley Fratzen hinein. Wenn ihn nun sein guter Lehrer züchtigen wollte, sagte er: Lieber Herr Rektor! sehn Sie nur, wie es mir gegangen ist! da saß ich gestern über meinen Büchern, meine Mutter rief mich, daß ich geschwind zu ihr kommen sollte — ich kam, und ließ die Bücher liegen — da kommt mein kleiner Bruder Carl und kritzelt mir da die Fratzen in die Bücher.

Auf diese Art gelang es ihm einigemal, seinen guten Lehrer zu hintergehn. Aber was half es dem kleinen Thoren? Am Ende kam sein Lehrer doch hinter die Wahrheit, und glaubte ihm nun kein Wort mehr. Wenn er nun seine Lection nicht konnte, sein Aufgegebenes nicht geschrieben, seine Bücher beschmutzt hatte,

so wurde er allemal gezüchtigt, ohne auf seine Entschuldigungen zu hören.

Oft hatte er wirklich gegründete Entschuldigungen. Aber was halfen ihm diese? Der Rektor sagte: wenn Christian, Fritz, Martin oder jeder andere deiner Mitschüler, diese Entschuldigung vorbrächte, so würde ich ihm glauben; aber wie kann ich dir denn glauben? Du bist ja ein Lügner.

Salzmann.

Die Lüge.

Es ist etwas Fürchterliches um die drey Worte: du hast gelogen! die Menschen können Alles eher dulden und vergeben, als diesen Ausdruck, und dieses ist der größte Beweis, daß das Lügen etwas Abscheuliches ist, das von Jedermann verachtet, und doch von so vielen getrieben wird. Der geheime Rath Rehberg in Stuttgard hatte einen Bedienten, der Heinrich hieß. Er war zwar ein hübscher junger Mensch, aber er hatte sich von Jugend auf gewöhnt, zu lügen und zu betrügen. Seine Aeltern sahen dieß zu spät ein, um es ihm abzugewöhnen. Er fuhr also darin fort, weil es ihm einigemale gelang, Vortheile dadurch zu erhalten. Durch diese niederträchtigen Mittel brachte er es endlich so weit, daß er seinen Herrn verlassen und für sich selbst leben konnte. Nun führt' er großen Staat und lebte in Saus und Brauß. Den Armen gab er nichts, und seine ehmahligen Freunde verach-

lete er. Aber, weil er Geld hatte, so gab es niederträchtige Leute genug, die ihm schmeichelten. Einer seiner vorigen Bekannten begegnete ihm einst auf der Straße und sagte mit biederem, schwäbischen Ton zu ihm: Grüß dich Gott, Bruder Heinrich! mich freut dein Wohlergehen herzlich. Aber der stolze Herr Heinrich sah verächtlich auf ihn nieder und sagte: ich kenne Euch nicht, packt euch. Was? antwortete der Andere — bist du nicht Rehbergs alter Laquay? ja wohl, du kennst mich also nicht? — Wer sagt, daß ich Laquay war? Das lügst du Schurkel. Husch, schlug ihn der Andere ins Gesicht, daß ihm Blut aus Mund und Nase floß. Sie kamen ins Handgemenge, das sich damit endigte, daß Heinrich durch einen Schlag das rechte Aug verlohr, und so für sein ganzes Leben ausgezeichnet war. So können Lügen nicht lange gedeihen; auch wenn es den Schein hat, als brächten sie den Nutzen, der sie vorbringt. Heinrich ward von aller Welt verachtet. Er wollte sich Freunde machen mit seinem Aufwand, aber das Geld, das er mit Lügen und Betrug zusammen gehäuft hatte, war bald zu Ende, und Heinrich starb in einem Hospital, als ein Bettler, ohne von einem Menschen bedauert zu werden.

Armbruster.

Der lüsterne Knabe.

In der großen Stadt London, die in England liegt, und in welcher der König von England wohnt, lebte

einst ein reicher Kaufmann, Namens William Bedford. Der hatte ausserordentlich viele Schätze, und einen einzigen Sohn, der Heinrich hieß. Weil nun der Vater viel Geld und nur einen Sohn hatte: so liebte er diesen übermäßig; aber er liebte ihn nicht vernünftig. Er ließ dem lustigen Heinrich allen Willen, und was Heinrich begehrte, das bekam Heinrich.

Weil Heinrich alles bekommen konnte, so begehrte er auch alles, woran ihm etwas gelegen war. Besonders gewöhnte er sich so sehr an Naschwerk, daß er ohne dasselbe kaum leben konnte. Erblickte er etwas Wohlschmeckendes: so wässerte ihm gleich der Mund danach; er ruhte nicht eher, als bis er etwas davon bekam. Seine Lüsternheit oder Leckerhaftigkeit wuchs mit jedem Tage, und sie wurde ihm endlich zur andern Natur. Nach und nach wurde er der lüsternste Knabe in ganz London. In seinen Taschen staken fast beständig verzuckerte Mandeln, Apfelsinen, Schockolabeguß, Biscuit, verzuckerte Pomeranzenschaalen und wer weiß was noch für andere Leckerwaaren.

Heinrich sah blaß aus; nicht so gesund wie manche Kinder

„Mit Backen frisch und roth, daß kaum
„Der Apfel röther blinkt."

Auch waren Heinrichs Zähne schwarz und die vordersten angefressen, sie sahen recht häßlich aus. Die bleiche Gesichtsfarbe und die schwarzen verdorbenen Zähne hatte Heinrich den Zuckersachen zu verdanken, die er so häufig aß.

Uebrigens hatte Heinrich viele gute Eigenschaften, und es war recht schade, daß seine Lüsternheit diese guten Eigenschaften verdunkelte. Wie gut wäre es ge-

wesen, wenn er mit dem Gelde, welches er für Naschwerk ausgab, Nothleidende unterstützt hätte.

Herr William Bedfort schickte sich einmal an eine Seereise zu machen. Heinrich bath ihn sehr, ihn, doch mitzunehmen. Ich bin ja schon zwölf Jahre alt, sprach er, und im Stande, die Unannehmlichkeiten zu ertragen, die mit einer Seereise verbunden sind.

Herr Bedfort, der seinen Sohn ungemein liebte und ihm fast keine Bitte abschlagen konnte, versprach, ihn mitzunehmen.

Darüber hatte Heinrich eine gewaltige Freude. Er lief noch diesen Tag zu allen seinen Kameraden und erzählte ihnen, daß er nächster Tage mit seinem Vater eine Seereise machen werde. Auch ging er noch an diesem Tage zu einem Conditor oder Zuckerbäcker, und ließ sich mehrere Pfunde Zuckerwaaren abwägen.

Endlich kam der erwünschte Tag, an welchem die Reise vor sich gehen sollte. Heinrich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, und Morgens vier Uhr war er schon angekleidet und reisefertig.

Um zehn Uhr Vormittags bestieg Heinrich mit seinem Vater das Schiff, und nach einer halben Stunde fuhren sie ab. Es wurden Kanonen losgeschossen; auf dem Schiffe flatterte eine schöne große Fahne und Heinrich wußte vor Freude sich nicht zu fassen. Er sprang in der Kajüte, oder in einer Stube des Schiffes herum, drückte seinem Vater die Hand und wiederhohlte oft die Worte: o wie herrlich ists zur See zu reisen!

Doch, am andern Tage sprach Heinrich nicht mehr; o wie herrlich ists zur See zu reisen! Denn er bekam die Seekrankheit. Es wurde ihm übel, sein Kopf schwindelte, er verlohr den Appetit und mußte sich viel-

mal übergeben. Ohne Bewußtseyn lag er da und nur nach vier Tagen wurde es ihm etwas besser.

Man war schon zwölf Tage auf der offenen See, als man von weitem ein Schiff erblickte. Das Schiff kam näher, und da es so nahe war, daß man es genau sehen konnte, überfiel alle ein Schrecken, man machte alle Segel auf, und wollte sich schnell von diesem Schiffe entfernen. Allein es ging nicht. Das fremde Schiff war ein Raubschiff, oder ein Kaper, voll Seeräuber.

Alle die auf Herrn Bedforts Schiffe waren, also auch Herr Bedfort selbst und sein Sohn Heinrich, wurden von den Seeräubern gefangen.

Herr Bedfort wurde auf dem Räuberschiffe gefährlich krank. Heinrich rang die Hände und weinte, aber damit konnte er seinem Vater nicht helfen.

Eines Tages erblickten die Seeräuber in der Nähe ein kleines Schiff; sie winkten und schrieen, und das kleine Schiff kam herbey. Es saßen darin schwarze Menschen mit schneeweißen Zähnen. Die Seeräuber nahmen Herrn Bedfort und noch andere Kranke und verkauften sie sehr wohlfeil an die schwarzen Leute.

Heinrich wollte sich von seinem Vater nicht trennen; er schrie, weinte und bath mit gefalteten Händen, ihn mit dem Vater mitzulassen; er klammerte sich fest an ihn; aber das half nichts. Die Räuber rissen den Sohn vom Vater, und übergaben Herrn Bedfort den schwarzen Männern.

Heinrich wollte sich vor Betrübniß ins Meer stürzen; aber man hielt ihn zurück; band ihm Hände und Füße, und befestigte ihn mit einem Strick von Bast in einem Winkel des Schiffes.

Nach ein Paar Tagen landete das Schiff, das

heißt, es kam an den Ufern des festen Landes an. Alle Gefangenen wurden, gebunden, aus dem Schiffe aufs Land getrieben. Hier versammelten sich viele Menschen, von welchen die armen Gefangenen genau betrachtet, und, einer nach dem andern, gekauft wurden.

Heinrich kam in die Hände eines türkischen Kaufmanns, Namens Selim.

Dieser Selim hatte gegen funfzig Sklaven, welche Reiß und Zuckerrohr bauen und noch viele andere beschwerliche Arbeiten verrichten mußten. Nun war wohl Selim kein harter Mann; aber der Aufseher über die Sklaven war desto strenger. Wenn ein Sklave etwas versah, so bekam er von dem Aufseher mit einer Peitsche immer derbe Hiebe. Heinrich fühlte diese oft. Er bekam gewöhnlich nichts anders zu essen, als Reiß in Wasser gekocht. Er wurde dieser magern Speise bald überdrießig. Der Aufseher ließ immer für sich etwas besseres zu Rechte machen. Heinrich war sehr lüstern nach den Speisen des Aufsehers und er konnte sich oft nicht enthalten, sie heimlich zu kosten. Aber diese Näschereyen zogen ihm zu verschiedenenmalen harte Züchtigungen zu. Ach! sagte er dann gewöhnlich, wenn ich mich doch schon in meiner ersten Jugend an schlechte Kost gewöhnt, wenn ich doch schon in meinen Kinderjahren mich vor der Lüsternheit und Naschhaftigkeit in Acht genommen hätte! Die verwünschte Lüsternheit zieht mir jetzt so viele Leiden zu! —

Heinrich war nun bereits drey Jahre in der Gefangenschaft, und er wünschte sich oft den Tod, so elend ging es ihm. Sein Herr, Selim, hatte ihn einigemale beobachtet, und sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Heinrich gab verständige Antworten. Dieß gefiel dem Selim; noch mehr aber wurde Selim für

Heinrichen eingenommen, als er die Zeichnungen sah, die Heinrich in seinen Erhohlungsstunden verfertigt hatte. Selim beschloß, Heinrichen in sein Haus zu nehmen, und ihn nicht als Sklave zu behandeln.

Eines Tages wurde Heinrich zu seinem Herrn, Selim, gerufen. Als er vor ihm erschienen war, redete ihn Selim folgender Maaßen an: Heinrich! ich habe mit Vergnügen gesehen, daß du mehr Verstand hast, als die meisten erwachsenen Sklaven, und daß du die Kunst verstehst, mancherley schöne Bilder zu entwerfen. Mein Herz hat dich deßhalb lieb gewonnen. Du darfst hinführo nicht mehr unter den übrigen Sklaven wohnen. Gleich neben meiner Stube ist für dich ein Zimmer bereit; du kannst es noch heute beziehen.

Heinrich wurde bis zu Thränen gerührt, er fiel seinem Herrn zu Füßen, umfaßte seine Kniee, und benetzte sie mit dankbaren Thränen. O! rief er aus, mein Herr! du machst mich zu einem glücklichen Menschen! der Himmel segne dich dafür!

Heinrich! versetzte darauf Selim, sey du mir nur immer treu, so soll es dir bey mir wohlgehen. Du wirst folgende Geschäfte zu verrichten haben. Erstens wirst du alle Tage Abends das Geld zählen, welches in meine Casse gekommen ist, und alles in mein Buch einschreiben, dann wirst du meine zwey kleinen Söhne täglich im Zeichnen unterweisen.

Wer war jetzt froher als Heinrich! Er bezog noch am nemlichen Tage sein Zimmer, und Abends speiste er mit seinem Herrn an einer Tafel. Er aß jetzt zum Erstenmale etwas ordentlich Zubereitetes; besonders schmeckte ihm der Palmwein herrlich, den er zu trinken bekam.

Dieses andern Tages hatte er etwas auf der Stube seines Herrn zu verrichten. Selim war gerade nicht da. Als Heinrich sich in der Stube umsah, erblickte er einen Teller voll Feigen. Heinrich, der seine Lüsternheit noch nicht ganz abgelegt hatte, bekam großen Appetit nach diesen Feigen. Aber sein Herz sagte ihm, daß er nichts heimlich entwenden dürfte. Doch die Feigen stachen ihm zu sehr in die Augen, und sahen zu appetitlich aus. I was ist denn um ein Paar Feigen, dachte Heinrich, zwey mehr oder weniger, mein Herr nimmt es ihm gewiß nicht übel, wenn du ein Paar davon versuchst. Heinrich ließ sich von seiner Lüsternheit überwältigen, und nahm drey Feigen. Nachdem Teller kehrte er auf sein Zimmer zurück, und verzehrte sie mit gutem Appetit.

Die Lüsternheit hatte Heinrichen einen fatalen Streich gespielt. Denn als sein Herr auf seine Stube kam, langte er nach dem Teller, worauf die Feigen lagen. Sie waren wegen ihres außerordentlichen Wohlgeschmackes aus einem entfernten Lande gehohlt und theuer bezahlt worden. Selim wollte einem Freunde damit ein Präsent machen. Er zählte sie, und fand, daß drey davon fehlten. Darüber wurde er sehr unwillig, und rief Heinrichen zu sich: Hast du etwa drey von diesen Feigen genommen? fragte er zornig.

Heinrich war aufrichtig und gestand es.

Ha! schäme dich, junger Mensch! rief Selim, ich habe dich vor den andern Sklaven ausgezeichnet, und du bist schon jetzt in den ersten Augenblicken deines Glückes so undankbar und bestiehlst mich.

Heinrich weinte und versicherte, daß er die Feigen nicht genommen haben würde, wenn er nicht ge-

glaube hätte, sein Herr werde sich nicht viel daraus machen.

So bist du wenigstens, entlehrte Selim, ein leckerhafter Mensch, der über seine Lüsternheit nicht Herr werden kann. Und das sind mir verhaßte Menschen. Man kann nie Zutrauen zu ihnen haben. Ihre Lüsternheit reißt sie zur Verschwendung und andern Fehlern hin. Sie sind auch in ältern Jahren noch schwache Kinder ohne Herz, ohne Muth, ohne Selbstbeherrschung. Wisse, lüsterner Mensch, daß du mich durch deine Naschhaftigkeit um mein Zutrauen gebracht hast. Ich kann dir nichts anvertrauen; denn wer sich nicht enthalten kann, Feigen zu entwenden, kann sich vielleicht auch nicht enthalten, Geld zu entwenden, besonders wenn er dessen bedarf, um seine lüsternen Begierden zu befriedigen. Meine Kinder kannst du auch nicht unterrichten; denn du könntest sie mit leichtverderben und zu lüsternen Menschen machen. Du gehst jetzt gleich wieder hin, wo du zuvor warest, und verrichtest mit den übrigen Sklaven deine alten Arbeiten.

Das war ein harter Schlag für Heinrich. Er sollte nun wieder sein voriges Elend empfinden, und welch eine Schande, wieder unter diejenigen zurückzukehren, vor denen er vor einigen Stunden ausgezeichnet worden war! Doch es mußte geschehen, und Heinrich befand sich nun wieder in einer traurigen Lage.

So unangenehm dieser Vorfall Heinrichen seyn mußte, so war er ihm doch sehr nützlich. Er gewöhnte sich von nun an, Herr über seine Begierden zu werden, und seine Lüsternheit abzulegen. Weil es ihm Ernst damit war, so gelang es ihm; und da dieß Selim bemerkte, freute er sich darüber, ließ Heinri-

chen vor sich kommen, und übergab ihm die Geschäfte, die er ihm vor einem halben Jahre auch angewiesen, aber wieder abgenommen hatte.

Nach drey Jahren kehrte Heinrich nach London zurück, und welche Freude! er fand seinen lieben Vater hier noch am Leben. Herr Bedfort war durch einen glücklichen Zufall aus den Händen der schwarzen Seefahrer befreyt worden, und kam nach vielen überstandnen Gefahren wieder in England an.

Heinrich lebte nun glücklich. Er hatte in seiner Noth gelernt, Herr über seine Begierden zu seyn, und deßhalb achtete und liebte ihn jedermann, der ihn kannte.

Glat.

Mäßigkeit.

Daß Gutmann seinen Kindern einige Kenntniß vom Menschenkörper beygebracht hatte, war wirklich von guten Folgen. Unter andern hatte es auch diese, daß sie den Nutzen der Mäßigkeit einsahen, und sie beybachteten. Ihr Vater hatte ihnen gesagt: wenn ihr esset oder trinket, so wartet nicht darauf, daß ich euch zurufe: nun hört auf, ihr habt genug! ich kann euch die Tropfen und die Bissen nicht zuzählen, sondern ihr müsset selbst auf euch Acht haben. Sobald ihr nicht mehr hungrig oder durstig seyd, so hat euer Körper genug und es ist Zeit aufzuhören.

Einmal ward er nebst Friederiken und Ferdinanden auf ein Dorffest (Kirchmeß) eingeladen. Hier ward

sehr viel zu essen und zu trinken aufgetragen, aber Gutmanns Kinder blieben bey ihrem Maße. Manche Leute haben die Gewohnheit, daß sie ihre Gäste dringend nöthigen, immer noch mehr zu essen und zu trinken. Das war aber bey Gutmanns Kindern alles vergeblich. Sie antworteten auf solche Nöthigungen immer: „Wir sind satt und bedürfen jetzt Nichts weiter.“ — Hingegen Christoph, ein andrer fremder Knabe, der auch zugegen war, aß von jedem Gerichte so viel, als ihm vorgelegt ward. Zuletzt konnte er fast nicht mehr Athem holen. Er mußte vom Tische aufstehen und sich übergeben. Und weil er auch viel Bier und Wein unter einander getrunken hatte, so verfiel er auch in den abscheulichen Zustand der Trunkenheit. Erst schwärmte er eine Zeit lang auf eine ausgelassene Weise. Bald aber konnte er nicht mehr sehen noch hören, sprach sinnlos, legte sich endlich hin und schlief.

Ob gleich Gutmann diesen Knaben bedauerte, so war es ihm doch auch lieb, daß seine Kinder die ekelhaften Folgen der Unmäßigkeit zu sehen bekamen; denn nun wurden sie durch den Augenschein davon überzeugt, daß solche Ausschweifungen den Menschen um seine Gesundheit und den Gebrauch seiner Sinne und Vernunft bringen. Am Abende mußte der betrunkene Christoph nach Hause gefahren werden, und war noch einige Tage darauf sehr krank. Hingegen Gutmanns Kinder gingen sehr munter und lustig nach Hause, und aßen am folgenden Tage ihre Alltagskost mit solchem Appetit, wie immer. Nun freuten sie sich darüber, daß sie gestern mäßig gewesen waren.

Thieme.

Beyspiele von Mäßigkeit.

Alexander hatte der Ada, Königinn von Carien, verschiedene wichtige Dienste geleistet, wofür sie ihm auf alle Art ihre Dankbarkeit zu erzeigen suchte. Einmal schickte sie ihm allerhand köstliche Speisen und Getränke, nebst ihren besten Köchen. Alexander nahm diese Geschenke nicht an, sondern ließ der Königinn sagen: Sein Hofmeister Leonidas habe ihn schon in der Jugend mit den besten Köchen versehen, indem er ihn gelehrt habe, des Morgens ganz früh aufzustehn und zu arbeiten, um sich des Mittags das Essen wohl schmecken zu lassen, und des Mittags mäßig zu seyn, um des Abends wieder Hunger zu haben.

Seneka hat sehr vortreffliche Gedanken von dem menschlichen Leben gehabt. Er sagt unter andern von demselben: „Derjenige lebt nicht, der nur an Essen und Trinken denkt. Iß und trink, damit du leben mögest, aber lebe nicht in der Absicht, damit du essen und trinken mögest.“

Sokrates übte die Tugend der Mäßigkeit so sehr in seinem Leben aus, als er sie in seinem Unterricht anpries. Da er einmal einige vornehme Leute zu Gaste gebeten hatte, und seine Frau darüber unruhig war, daß sie ihnen nur wenige Gerichte vorsetzen konnte, sagte er zu ihr: mache dir keinen Kum-

mer; wenn diese Leute mäßig zu leben gewohnt sind, so werden sie auch mit wenigen zufrieden seyn; wenn sie aber Schwelger sind, so hat sich ein rechtschaffener Mann nicht um sie zu bekümmern. — Er pflegte zu sagen, daß derjenige den Göttern am nächsten käme, welcher wenig nöthig hätte, indem die Götter gar nichts nöthig hätten. — Viele Menschen, sagte er, leben, um zu essen und zu trinken, ich aber esse und trinke, um zu leben. Einer seiner Freunde klagte einmal über die Theurung der Lebensmittel, und vorzüglich des Weins, des Purpurs und des Honigs. Der Weltweise antwortete nichts, sondern faßte ihn nur bey dem Arm und führte ihn zuerst auf den Kornmarkt, und hernach auf den Gemüsemarkt. Diese Dinge, sagte er, müssen wohl die besten Lebensmittel seyn, weil sie die wohlfeilsten sind.

Astyages ließ ein prächtiges Gastmal zurichten, um den jungen Cyrus, der nach seinem Vaterlande verlangte, seinen Aufenthalt desto angenehmer zu machen. Dieser aber fand schon frühe keinen Geschmack an Leckerbissen. Als Astyages ihn fragte: ob ihm diese Gerichte nicht besser als die Persischen schmeckten, antwortete er: Nein, mein liebster Großvater, wir haben bey uns einen viel einfachern und leichtern Weg, uns satt zu essen. Wir sind mit Brod und Fleisch zufrieden. Allein ihr kommt kaum durch viele Umwege dahin, wohin wir mit leichter Mühe gelangen.

Ein andermal fragte Astyages seinen Enkel, warum er nicht Wein trinken wollte? Weil ich gestern bey

merkt habe, antwortete der junge Cyrus, daß keiner von denen, die bey der Feyer deines Geburtstages Wein getrunken, bey richtigem Verstande geblieben ist.

Cyrus, der sich schon frühe zu einem mäßigen und nüchternen Leben gewöhnte, führte dasselbe auch in spätern Jahren. Als ihn seine Bedienten in einem Feldzuge einmal fragten, was man ihm zur Mittagsmahlzeit bereiten soll, antwortete er: Brod; und was das Trinken betrifft, so denke ich gegen Mittag an den Durst zu kommen.

Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Jugend, im Essen und Trinken unmäßig zu seyn. Hüthet euch, meine Kinder, vor demselben. Es entstehen daraus viele Uebel. Ihr macht euch dadurch ungesund, und zieht euch tödtliche Krankheiten zu. Fragt nur die Aerzte, die werden es euch am besten sagen können, daß jährlich viele tausend Kinder darum an den elendesten Krankheiten starben, weil sie zu viel aßen. Habt nur Acht auf euch selbst, so werdet ihr finden, daß ihr niemals munter und gesund seyd, wenn ihr zu viel gegessen habt. Wenn ihr aber, wie vernünftige Menschen thun müssen, nicht mehr esset und trinket, als euren Hunger und Durst zu stillen, so seyd ihr am allervergnügtesten und gesündesten. Dann fühlt ihr euch recht leicht, könnet umherspringen und hüpfen, habt Lust zum Lernen und zu der euch aufgegebenen Arbeit.

Daraus könnet ihr auch begreifen, daß unmäßiges Essen und Trinken dumm und faul macht. Sehet nur auch einmal solche Knaben und Mädchen an, die

niemals satt werden können; die nicht allein bey Tische das Essen in sich würgen, sondern auch den ganzen Tag über naschen, ihr werdet finden, daß es immer die einfältigsten Kinder sind, die lieber zu Hause als in der Schule seyn mögen, und die, wenn sie auch in der Schule wider ihren Willen seyn müssen, lieber darin schlafen oder sich unachtsam hinstrecken, und wie im Traum sitzen, als auf des Lehrers Unterricht merken, und ihre Schularbeit thun.

Man weiß auch verschiedene Exempel, daß Leute, die in ihrer Jugend unmäßig im Essen waren, in ihren ältern Jahren Vielfraße wurden. O dieß sind sehr unglückliche Leute! die können niemals satt werden, wenn sie auch noch so viel essen; um ihren Hunger zu stillen, müssen sie Steine, Knöpfe und altes Leder essen, und es hilft ihnen doch nur kurze Zeit, denn hungert sie gleich wieder auf die peinlichste Art.

Damit ihr also gesund und vergnügt bleibt, und kluge Menschen werdet, und nicht den häßlichen Namen gefräßiger Kinder bekommt: so gewöhnet euch daran, euch mit dem zu sättigen, was eure Aeltern euch zum Frühstück, Mittag- und Abendbrod geben. Denn haben sie euch lieb, so werden sie euch weder zu wenig noch zu viel geben. Lasset euch auch schlechte Speisen gefallen, und verlanget nicht nach Leckerbissen. Sehr heilsam ist es, sich in der Jugend an fenes zu gewöhnen, und diese nicht am meisten zu verlangen. Dadurch wird man zu einer harten Lebensart gewöhnt, die besonders alle diejenigen Knaben öfters einst führen müssen, die zum Soldatenstande bestimmt sind. Auch die, welche Seefahrer, Jäger, Bediente bey großen Herren, Kaufleute, Künstler und Handwerker, welche viel reisen müssen, werden wollen. Glücklich sind die

se, wenn sie wie Cyrus gelernt haben, sich mit Brod und Wasser zu begnügen; weil sie vielmals in Gegenden und Umständen kommen, wo sie nichts weiter haben, ihren Hunger und Durst zu stillen.

Um eine beständige Ermunterung zur Mäßigkeit zu haben, so bitte ich euch, oftmals mit Aufmerksamkeit auf folgende Art zu beten:

Mit Speis und Trank sein Herz beschweren,
Steht niemals wahren Christen an;
Dadurch wird das, was uns ernähren,
Und unsern Geist erquicken kann,
Ein Gift, das in die Adern schleicht,
Und Krankheit, Schmerz und Tod erzeugt.

Wer sich den Bauch zum Gott erkohren,
Unmäßig deine Gaben braucht,
Der gehe des Himmelreichs verlohren,
Zu dem kein Knecht der Lüste taugt.
Hilf, daß mich ja dieß Laster scheun,
Und mäßig stets und nüchtern seyn.

So oft ich Speis und Trank genieße:
So laß es mit Vernunft geschehn,
Und, daß ich Beydes mir versüße,
Mit Dank auf dich, den Geber, sehn;
Auf dich, der du uns zärtlich liebst,
Und Nahrung und Erquickung gibst.

Feddersen

Louischen.

Frau Wehlmann war auf einige Wochen um einer wichtigen Sache willen verreist gewesen, und ihre Kinder hatten lange sich schon auf den Tag gefreuet, an welchem sie wieder kommen würde. Sie sprachen davon, was ihnen die Mutter alles mitbringen werde, und jedes sann sich etwas aus, womit es der Mutter bey ihrer Zuhausekunft eine Freude machen wolle. Karolinchen hatte ihr ein Paar schöne atlassene Strumpfbänder gemacht, die kleine Louise hatte fleißig an ihrem Strümpfchen gestrickt, und hatte es jetzt fertig, und Wilhelm hatte ihr in einen Blumentopf ein Resedapflänzchen eingesetzt, welches schon blühte.

Jetzt rollte ein Wagen daher — „Das ist die Mutter!“ schrieen die Kinder, und nun gings in einem Sprung zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und zum Wagen hin. Louischen sah vor Freude den großen Stein auf dem Hofe nicht, der ihr im Wege lag, und ihr doch sehr wohl bekannt war, denn die Freude hatte sie ganz verblendet. Louischen that einen harten Fall über den Stein; das kleine Knie und die Nase und der Mund waren auf den spitzigen Pflastersteinen des Hofes ganz zerschlagen, und ihre ganze Freude, und die Freude der andern, war verdorben.

Man mußte Louischen ausziehen, man mußte nachsehen, ob sie etwa einen beträchtlichen Schaden genommen hätte, denn sie klagte, daß ihr alles im Leibe weh thäte; man mußte die Wunden auswaschen und Essig auf die Brauschen legen, und Louischen mußte ziemlichen Schmerz aushalten.

So gehts, sagte der Vater; man verdirbt sich und andern sehr oft die Freude, wenn man sich zu sehr freuet. Allzu große Freude und allzu große Traurigkeit sind nicht nur der Gesundheit schädlich, sondern sie verwirren auch den Menschen so sehr, daß er nicht recht weiß, was er thut.

Löhr.

Der menschenfreundliche Simpson.

In England hat man bisher diejenigen Verbrecher, die des Todes und harter Leibesstrafe schuldig waren, ihr Verbrechen entweder am Galgen, oder in Gefängnissen büßen lassen. Der letztern waren immer eine große Zahl. Natürlicher Weise lagen sie dem Staat zur Last; denn sie mußten ja erhalten werden. Es fügte sich auch wohl, daß mancher darunter durchbrach, und sein bisheriges schändliches Handwerk von neuem anfing. Um also nun diese bisher unnützen und doppelt elenden Geschöpfe, wo möglich, zu nützlichen Menschen umzuschaffen, beschloß die englische Regierung im Jahr 1786, alle in den Gefängnissen des Reichs befindliche Verbrecher dieser Art nach Neusüdwallis zu schicken, damit sie sich daselbst anbauen sollten. Diese Sache wurde wirklich ins Werk gesetzt, und wahrscheinlich steht jetzt, indem wir dieses lesen, schon manches englische Dorf an der Botani-Bay. — Als die neuen Colonisten zur Abreise ernannt waren, erhielt auch der Schließer Simpson zu Norwich Befehl, die weiblichen

zu dieser weiten Reise bestimmten Gefangenen aus dem Gefängniß zu Norwich nach Plymouth zu bringen, wo der Sammelplatz und Einschiffungsort der Reisegesellschaft war. Simpson fand drey solcher unglücklichen Weiber vor, und unter den Dreyen war eine, die ein fünf Monathe altes Kind hatte. Es war von sehr angenehmer Bildung, und hatte seiner Mutter bisher durch sein schuldloses Lächeln und durch seine kleinen Liebkosungen manchen Kummer des Kerkers süß gemacht. Der Vater des Kindes, auch ein Kriminalverbrecher, sollte gleichfalls, aber abgesondert von dem Kind und der Mutter, die Reise nach Südindien mitmachen. Er hatte drey Jahre in diesem Gefängnisse gesessen; und ob er gleich wegen Absonderung der Kerker nur selten Erlaubniß erhalten hatte, Kind und Mutter zu sehen, so hatte er doch sehr oft, wiewohl immer vergeblich, den Wunsch geäussert, die unglückliche aber doch zärtlich geliebte Verführte zu heyrathen. Jetzt, als Simpson den Befehl zur Einschiffung der Colonisten bekam, hielt er aufs neue und mit der dringendsten Bitte um das Glück an, der Begleiter und Versorger der Beyden werden zu dürfen: „er wolle ja, sagte er, gern die tausendfachen Gefahren der weiten Reise und des Aufenthalts in fremden Erdwinkeln erdulden, wenn er nur der Gatte der durch ihn unglücklich gewordenen, und der Ernährer und Beschützer seines Kindes seyn dürfe.“ Auch Simpson gab sich alle Mühe, dieß Anliegen mit seiner eigenen Fürbitte zu unterstützen. Weil aber Bittschriften solcher Art in Menge einliefen, so wurden sie allen und also auch diesem Supplikanten zurückgegeben. — Jetzt kam der Tag der Abreise, und die Mutter wurde mit dem kleinen schuldlosen Jüngling nebst den andern heyden Weibern

auf einen Wagen gesetzt. Gerne hätte ihr der mitleidige Simpson die Freude verschafft, von ihrem geliebten Bräutigam Abschied nehmen zu dürfen, aber er konnte es nicht, er mußte mit ihnen fort. Die Mutter schloß den Säugling in die Arme; stille heiße Thränen flossen in Menge, und der Kerkermeister weinte mit, und so wurde denn der lange Weg unter Millionen Seufzern der unglücklichen Mutter zurückgelegt. Im Hafen zu Plymouth lag ein Arrestschiff, auf welches alle Gefangene so lange gebracht werden mußten, bis das große zur Reise bestimmte Schiff fertig war. Simpson bestieg mit seinen Weibspersonen einen Kahn, um an dieß Arrestschiff zu fahren; weil er aber von einigen höchst unbedeutenden Kleinigkeiten, um die er befragt wurde, keinen Bescheid zu geben wußte, so mußte er — es war im kalten Oktober 1786 — drey Stunden lang im Kahn um das Gefängnißschiff herumschwimmen. Endlich erlaubt der Kapitain den Gefangenen hinaufzuklettern, in den schwimmenden Kerker. Simpson ließ die Mutter zuerst hinauf, um ihr den kleinen reisenden Säugling zuzureichen. „Was soll das Geschöpf auf dem Schiff?“ — rief der Kapitain mit einer Donnerstimme herab. — „Es ist mein Kind, gnädiger Herr“ — rief die Mutter; „es ist ein schuldloses liebes Geschöpf einer zärtlichen Mutter“ — rief Simpson, und wollte es in die ausgestreckten Mutterarme reichen. „Nichts da,“ — schrie der Mann, und hob den Stock auf, — „den Augenblick, marsch mit dem Geschmeiß!“ — Die Mutter fiel dem Grausamen zu Füßen, benetzte ihn mit Thränen, und bath mit einer Wehmuth, die Tiger hätten erweichen müssen, um ihr Kind. Auch der gute Simpson bath mit, und erinnerte den unbarmherzigen Mann an das Englische

Gesetz, nach welchem kein Säugling von seiner Mutter getrennt werden darf. Allein der Hartherzige, der von den Moorumgehauern, über deren Köpfen er schwebte, nur der Gestalt nach unterschieden war, berief sich darauf, er habe keinen Befehl, Kinder aufs Schiff zu nehmen, und stieß den Simpson mit dem kleinen, Verlassenen zurück. „Nur so lange — Herr Kapitain — bitte ich für das niedliche Kind, für diesen so früh vom Mutter gerissenen Waisen um Schutz, daß ich darüber Erlaubniß eingeholt habe," rief der Kerkermeister einem Mann zu, der die Zeichen königlicher Ehre an seiner Brust trug; und die jammernde Mutter lag noch immer zu seinen Füßen. Aber er war unerbittlich, und Simpson mußte mit dem Unmündigen zurück ans Land. Die ohnmächtige, vom schrecklichen Zuckungen überfallene Mutter aber wurde in ihren Kerker geschleppt. Vergeblich forderte sie, als sie wieder zu sich selbst gekommen war, ihr Kind von den Händen des Grausamen; ein höhnisches Gelächter war seine Antwort. Man mußte die Unglückliche bewachen; denn sie hatte ihm tausendmal gedroht, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen.

Dieser gräßliche Zustand des armen Weibes, die Unmenschlichkeit des Kapitains, und der Anblick des ihm zulächelnden schuldlosen Säuglings rührten unsern Simpson so sehr, daß er sogleich beschloß, alles Mögliche für Mutter und Kind zu thun. Er sah wohl ein, daß er mit seinem Anliegen und mit seiner Bürde geradezu zum Minister der inländischen Angelegenheiten, dem Lord Sidney, gehen müßte; denn Zeit durfte der hülfsbegierige Mann nicht verlieren. Daher miethete er gleich in der ersten halben Stunde eine Postkutsche, bezahlte sie, und fuhr den langen Weg nach

London zu. Auf der ganzen Reise hatte er das Kind auf seinem Schooße, und in allen Wirthshäusern nährte, pflegte und reinigte es, so gut ers immer konnte. Er kam mit seiner geliebten Bürde in London an, übergab diese sogleich der Pflege einer ihm bekannten braven Frau, und er selbst eilte zum Pallaß des Ministers. „Allein der liebe Mann wurde abgewiesen: „nach der Kanzley" — hieß es, „müsse er gehen und seine Anbringen schriftlich und in gehöriger Form vorlegen; dann werde sich finden, welchen Bescheid man ihm zu ertheilen habe." Der zärtliche Fürbitter wendete sich der Reihe nach an alle Livreebediente des Hauses, so wie er einen zu sehen bekam, mit der flehenden Bitte, ihm nur auf zwey Minuten Gehör beym Minister auszuwirken. Aber der eine lachte ihn aus, der andere hielt das Gesicht von ihm weg, der dritte spie verächtlich aus, und schlug die Thüre vor ihm zu: „was denn ein Schlieker aus Norwich sich unterstehe, mit der Person eines Ministers sprechen zu wollen," hieß es. Doch Simpson achtete diese Kränkungen nicht; es war ihm jetzt nicht um Titel und Ehrenerweisungen, sondern um Sicherheit für einen Waisen zu thun, und sein rechtschaffenes Herz kannte keine Menschenfurcht. Er drang also muthig durch einige Zimmer durch, und fand endlich einen Sekretär des Ministers. Diesem erzählte er sein Anliegen kurz, und fand Gehör; denn der Sekretär versprach ihm, mit dem Herrn deßwegen zu reden, gab aber dabey zu erkennen, daß hiezu erst in einigen Tagen Gelegenheit seyn werde. Unterdessen wollte er jedoch den Befehl wegen Annahme des Kindes ausfertigen, damit er sogleich vom Minister unterzeichnet werden könne. Dem rechtschaffenen Simpson war dieß freylich Gütz genug; aber sein edles Herz

kochte vor Begierde, gleich auf der Stelle Rath zu schaffen, und sein Geist, der eine glückliche Wendung hoffete, riß ihn aus dem Zimmer fort. Kaum war er an die Treppe gekommen, als er den Minister daher treten sah. — „Gnädiger Herr," rief er, und faltete die Hände — „Gnädiger Herr! nicht für mich, für einen schuldlosen, von der Mutterbrust gerissenen, dem Hungertode übergebenen Säugling rede ich." Anfänglich sah ihn der Minister zornig an, und wollte fortfahren; aber der bewegliche Eingang, womit Simpson sein Anliegen anfing, verschaffte ihm Gehör. Kurz erzählte er die Sache kurz, und schon bei der Aeußerung, er fürchtete, daß die unglückliche Mutter vielleicht in diesem Augenblick, in welchem er um Mittel den für sie flehe, ihrem elenden Leben ein Ende gemacht habe.

Der Minister wurde gerührt; nachdem er sich alles sehr genau nach allen Umständen erkundigt hatte, befahl er auf der Stelle den Befehl aus, daß das Kind zur Mutter sollte; zugleich aber ertheilte er auch dem braven Kerkermeister das wohlverdiente Lob für sein gutes Herz. Simpson, der edle, rechtschaffene Simpson, nützte diesen Augenblick, und bath auch um die oft erbethene Gnade, den Vater dem Kinde, und den Liebenden der Geliebten wieder zu geben, und auch diese Bitte wurde ihm gewährt; denn Simpson erhielt in der nemlichen Viertelstunde die Ausfertigung des Befehls, daß der junge Gefangene sogleich nach Plymouth gesandt, und da auf Kosten des Ministers mit seiner Braut kopulirt werden sollte. Und um die unglückliche, in den Händen des grausamen Kapitains befindliche Frau zu trösten, wurde ihr die Nachricht von diesem doppelten Glück sogleich durch einen Expressen zu-

ge-

geschickt. Simpson, voll von Wonne über den Segen seiner unternommenen That, empfahl seinen Säugling der frommen, gewissenhaften Pflege der gedungenen Frau, und ritt dann, wie geflügelt, nach Norwich. Da drang er sogleich in den Kerker, und überraschte den hoffnungslosen Vater des Kindes mit seiner angenehmen Bothschaft. Dieser Mensch ist jung und stark und dabey von keiner bösen Gemüthsart, weswegen man, seines vorigen Verbrechens ungeachtet, alle Hoffnung hat, er werde ein nützliches Glied der Colonie werden. Simpson führte ihn erst nach London, um da den kleinen Kostgänger abzuhohlen, und dann brachte er Beyde nach Plymouth. Hier fand er denjenigen Offizier, der die ganze nach Botany-Bay bestimmte Flotte führen sollte, den Kapitain Phillipps. Der war menschlicher, als jenes unempfindliche Meergeschöpf, das das Arrestschiff kommandirte; denn er nahm den Vater mit dem Kinde zärtlich auf. Was jetzt die Mutter fühlte, als ihr das Kind zum erstenmal wieder entgegenlächelte, kann keine Feder beschreiben. Die Zärtliche, die dem kleinen, so lange von ihr getrennten Säugling die Muttermilch noch aufbewahrt hatte, legte ihn sogleich an die Brust, und heiße Freudenthränen flossen in die Milch. Nachdem die erste Wonne des Wiedersehens genossen war, mußte der neue Colonieprediger sie mit ihrem Geliebten kopuliren, und viele Zeugen, worunter auch rohe Herzen waren, nahmen Theil an dieser glücklichen Verbindung. Nun schloß Simpson, der vortreffliche Urheber dieses Glücks, den nicht mehr verwaiseten Säugling in die Arme, schenkte ihm noch einige Thränen, und reiste unter tausend Segenswünschen, die ihm von den Lippen der sämmtlichen Reisegesellschaft zuflogen, nach Norwich. Er hatte nun 700 englische Meilen (160

deutsche) mit dem Hin- und Herreisen gemacht, aber auch beynahe auf jeder Meile den Segenswunsch rechtschaffener Menschen eingeerntet.

Diese uneigennützige, bloß aus einem lieben, guten Herzen geflossene That eines Schließers, verbreitete sich gar bald durchs ganze Königreich, und erregte allgemeine Bewunderung; ja die Edlen im Lande, die nicht gewohnt sind, den Mann nach dem Kleide oder nach dem Titel zu beurtheilen, waren der Meinung, daß dem menschenfreundlichen Kerkermeister eine Bildsäule errichtet werden müsse. Unter andern erhielt er auch einige Tage nach seiner Ankunft von einer vornehmen Frau in London folgenden Brief, der hier stehen mag, zum Beweis, wie sehr Simpsons gute That die Herzen der Rechtschaffenen zur Nachahmung reitzte, und wie man diesem in Deutschland Unehrlich genannten begegnete. — Die Aufschrift war:

An den menschenfreundlichen Schließer des Norwicher Gefängnisses.

Herr Simpson!

Die so rührend erzählte Geschichte Ihrer Zärtlichkeit und Menschenliebe gegen die unglückliche Mutter und den Säugling, deren Leben und Glück so sehr Ihre Sorgfalt beschäftiget hat, ist meines Wissens nicht eher, als vor einigen Tagen in den Londner Zeitungen erschienen. Der Vorfall hat mich und viele andere so sehr für das Schicksal dieses nunmehr vergleichungsweise glücklichen Ehepaars eingenommen, daß wir gerne wissen möchten, auf welche Weise wir für ihre künftige Wohlfahrt eine kleine Summe Geldes anwenden könnten, die wir zu diesem Entzwecke gesammelt haben.

Ich glaube, daß niemand uns hierin besser rathen könnte, wie Sie, der Sie so auffallende Proben von der Güte Ihres Herzens, und von dem Eifer in Ihrer Sache gegeben haben. Meine eigne Meinung ist, dafür Kleidungsstücke für Vater, Mutter und Kind zu kaufen; ferner Acker- und Wirthschaftsgeräthe, oder solche Gattungen von Werkzeugen, die des Mannes Handthierung und Geschicklichkeit angemessen sind. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn er auch nicht ein Handwerk regelmäßig gelernt hat, er doch zu irgend einer Arbeit Fähigkeiten haben werde. Dieses, nebst dem Körpermaaß von Mann und Frau, wie auch deren Namen, bitte ich mir, wo möglich, mit umgehender Post zu melden, damit keine Zeit, den armen Leuten beyzustehen, verlohren gehen möge. Dem Capitain Philipps wird man diese Familie angelegentlichst empfehlen, wo es nicht schon geschehen ist. Ich warte nur bloß auf Ihre Antwort, um die nöthigen Maaßregeln zu nehmen, sie nicht allein für jetzt, sondern auch für ihr zukünftiges Leben glücklich zu machen.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne Ihnen zu sagen, daß ihre Menschenliebe auf alle zu Lord Sydneys Kanzley gehörige Mitglieder den tiefsten Eindruck gemacht hat, so daß jedes Auge glänzte, als sie der Doktor J. . . (der von uns den Auftrag hatte, sich um die Wahrheit der Sache zu erkundigen) versicherte, daß die Geschichte buchstäblich wahr sey. Allein dieß ist der geringste Theil der Belohnung, die eine so christliche Gutmüthigkeit auf allen Schritten begleiten muß. Ich bin u. s. w. London, den 5. Dez. 1786.

Der Gerechte erbarmet sich auch des Viehes.

Romming, eines Bauers Sohn, zeigte schon in der Kindheit ein höchst unfühlbares Herz. Wenn er nur einen jungen Sperling bekommen konnte, so suchte er seiner habhaft zu werden, um ihn langsam zu Tode zu martern. Einen Käfer seiner Flügel zu berauben, eine Fliege zu viertheilen, einen Wurm zu zerhacken, einen Frosch aufzublasen; alle diese Unbarmherzigkeiten waren für sein grausames Herz eben so viel festliche Freuden, gerade als ob das ganze Heer der Thiere nur deßwegen aus den Händen der schaffenden Allmacht hervorgegangen wäre, um von den Klauen dieses kleinen Bösewichts gemartert, und wieder in ihr voriges Nichts verwiesen zu werden. Er führte beständig Steine bey sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Straße erblickte, so daß man jedesmal, so oft man Romming auf der Gasse erblickte, sicher vermuthen konnte, das Wehklagen eines verwundeten Hundes zu hören. Konnte er einer Katze habhaft werden, so war sie glücklich, wenn sie bloß ihren Schwanz und ihre Ohren in den Händen dieses kleinen Henkers lassen mußte. Gewöhnlich goß er ein Gefäß voll siedenden Wassers über sie her, oder hackte ihnen zwey Füße ab. Er zerstöhrte alle Vogelnester unter den Dächern und in den Gebüschen; das Flehen der beraubten Mutter rührte ihn nicht; die Jungen, die eben erst ihr Leben von ihrem Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern dem Tode übergeben, und konnte er die Alten gleichfalls in seine Hände bekommen, so mußten auch diese sterben. Er hatte sehr oft von seinen Lehrern die wichtigen Worte gehört,

daß kein Sperling auf die Erde fällt ohne unsers Vaters Willen, und dennoch führte er den Krieg gegen die Kostgänger Gottes, mit einer solchen Freude, die kein Tiger fühlt, wenn er Lämmer würgt. Jenes flehende Winden und Krümmen, jenes sprachlose Ringen mit dem Tode, das er an dem zerquetschten Käfer bemerkte, jenes klägliche Zappeln des Vögelchens, das unter seinen Klauen lebendig gerupft oder gespießt wurde, jenes Jammergeschrey eines Hundes oder einer Katze in ihrer Sterbestunde konnte der Barbar mit der entzückendsten Freude bemerken, und jeder neue Grad des Schmerzes und der Quaal vermehrte sein höllisches Entzücken.

Diese Grausamkeit beging der unmenschliche Romming bis in sein dreyßigstes Jahr, als Mann zwar nicht so häufig mehr, wie als Kind oder als Jüngling, jedoch nicht deßwegen, als ob er sanfter geworden wäre, sondern weil es ihm an Gelegenheit fehlte. Einst ließ er im Brauhause beym Meischen seinen Hut in den Bierbottig fallen. Er wollte ihn mit der Meischkelle wieder fangen, verlohr aber das Gleichgewicht und stürzte hinein; doch behielt er noch so viel Selbstkraft, daß er sich mit den Händen am Rande des Bottigs festklammerte. Er wurde wieder heraus gezogen, allein er hatte beyde Beine verbrannt, und mußte nach Hause getragen werden. Die Schmerzen, die er fühlte, waren unbeschreiblich, und alle Leute auf der Straße konnten das Gebrüll hören, das ihm seine Quaalen auspreßten. Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er sehr nachzudenken schien, und nach einer halben Stunde, die er in einer gewissen Stille zugebracht hatte, verlangte er den Zuspruch eines Geistlichen. Der Prediger kam. — Herr, sagte Romming im Tone der stärksten Verzweiflung, ich habe Sünden be-

gangen, die ich nie wieder gut machen kann. So viel tausend Thiere habe ich zu Tode gemartert, ohne auch nur den kleinsten Grad ihrer Todesschmerzen zu empfinden. Jetzt fühle ichs nun an meinem eignen Körper, welch ein Wütherich ich gewesen bin. Ach rathen Sie, Herr, rathen Sie mir, wie ich alle die Grausamkeiten wieder ersetzen soll. Wäre ich Dieb, oder Ehrenschänder, oder Mordbrenner gewesen, so könnte ich vielleicht den verursachten Schaden wieder gut machen. Aber wo soll ich auch nur Ein Leben von so vielen tausenden wieder herhohlen? welchen Ersatz soll ich den Leichen so vieler ermordeten Thiere geben, die weiter auf der Welt kein Glück zu erwarten haben, als die Freude zu leben? Ach wo soll ich mich hinwenden! Zu Gott kann ich nicht, ich bin sein Rebell, ich zerstörte die Werke, die seine Allmacht und Weisheit so schön geschaffen hat; ich führte Krieg mit Geschöpfen, die auch, obgleich nicht mit eben dem Range, als Menschen, seine Kinder sind; — ich mißhandelte sie, da sie mich doch nicht beleidigt, ich zerfleischte sie, ohne daß mir ihr Tod den geringsten Nutzen brachte! — Und, ach, unzählig sind die Leichen derselben, die vielleicht ohne meine Grausamkeit jetzt noch sämmtlich leben, und sich ihres Daseyns, ihres einzigen Daseyns freuen könnten!

Der Prediger ließ den Unglücklichen noch einige Zeit in diesem Affecte; er sagte ihm, daß der boßhafte Mord eines Thiers einen ganz besondern Grad von Strafbarkeit habe, die bey einem Menschenmord nicht eintrete. Das Thier, sagte er, wird jedesmal aller seiner Freuden, aller seiner Glückseligkeit beraubt. Der ermordete Mensch hingegen geht öfters in eine bessere Welt über. Der Todtschläger mordet aus Noth,

oder im Augenblick des Zorns; der Thiermörder hingegen aus boßhaftem Muthwillen.

Während dieser Unterredung bemerkte der Geistliche, daß die Beine des Patienten ganz schwarz waren. Es wurde ein Arzt gehohlt, und dieser versicherte, daß beyde Beine in Zeit von einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der Patient nicht am kalten Brand sterben wollte. Wirklich geschah diese Operation. Nun stieg die Verzweiflung dieses Elenden noch höher. Das Bewußtseyn, so viele Thiere um eben diese Gliedmassen gebracht zu haben, die er jetzt einbüßen mußte, vermehrte sie, und er war der Raserey nahe. Ach, rief er, wie manchem Käfer, wie manchem Vogel riß ich seine Beine ab, ohne zu bedenken, daß er über solche Schmerzen wehklagen mußte, die ich jetzt fühle! Wie manches Thier begoß ich mit siedendem Wasser, ohne die Quaalen zu fühlen, die ich jetzt selbst empfinde. So schrie Romming unaufhörlich, und er würde sich einen tödtlichen Zufall zugezogen haben, wenn ihn nicht der Geistliche etwas getröstet hätte. Er ward wieder gesund, und lebte als Krüppel noch fünf und zwanzig Jahre, in welcher Zeit er jedem Knaben, den er zu Gesichte bekam, eine Predigt über die Barmherzigkeit gegen die Thiere hielt.

Der Thierquäler.

„Warte doch ein wenig, kleiner Junge! ich will dir einen von deinen Hamstern abkaufen!“

So rief Peter einem Dorfknaben nach, der in die Stadt gekommen war, um ein Säckchen voll jun-

ger Hamster, die sein Vater zusammen gefangen hatte, zu verkaufen.

Der Knabe mit dem Sacke stand still, und Peter hüpfte mit einigen Kameraden zu ihm. Man besah die niedlichen Thierchen, und Peter kaufte ein Paar davon. Er wählte sich die munterſten und lustigsten, zahlte zwey Groschen und vier Pfennige dafür, zog sein Schnupftuch aus der Tasche, und that die gekauften Hamster hinein.

Nun ging die Freude an; Peter sprang, es sprangen mit ihm seine Kameraden, und springend kamen sie bey einem Sandhaufen an, wo die armen Thierchen aus dem Tuche genommen, und zu verschiedenen Geschäften bestimmt wurden.

Zuerst zog Peter ein Kettchen hervor, und legte dasselbe den beyden Hamstern an. An das andere Ende wurde ein Stückchen Holz angebunden und die furchtsamen Thierchen angetrieben, dasselbe mit sich fortzuziehn. Das mattete die armen Hamster sehr ab; sie blieben stehen, zogen sich zusammen, und wollten nicht von der Stelle. Peter aber und seine Spießgesellen waren unbarmherzig genug, sie mit einer Weidenruthe zum Fortlaufen zu bewegen. Als sie aber endlich auch damit nichts mehr ausrichten konnten, nahm Peter das Holz von der Kette und sagte zu seinen Kameraden: wißt ihr was? wir wollen die Hamster zu Bergleuten machen; sie können uns hier den Sandhaufen durchgraben und wir wollen ihnen zusehen; wir versäumen ja nichts. Es ist gar zu drollig, wenn die Thiere den Haufen durchwühlen, und zur andern Seite herauskommen.

Alle waren mit diesem Vorschlage zufrieden.

Als man die Hamster auf den Sandhügel geschleppt hatte, fingen sie gleich mit allen Füßen an, sich ein Loch aufzuscharren, gruben sich immer tiefer und tiefer in den Sand hinein, und kamen gewöhnlich auf einer andern Seite des Hügels hervor; zuerst kam das Schnäutzchen, dann der Kopf, und nach und nach der ganze Körper zum Vorschein.

Das war für die muthwilligen Knaben ein gar spaßhafter Auftritt. Sie umsprangen den Sandhaufen, lachten überlaut und klatschten in die Hände, wenn sie den vierfüßigen Bergmann sich hervor drängen sahen. Was hast du gefunden? riefen sie dann lachend, und stellten sich vor den Hamster hin, hast du Gold oder Silber, oder Kupfer oder Eisen gegraben? so rede doch! Nun zogen sie das abgemattete Thier auf eine andere Stelle, und wenn es sich wieder eingrub, gab man ihm fast immer einen Streich mit der Ruthe und sagte: hier hast du was mit auf den Weg!

Das dauerte eine halbe Stunde, da wurden die Knaben dieser Unterhaltung satt, und sannen auf ein neues Vergnügen. Peter fand bald, was er suchte. Es fällt mir etwas ein, Kameraden! sagte er zu den übrigen.

O laß hören, versetzten diese, du hast ja immer glückliche Einfälle.

Ihr habt doch noch eure Armbrüste? erwiederte Peter.

Die haben wir, antworteten alle.

Nun, diese Armbrüste holt herbey, wir wollen einmal um die Wette schießen. Ohnedem würden die Hamster nicht mehr lange leben; es ist besser, wir schießen sie todt.

Der Vorschlag fand Beyfall. Jeder hohlte seine Armbrust, und seinen Köcher, der mit Pfeilen gefüllt war. Aber man hielt es nicht für rathsam, bey dem Sandhaufen auf die gequälten Thiere zu schießen. Denn es gab in der Nähe Häuser, und aus diesen Häusern hätte leicht jemand die Grausamkeit der Scharfschützen bemerken und ihnen einen Verweis geben können. Ein inneres Gefühl sagte ihnen laut, daß es nicht recht sey, unschuldige Thiere zu Tode zu martern, und daß besser gesinnte Menschen es nicht gleichgültig ansehen würden, wenn sie dieß thäten. Deswegen wollte man sich den Augen solcher Menschen entziehen, um desto ungestörter sein schlechtes Vorhaben ausführen zu können.

Man ging daher aufs Feld, band die Hamster an einen kleinen Pflock, zählte zehn Schritte ab, und schoß nach ihnen. Anfangs konnte keiner treffen; da ging man einige Schritte näher; Peter zog seine Armbrust auf, legte den spitzigsten Pfeil darauf, und drückte ab. Und der Pfeil ging in den einen Hamster. Das verwundete Thier fing an, sich herum zu wälzen, aber die grausamen Knaben achteten nicht darauf; einer schoß es bald darauf in den Bauch, und ein dritter in den Hals, und noch geschahen viele Schüsse, bis es ganz getödtet wurde.

Das Nämliche geschah mit dem zweyten Hamster; auch er wurde einige Male verwundet, wand sich herum, zappelte und quickte vor Schmerzen, bis endlich ein Pfeil ihm die Stirne durchbohrte, und er nun todt dahin sank. Diesem schmerzvollen Tode konnten die gefühllosen Knaben ohne alle Regung von Mitleiden zusehen!

Peter hatte manche gute Eigenschaften, die ihm die Liebe vieler Menschen erwarben. Aber mit dem häßlichen Fehler, Thiere zu quälen, war er schon als kleiner Knabe behaftet, und alle, die ihn von dieser Seite kennen lernten, entzogen ihm ihr Herz, ihre Liebe, ihre Freundschaft. So wie ein Dintenfleck ein Stück des schönsten, weißesten Papiers entstellt, so entstellte jener abscheuliche Fehler Peters Herz. „Schade um den Jungen! sagten viele; er hat gewiß viel Gutes in seinem Charakter, aber die schändliche Gewohnheit, Thiere zu martern, verdunkelt alle seine bessern Eigenschaften.“

Peters Vater war ein rechtschaffener Mann, und er wünschte sehr, daß aus seinem Sohne ein [illegible] braver Mensch werden möge. Allein er war nicht [illegible] mögend, auf die Erziehung des Knaben viel Zeit und Sorgfalt zu verwenden; denn er brachte den größten Theil des Jahres auf Reisen zu, und befand er sich auch zu Hause, so war er gewöhnlich mit so vielen Geschäften überhäuft, daß er auf die Aufführung seines Sohnes kein wachsames Auge haben konnte. Seine Frau war ebenfalls rechtschaffen und edel gesinnt; allein auch sie hatte viel in ihrem Hause zu thun; die ganze Wirthschaft lag auf ihr, und sie war daher nicht im Stande, die Erziehung ihres Sohnes mit der nöthigen Sorgfalt zu betreiben. Ihm einen Erzieher, wenigstens einen Hauslehrer, zu halten, dieß liessen ihre Vermögensumstände nicht zu.

Peter blieb daher größtentheils sich selbst überlassen. Er gerieth in Gesellschaften, die aus schlechten Kindern bestanden, und auf sein Herz einen nachtheiligen Einfluß äußerten. In solchen Gesellschaften hatte er denn auch die entehrende Gewohnheit angenommen,

das Leben der Thiere gering zu schätzen, und ihnen dasselbe, wenn's ihm einfiel, zu nehmen. Er begnügte sich aber nicht damit, unschuldige Thiere zu tödten, sondern er fand auch ein Vergnügen daran, sie zu verstümmeln, und langsam zu Tode zu quälen. So fing er viele Fliegen, riß ihnen einen oder beyde Flügel ab, und ließ sie dann ungeflügelt herumkriechen. Die Katzen kneipte er oft gewaltig in die Schwänze, und ergötzte sich an ihrem Maugeschrey; ein Paar Mal hatte er ihnen eine aufgeblasene, getrocknete und mit Erbsen gefüllte Blase angebunden. Das Getöse, welches dadurch verursacht wurde, ängstigte die armen Thiere so sehr, daß sie wild in der Stube, über Bänke, Stühle, Tische herumsprangen, einige Teller und Gläser zerschmetterten, und endlich durchs Fenster setzten. Nicht weit vom Hause lag ein Sumpf, in diesen lief eine der Katzen, blieb darin stecken, und da in der Nacht alles gefror, so fror sie auch ein, und kam auf eine schmerzliche Art um ihr Leben. Die andere fiel in einen alten, eingefallenen Brunnen und ertrank. Peter litt deßwegen von seiner Mutter, die dieses erfahren hatte, eine empfindliche Strafe. Aber dieß half nicht viel; Peter blieb, was er war, der alte Thierquäler.

Wenn sich andere Kinder des Mays freuten, weil in diesem Monat die Natur wieder auflebt, die Sonne freundlicher, wärmer scheint, die Bäume Knospen treiben, Berge, Wiesen und Thäler zu grünen anfangen; so freute sich Peter dieses Monats deßwegen, weil er dann viele Maykäfer haschen, und seine Begierde, Thiere zu martern, befriedigen konnte. Wie sehr verstümmelte er nicht die Maykäfer! dem einen riß er die Flügeldecken ab, ein anderer mußte auf dem

Wasser herumschwimmen, einen dritten kreuzigte er; die meisten aber gebrauchte er zu Windmühlen. Er nahm dann gewöhnlich einen Federkiel, schnitt die Fahne weg, spitzte die Spule, und steckte dem Käfer die Spitze durch den Leib. Durch die Mitte der Spule ward eine Stecknadel, die an einem Hölzchen befestigt war, gesteckt, und nun der durchbohrte, aber noch immer lebendige Maykäfer angetrieben, sich, wie das Rad einer Windmühle, herum zu drehen. Dergleichen Käfermühlen hatte Peter oft eine lange, lange Reihe.

Es war ganz natürlich, daß Peter, der sonst ein gutes, mitleidiges Herz hatte, mit jedem Tage gefühlloser, schadenfroher, undienstfertiger und schlechter wurde. Er wäre endlich gewiß ein Bösewicht geworden, wenn nicht ein glückliches Ereigniß seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte.

Sein Vater, dessen Geschicklichkeit und Redlichkeit dem Landesfürsten bekannt wurde, erhielt ein wichtiges und einträgliches Amt. Er war nun gegen Nahrungssorgen geschützt, und durfte nicht länger auf mühseligen Reisen seinen Unterhalt suchen. Auch war er jetzt im Stande, mehr Sorgfalt und mehr Geld auf die Erziehung seine Sohnes anzuwenden. Mit Betrübniß hatte er an ihm jenen Fehler bemerkt, aber er glaubte doch nicht, daß Peter seine Grausamkeit gegen Thiere so weit treiben könne, als er sie wirklich trieb. Wie sehr erschraket daher, als ein guter Freund in die Stube trat, und nach mancherley Gesprächen ihn endlich so anredete: Mein bester Freund! ich bin aus der Ursache zu Ihnen gekommen, um Sie mit einer Handlung Ihres Sohnes bekannt zu machen, die Ihrem gefühlvollen, väterlichen Herzen gewiß wehe thun wird. Peter ist ein Thierquäler, ein großer Thierquäler. Den-

ken Sie nur; gestern besucht meine Frau das Bienenhaus; als sie durch den letzten Garten geht, sieht sie in der Nähe viele Knaben, mit Armbrüsten und Köchern im freyen Felde herumspringen, und nach etwas schießen. Was treiben die jungen Leute? dacht' sie bey sich, ging näher, guckte durch den Zaun und sah, daß die Knaben nach einem kleinen Thierchen schossen; sie trafen es einige Male, das geschossene Thier zappelte, und wälzte sich herum; allein die wilden Jungen hatten ihre Freude daran. Aus ihren Reden schloß meine Frau, daß sie einen jungen Hamster quälten. Ihr Peter war auch dabey, und er soll der Heerführer der übrigen gewesen seyn.

„Mein Peter?" rief der bestürzte Vater, „mein Peter? er ein so nichtswürdiger Thierquäler? Ich danke Ihnen, lieber Freund! für die Nachricht, ob sie gleich sehr unangenehm für mich ist. Ich muß die Sache näher untersuchen."

Der Freund empfahl sich, und Herr Ehrmann ging in Gedanken sehr schnell in seiner Stube auf und ab. Seine Frau, die eben hereintrat und ihm seine Verwirrung anmerkte, fragte ihn, ob ihm etwas fehle? Er erzählte ihr, was er eben gehört hatte, und fügte noch hinzu: Mein ganzes Lebensglück ist dahin, wenn mir der Junge schadenfroh, neidisch, gefühllos, und grausam wird. Und wie sehr haben wir dieses zu befürchten! Er hat schon jetzt seine Freude daran, wenn er Thiere quälen kann, sein Herz wird immer unempfindlicher, und er, der jetzt Thiere grausam behandelt, wird einst seinen Nebenmenschen eben so behandeln. O Gott! wie unglücklich wäre ich dann, wenn ich es erleben müßte, daß Peter, auf den wir

unsre ganze Hoffnung setzen, ein Menschenbedrücker, ein Tyrann, ein Unmensch würde.

Frau Ehrmann fing an zu schluchzen. Lieber Mann! sagte sie, weißt du es denn aber auch gewiß, daß Peter dabey war und die Thiere mit quälen half?

Daran zweifle ich gar nicht, erwiederte Herr Ehrmann; ich habe die Nachricht von einem Manne, der mir keine Unwahrheit sagen kann. Und ich selbst habe den Jungen schon einigemal bemerkt, wie er Fliegen und Käfer zu Tode marterte. Aber lassen muß er mir diese schändliche Gewohnheit, dafür laß du mich sorgen.

Herr Ehrmann dachte über die Sache nach, und befragte darüber auch einen vortrefflichen, weisen Mann, den ersten Stadtprediger, der im Ehrmannschen Hause manchen Abend verlebte, und die Familie durch seine angenehmen und lehrreichen Gespräche wohl zu unterhalten wußte. Dieser gab ihm den Rath, für seinen Sohn einen Erzieher ins Haus zu nehmen, und empfahl ihm sogleich einen wackern jungen Menschen hiezu.

Herr Ehrmann befolgte den Rath, und der empfohlene junge Mann nahm den Antrag, Petern zu erziehen, an. Nun ging alles besser. Der Erzieher wußte auf seinen Zögling so gut zu wirken, daß er in wenigen Tagen ganz anders gestimmt war. Er war erst eine Woche im Ehrmannschen Hause, als Ehrmann's Geburtstag einfiel. Schon vor Sonnenaufgang weckte er seinen Zögling, und führte ihn auf einen schönen Hügel. Eine heilige Stille umschwebte sie, und nicht das leiseste Gesäusel störte die Ruhe, die sich über die ganze Natur verbreitet hatte. Jetzt redete der Erzieher seinen bewegten Zögling an, und senkte gute Gedanken und edle Entschlüsse in seine Seele. Unter andern stellte er ihm auch die Wohlthaten vor, die er

von seinen rechtschaffenen Eltern genösse, und die Pflichten, die er ihnen schuldig wäre.

Peters Auge wurde naß; er fiel seinem Erzieher um den Hals und sagte voll Begeisterung: O lassen Sie uns nach Hause eilen, damit ich meinem Vater, meiner Mutter an die Brust sinken, und ihnen das heilige Versprechen thun kann, daß ich gut, daß ich rechtschaffen seyn will.

Gerührt gingen beyde von dem anmuthigen Hügel herab, und Peter eilte sogleich in die Stube des Vaters, der nicht wenig erfreut schien, seinen Sohn so frühe und mit einem so frohen, herzlich frohen Gesichte bey sich zu sehen.

„O Vater! liebster Vater!" rief dieser, fiel dem redlichen Ehrmann in die Arme, und küßte dankbar seine Wangen; „theuerster Vater! ich habe heute einsehen gelernt, wie gut du bist, und wie viel du an mir thust. Ach! wenn ich mich nur dankbar gegen dich beweisen könnte! Ich will gut seyn, ich will rechtschaffen seyn, damit ich dir Freude mache; dann siehst du es gern, wenn der heutige Tag noch viele, viele Jahre von dir begangen wird, Vater! Vater!"

Herr Ehrmann, überrascht durch diesen Auftritt, hob seinen Sohn in die Höhe, gab ihm einen väterlichen Kuß, und sagte: Kind, Gott segne dein Versprechen! du wirst mein Leben um viele Jahre verlängern, wenn du es hältst! o daß du ihm nie untreu würdest! her die Hand, Peter! du willst das Versprechen halten, so wahr du redlich bist?

„So wahr ich redlich bin!" antwortete Peter.

Es erfolgte Händedruck und Umarmung.

Etwas will ich dir, mein Sohn! bey dieser Gelegenheit noch sagen, fuhr der bewegte Vater fort;

etwas, mein Sohn, was sehr wichtig für dich und für mich ist. Höre mich an, und sey aufrichtig. Du hast doch noch deine Armbrust?

Peter (betroffen.) Ja, lieber Vater!

Hr. Ehrmann. Gebrauchst du sie denn auch?

Peter. Zuweilen.

Hr. Ehrmann. Hast du nicht vor acht Tagen damit geschossen?

Peter. Vor acht Tagen?

Hr. Ehrmann. Sieh' mir nur ins Gesicht. Warst du nicht vor acht Tagen mit einigen deiner Kameraden hinter Edmunds Garten, und wonach schoßt ihr dort mit euren Armbrüsten?

Peter (äußerst bestürzt, mit schüchternem, halbgesenktem Blick.) Ja, lieber Vater, ich war dort; wir schossen dort nach zwey jungen Hamstern.

Hr. Ehrmann (ernsthaft und bedauernd.) Also zwey unschuldige Thiere habt ihr zu Tode gequält? Zwey? und ihr konntet das über euer Herz bringen?

Peter stand nun verwirrt da, und konnte kein Wort zu seiner Entschuldigung vorbringen. Heiße Thränen strömten über seine Wangen, er ergriff zitternd die Hand des Vaters, und stammelte: Nie — nie — Vater! — nie will ich — Thiere quälen! Vergib mir — ach! vergib mir! —

„O vergib ihm, Vater! vergib ihm! er wirds nie mehr thun."

Mit diesen Worten stürzte die Mutter, die alles mit angehört hatte, aus dem Nebenzimmer. Ihre Augen waren voll, und Herrn Ehrmann entrollte auch eine Freudenthräne über den reuevollen Sohn. Nun so sey es dir vergeben, sagte er zu dem schluchzenden

Sohne. Du versprichst, niemals mehr ein Thier zu martern. Ich glaube deinen Worten. Und so drück' ich dich denn mit mehr Vaterliebe, und mit der süßesten Hoffnung, als einen bessern, edleren Menschen, an meine Brust. Mutter! thue das auch! — Sohn! präge dir tief in deine Seele die Wahrheit: Wer eine Freude daran hat, Thiere zu quälen, der wird einmal auch eine Freude daran haben, Menschen zu quälen. Nun gehe auf deine Stube, mache deine Sachen in Ordnung, und bereite dich zu einer kleinen Wanderung. Wir wollen den heutigen Tag mit einigen braven Freunden froh in dem stillen Dörfchen Silberbach verleben.

Sanft heiter begab sich Peter auf sein Zimmer, und erzählte in den Armen seines Erziehers das, was vorgefallen war. Mit großen Buchstaben schrieb er auf ein starkes Velinpapier die Worte des Vaters:

Wer eine Freude daran hat, Thiere zu quälen, der wird einmal auch eine Freude daran haben, Menschen zu quälen.

Das Papier klebte er auf ein Stück Pappe, und hing es an die Thüre, wo es ihm oft in die Augen fiel. „Es soll mich erinnern, sagte er, wenn ich mich etwa vergessen, und wieder in meinen vorigen Fehler fallen sollte."

Herrn Ehrmanns Geburtstag war für seine Familie, und einige redliche Freunde, ein Tag der reinsten, süßesten Freuden. Silberbach hatte schon lange nicht solche edle, heitere Seelen bewirthet, und diese waren schon lange nicht von so braven Landleuten, wie die Silberbacher, bewirthet worden.

Petern schien die Welt, nach so guten, gefaßten Entschlüssen noch einmal so schön. Niemals hat er mehr ein Thier gequält.

Glatz.

Die Geschwister.

Was schleichst du da so lauschend herum, Ludwig? fragte Karolinchen ihren jüngern Bruder, der im Garten auf- und abging, und etwas Geheimes vorzuhaben schien.

Du bist sehr neugierig, Linchen! versetzte Ludwig. Wenn ich etwas Geheimes vorzuhaben scheine, warum fragst du mich denn darnach? Etwas Geheimes verräth man ja nicht gern.

Aber denke doch, Ludwig! daß ich deine Schwester bin! erwiederte Karolinchen. Einer Schwester sagt man wohl manches, was man einem andern nicht anvertraut.

Ludwig. Ja, wenn eine Schwester nur nicht ein Mädchen wäre!

Karolinchen. Ey, sieh' doch! der Herr Bruder scheinen eine kleine Meinung von den Mädchen zu haben.

Ludwig. Eine große gewiß nicht.

Karolinchen. Ein schönes Compliment für mich.

Ludwig. Ob es schön ist, oder nicht, es ist wahr!

Karolinchen. Herr Bruder, Sie werden immer feiner!

Ludwig. Fräulein Schwester, Sie werden immer spitziger!

Karolinchen. Die Mädchen so zu beleidigen!

Ludwig. Die Wahrheit so übel aufzunehmen!

Karolinchen. Ich verstehe dich heut einmal wieder nicht.

Ludwig. Aber ich selbst verstehe mich recht gut.

Karolinchen. Was mißfällt dir denn so sehr an den Mädchen?

Ludwig. Gar vieles.

Karolinchen. Zum Exempel?

Ludwig. Sie sind veränderlich.

Karolinchen. Veränderlich?

Ludwig. Sie sind geschwätzig.

Karolinchen. Geschwätzig?

Ludwig. Sie plaudern selbst Geheimnisse aus.

Karolinchen. Selbst Geheimnisse?

Ludwig. Sie sind eitel.

Karolinchen. So? auch eitel?

Ludwig. Im höchsten Grade. Sie sind ferner spottsüchtig.

Karolinchen. Es kommt immer besser; ist das Sündenregister bald voll?

Ludwig. Ich könnte noch viel Schlimmes von den Mädchen sagen; aber für diesmal sey es genug.

Karolinchen. Ich bedanke mich, mein gütigster Herr Bruder! soll ich denn aber auch das Schlimme aufzählen, das die Knaben an sich haben?

Ludwig. Nur heute nicht. — Ueberhaupt laß mich jetzt in Ruhe, denn ich habe keine Zeit.

Karolinchen. Bist du böse, Bruder?

Ludwig. Bist du gut, Schwester?

Karolinchen. Gewiß, lieber Ludwig, gewiß! Du weißt, daß ich dich immer recht herzlich liebe, auch dann, wenn du wild, eigensinnig, und ungerecht gegen die Schwester bist.

Ludwig (gerührt.) Gutes Linchen! Ihr Mädchen habt doch auch viel Gutes!

Karolinchen. Nun hast du ein wahres Wort geredet, und ich habe dich dafür tausend Mal lieber. Gib mir deine Hand!

Ludwig. Laß es gut seyn, Schwester, auch ohne Handschlag!

Karolinchen. Aber warum hältst du die Hände immer hinter den Rücken.

Ludwig. Jetzt will ich dir das Geheimniß entdecken. Du weißt vielleicht nicht, daß heute unsres Schwester Mariane Geburtstag ist. Ich habe hier einen Strauß für sie gewunden, und eine Zeichnung verfertigt. Beydes will ich ihr jetzt geben, wenn sie vom Felde zurück kommt, wohin sie mit der Mutter einen Spaziergang gemacht hat. Sie muß bald wieder kommen, ich warte schon lange auf sie.

Karolinchen. Aber du stehst ja nicht gut mit ihr. Habt ihr euch doch gestern gezankt, als wenn ihr die größten Feinde gegen einander wäret!

Ludwig. Wer war Schuld daran? Ihr allein, und Mattauchen besonders. Gesteh' es nur, ihr habt von mir gesprochen, und mich verspottet. Ich sah es euch deutlich an.

Karolinchen. Sieh, wie mißtrauisch ihr Knaben seyd! Steckt man einmal die Köpfe zusammen, und lacht über etwas: so bildet ihr euch augenblicklich ein, man habe etwas gegen euch; tadle oder verspotte

euch. Ich will es dir sagen, worüber wir gestern gelacht haben. Wir sprachen von Marianchens Geburtstag, und glaubten beyde, daß du nicht wüßtest, daß derselbe heute seyn werde. Wir wollten dir es auch nicht sagen, sondern dich den Tag darauf auslachen, daß du es nicht gewußt habest. Nun kamst du dazu, und wolltest erfahren, was wir miteinander sprächen. Da wir es dir nicht gleich sagen wollten, machtest du allerhand possierliche Grimmassen, die uns noch mehr zum Lachen brachten. Aber böse war es damit nicht gemeint; es war das unschuldigste Lachen von der Welt. Du aber stürmtest auf uns ein, und behandeltest Marianen in der That nicht fein, nicht brüderlich. Sie wurde darüber aufgebracht, und sagte dir manches kränkende Wort. Böse auf einander schiedet ihr.

Ludwig. Es ist mir leid, daß es gestern so weit gekommen ist. Hätte ich den Grund eures Lachens gewußt, so würde ich mich anders benommen haben. Es ist wahr, ihr Mädchen seyd oft besser als ihr scheint.

Karolinchen. Und ihr Knaben seyd oft schlimmer als ihr scheint. — Doch nimm mir's nicht übel, Bruder! Ich freue mich sehr, daß du den gestrigen Zank vergessen hast, und Marianchen einen Beweis deiner Liebe geben willst. — Horch' ich höre, daß die Gartenthüre geöffnet wird.

Jetzt sprang Ludwig hinter eine Hecke. Marianchen kam mit der Mutter vorbey. Ludwig trat hervor, und wünschte der Schwester Glück zu ihrem Geburtstage. Marianchen ward dadurch so sehr überrascht, daß ihr helle Thränen von den Rosenwangen rollten. Ludwig sah dieß, wurde im Herzen bewegt, konnte nicht weiter reden, und sank der guten Schwe-

ster in den Arm. O vergib meine theure Schwester, sagte er, daß ich dich gestern beleidigt habe! —

Guter, theurer Bruder! erwiederte Mariänchen und weinte, du mußt mir vergeben, daß ich mich gestern gegen dich vergaß. O wie gut ist dein Herz, lieber, lieber Ludwig!

Die Mutter und Karolinchen standen gerührt da, schlangen ihren Arm um beyde Geschwister, und weinten Freudenzähren. O Kinder! sagte mit inniger Herzlichkeit die zärtliche Mutter, schön ist es, wenn Geschwister sich lieben! O behaltet immer euer schönes, gutes Herz, liebt euch immer, dann wird der Segen des Himmels auf euch ruhen.

Und die bewegten Kinder sanken der liebenden Mutter ans treue Herz, und gingen dann innerlich froh nach der Wohnung, wo bereits mehrere Freundinnen warteten, um Mariänchen zu ihrem Geburtstage Glück zu wünschen. In dem Garten nahm man ein fröhliches Mittagmahl ein. Nach dem Essen wurde ein bekanntes Lied gesungen, das sich mit folgendem Verse anfängt:

Lieblich ists, wenn Schwestern, Brüder,
Friedlich bey einander sind,
Und, wie Eines Leibes Glieder,
Einig und verträglich sind;
Ueber solch ein Friedenshaus,
Breitet sich Vergnügen aus.

Glaß.

Nehala.

Paul und Virginie, die liebenswürdigen Kinder edler Europäer auf St. Maurice, einer Insel bey Afrika, trugen in der vor dem Hause ihrer Aeltern befindlichen Laube Brod, Butter, Milch und Feigen zum Frühstück auf. Da kam Nehala, ein Negermädchen, gelaufen, warf sich Virginien zu Füßen, und rief: „Junge Weiße! habe Mitleid mit einer armen flüchtigen Sklavinn. Seit drey Tagen irr' ich schon umher in diesen Bergen, oft verfolgt von Jägern und Hunden. Ich bin halb todt vor Hunger. Mein Herr ist. . ."

Virginie. Armes Mädchen! Erst komm' und iß von dem, was da steht.

Die Negerinn. (ißt und trinkt) Der Trunk bringt mich ins Leben zurück. O es gab Augenblicke, da ich mich in den Fluß hätte stürzen mögen, um schnell mein Elend zu enden. Da dacht ich wieder, ich will nicht sterben! gewiß gibts noch gute Weiße auf der Insel.

Paul. Aber wie irrtest du denn hieher?

Negerinn. Oft war ich den Berg vorbeygegangen, an welchem diese Hütten hängen, und von Guten und Bösen hörte ich nur immer eine Stimme: „Das sind gute Leute, die da oben wohnen." Zu den guten Leuten will ich fliehen, dacht' ich endlich. Und Gott sey gedankt, daß ich sie gefunden habe.

Paul. Unsre Mütter sind nicht zu Hause, armes Mädchen! Aber sie würden dir gewiß geben, was wir dir biethen; — sättige dich!

Virginie. Ach, könnten wir noch mehr für sie thun, als sie sättigen!

Paul. Wo wohnt dein Herr, und warum hat er dich gemißhandelt?

Negerin. Er wohnt am schwarzen Strom. Reich ist er an Pflanzungen, aber arm an Menschengefühl.

Paul. O ich bin mit unserm Domingo am schwarzen Strom gewesen, da wachsen die schönsten Bananen*), die das ganze Jahr Früchte bringen.

Negerin. Du hast Recht, junger Weißer! und der sumpfige Boden umher ist zum Reißbau vortrefflich. — Ach! bey der Reißernte ergrimmte der Mann über mich. Wollt ihr die Narben der Wunden sehen, die mir geschlagen sind?

Virginie. Arme Unglückliche! Und wohin willst du jetzt?

Negerin. Zu mitleidigen Menschen wollt' ich, und die hab ich gefunden.

Virginie. Ach! was hilft dir unser Mitleid?

Negerin. Es könnte mir wohl helfen. — Ihr, ihr guten Kinder, könnet mir Gnade erflehen bey meinem Herrn. —

Paul. Du willst also wieder zurück zu dem Unmenschen, der dich so gemißhandelt hat?

Negerin. Ach, alles, was ich besitze, ist am schwarzen Strom. Da lebt auch mein Vater. Zur Sklaverey sind wir armen Schwarzen nun einmal verdammt. Erträglicher ist sie in dem Angesichte des Vaters, dessen Last man zuweilen erleichtern kann.

Virginie. (zu Paul) Ein braves Mädchen.

Negerin. Ich hatte für meinen schwachen Va-

*) Bananas ist eine traubenartige, sehr schmackhafte Frucht.

ker gearbeitet, und darüber mein Tagewerk versäumt. (sie weint.)

Paul. (heftig.) Und das ist dein Vergehen? (Negerin weint) — — Abscheulich! abscheulich! Wo ist der hartherzige Mann? — Der schwarze Strom ist nahe. Komm, Virginie, wir wollen das Mädchen zu ihrem Herrn begleiten! Du sollst für sie bitten, und ich will es auch thun — wenn ichs kann.

Virginie. Lieber Paul! wie können wir von hier gehen? Wenn unsre Mütter kämen und uns nicht fänden?

Paul. Ich sage dir ja, Virginie; ich kenne den schwarzen Strom, er ist nahe. Unsere Mütter werden sich freuen, wenn sie hören, daß wir die Negerin mit ihrem Herrn versöhnt haben.

Virginie. Aber warte wenigstens. — —

Paul. Du willst nicht mit, seh' ich wohl; ich gehe allein mit dem Negermädchen. (zur Negerin) Komm mit mir.

Virginie. Ach, Paul! ich kann dich nicht allein gehen lassen; du würdest trotzen, Statt zu bitten, würdest das Mädchen und dich in Gefahr bringen.

Negerin. (zu Virginie) So komm mit, kleine Weiße! Es ist nicht weit. Dein freundliches Gesicht ist es, was den Mann versöhnen muß.

(Sie nehmen Virginien in die Mitte und führen sie ab.)

Virginie. (ruft) Domingo! Fanschette! wo seyd ihr? (zu Paul und der Negerin) Da zieht ihr mich fort, um Gutes zu thun, und doch sollten wir nicht von hier gehn. (ab.)

Negerin. Nun sind wir ganz nahe. Aber, liebe Weiße, du kannst nicht weiter.

Virginie. Ach laß mich einen Augenblick ruhen. (Sie wirft sich nieder.)

Paul. Armes Virginchen! Ich will dir Beeren suchen zur Erquickung.

Virginie. (ruft ihm nach) Ruhe doch auch lieber Paul!

Negerin. (ruft) Laß mich Beeren pflücken, kleiner Weißer, und du setze dich!

Virginie. (ängstlich) Er ist fort.

Negerin. Sorge nicht. — Ich sehe, er findet schon nahe, was er suchet. — Kleine Weiße! hätt' ich geglaubt, daß der Weg dich so ermüden würde, ich hätte dich nicht beredet, mitzugehen.

Virginie. Was wäre an meiner Mattigkeit gelegen, wüßten unsere Mütter nur, wo wir wären. — Höre, du sprachst vorher von deinem Vater. Hast du denn keine Mutter?

Negerin. (traurig.) Ich hatte eine Mutter. Ach, sie hat aufgehört, meine Mutter zu seyn.

Virginie. Ist sie todt?

Negerin. Sie lebt; aber unmütterlich hat sie mich von sich gestoßen. Durch sie sind mein Vater und ich hieher in Sklaverey gerathen.

Virginie. Durch deine Mutter? Gott! wie war dieß möglich?

Negerin. Was vermag nicht das Geld und das Getränk der Weißen, die an unsre Küste kommen! Ja! meine eigne Mutter führte mich zum Verkauf ans Ufer!

Virginie. Und du ließest dich verkaufen?

Negerin. Was sollt ich machen? Ich warf mich meiner Mutter zu Füßen. „Was hab ich gethan, rief ich, daß du mich als Sklavin verkaufst? habe ich dir nicht das Feld bauen geholfen? nicht Früchte für

dich gesammelt? nicht Fische für dich gefangen? Hab' ich dich nicht gekühlt in der Hitze, nicht, wenn du schliefst, die Insekten von deinem Gesichte verscheucht? O meine Mutter! Nicht meinetwegen, dein selbstwegen flieh ich dich; verkaufe mich nicht! Das Geld, das du bekommen wirst, verschafft dir keine andere Tochter, die dich pfleget im Alter. Mutter! Mutter! verkaufe deine Nehala, deine einzige Tochter nicht!" — Ach! mein Flehen war umsonst. Ich ward aufs Schiff geschleppt und meine Mutter — wandte sich von mir! (Sie weint.)

(Paul kommt, einen mächtigen Stock unterm Arm, mit gesammelten Beeren zurück und schüttet sie in Virginiens Schooß.)

Paul. Da, liebe Schwester! Iß nach Herzenslust! Ich will mit aus deinem Schooß essen.

Virginie. Iß, lieber Paul! und laß mich weinen mit Nehala.

Paul. Was ist euch denn? Wir sind nahe, und ihr weint?

Virginie. Ihre eigne Mutter hat sie verkauft!

Paul. Und das litt der Vater? Wo war denn der?

Negerin. Mein Vater kam, wie ich schon auf dem Schiffe war. Er warf sich in ein Boot, arbeitete sich ans Schiff heran, und suchte mich wieder zu lösen. Aber er fand kein Gehör. So vergönnt mir wenigstens, rief er endlich, daß ich meine Tochter begleite! Ich will euer Sklave seyn; nur versprecht mir, daß ihr mich nicht von ihr trennen wollt. Die Weißen versprachen das, und sie haben es gehalten.

Virginie. Da hast du wohl recht, Nehala, den braven Vater nicht zu verlassen.

Paul. Aber was säumen wir? Wollen wir nun nicht ausrichten, warum wir herkamen?

Virginie. (aufspringend) Da bin ich frisch und munter! (sie ißt) Deine Beeren schmecken gut, lieber Paul! (sie wollen gehen.)

Negerinn. (thut einen Schrey) Das ist mein Herr, der dort hervorkommt.

Virginie. Der braune Mann da; mit den tiefliegenden Augenbraunen?

Negerinn. Eben der.

Paul. Wie stolz er, das Bambusrohr in der einen, und die lange Tobakspfeife in der andern Hand, einher tritt.

Virginie. Lieber Paul! Nun sey auch nicht verwegen! Laß mich nur machen! (die Negerinn versteckt sich.)

Pflanzer. Wer seyd ihr?

Virginie. Wir sind die Kinder aus den beyden Hütten am Hafenberge.

Pflanzer. Das sind gute Leute, die da wohnen. Aber es ist ja weit von hier; ich glaube, du lügst. Sprich die Wahrheit!

Paul. Mann! wie kannst du glauben, daß meine Schwester dir Unwahrheit sagt!

Virginie. Guter Mann! was ich sagte, ist wahr; aber du hättest wohl recht, daran zu zweifeln. Du denkst, es sind gute Leute, die da wohnen; gute Leute lassen ihre Kinder nicht so allein in den Wald irren. Ja, wenn unsre Mütter es gewußt hätten. Aber ohne ihr Vorwissen gingen wir fort.

Pflanzer. Und wohin wollt ihr denn, ihr Kinder?

Virginie. Zu dir, guter Mann! Wir wollen zu dir gehen.

Pflanzer. Mädchen! redest du irre? Du kennst mich ja nicht!

Virginie. Ich dich nicht kennen? — Du heißt Nebeau, hast eine Pflanzung in dieser Gegend, und unter deinen Sklaven ein Mädchen, Nehala. —

Pflanzer. Da weißt du also wohl, wo das tolle Mädchen ist? Vor drey Tagen hat sichs verlaufen.

Virginie. Und wenn ichs nun wüßte? Wenn wir nun kämen, für Nehala zu flehen?

Pflanzer. Sonderbar! Sagt mir gleich, wo das Mädchen ist! Dergleichen darf nicht einreißen. Wenn ihr in eure Hütten entflohne Sklaven aufnehmt, so wird es bald übel mit euch aussehn.

Virginie. Wir bringen sie ja wieder, guter Mann; und darum sind wir hier; nur bitten wir, daß du die Entflohene gütig aufnehmest. Hat sie gefehlt, so hat sie Strafe gelitten, und ich weiß gewiß, sie würde nicht so scharf gestraft worden seyn, wenn du alles gewußt hättest. Denn ungerecht würdest du doch nicht seyn wollen.

Pflanzer. Ey, sieh doch! Ich habe viel Geduld mit der faulen Sklavinn gehabt. Es war nicht das erstemal, daß sie ihr Tagwerk nicht vollendet hatte.

Paul. Ihr Vater ist schwach. Dessen Arbeit zu erleichtern, hat sie sich deinen Zorn zugezogen.

Pflanzer. Wollte man solche Ausflüchte gelten lassen — —

Paul. Wenn es aber nun wahr ist, was sie vorgibt?

Pflanzer. Hört, was habt ihr Beyden für Beruf, ihre Fürsprecher zu seyn?

Virginie. Ist nicht Nehala ein Mensch wie wir, und ist sie nicht unglücklich? Sie war halb todt vor Mattigkeit und Hunger, als sie zu uns kam. Wir speiseten sie. Da sprach sie von dem Zorn ihres Herrn, und daß sie gern zu ihm zurückkehrte, wenn sie Gnade von ihm hoffen könnte. Es ist eine gute Tochter, dachten wir, sie wird auch eine gute Dienerinn ihres Herrn seyn. Wir wollen ihr Gnade erflehen. Gesagt, gethan, und hier sind wir. Reicher Nebeau, guter Nebeau! willst du, daß wir uns zu deinen Füßen werfen?

(Negerinn kommt hervor und wirft sich dem Herrn zu Füßen.)

Pflanzer. Rede mir kein Wort! Steh auf und fort nach Hause! Du verdankst dein Leben den Kleinen. (Die Negerinn geht zitternd ab.) Und ihr (zu Paul und Virginie) macht, daß ihr zu euren Müttern kommt, und bekümmert euch künftig nicht um fremde Sklaven. (ab.)

(Paul und Virginie sahen ihm eine Weile nach.)

Virginie. Wollen wir ihm nachgehen? Er ergrimmte wieder im Innern, als er die Sklavinn sah.

Paul. Bleib du hier, ich will ihm folgen.

Virginie. (hält ihn) Du sollst nicht weg; du sollst deine Schwester nicht verlassen.

Paul. O er ist noch ganz nahe! — Ein hartherziger, böser Mann!

Virginie. Er hat das Mädchen ja begnadigt.

Paul. Aber wie that er das?

Virginie. Er entließ sie doch ohne Mißhandlung.

Paul. Das war ihm auch zu rathen. Ich hätte mich mit ihm geschlagen.

Virginie. Was, mit dem großen, starken Mann?

Paul. O! ich fühle mich stark, wenn ich bey dir bin. (Stößt mit dem Stock auf die Erde.) Ich kann auch werfen, und ich habe die Tasche voll Kiesel. Denkst du nicht an die Geschichte von Goliath und David?

Virginie. O welcher Gefahr habe ich mich wieder ausgesetzt! Gott! wie schwer ist es, Gutes zu thun!

Paul. Wir haben so viel Gutes gethan, als wir konnten. Nun würde eine gute Mahlzeit schmecken. Sieh, die Schatten der Bananen kürzen sich schon zu ihren Füßen. Es ist nah am Mittage.

Virginie. Schon Mittag? — Ach, nun sind unsre Mütter nach Hause gekommen, und haben ihre Kinder nicht gefunden. Höre, Paul, du hast noch Kräfte; ich kann nicht mit dir fort. Laß mich hier, beruhige du die Mütter, und schicke den Domingo, um mich zu holen.

Paul. Wie kannst du glauben, Virginie, daß ich dich hier allein lassen werde? Domingo würde dich auch nicht finden können.

Virginie. O meine Füße sind so wund! Ich kann nicht gehen.

Paul. Da steht Farrenkraut, damit will ich sie umwinden. (Er pflückt Kräuter, und umwindet ihre Füße und gibt ihr seinen Stab in die Hand.)

Virginie. Dank dir, lieber Paul! Die frischen Blätter kühlen mich angenehm. Nun will ich schon nachkommen. (Sie steht auf und geht, in der

einen

linken Hand den Stock und den andern Arm auf Pauls Schultern gelehnt, langsam fort.) Aber wohin, lieber Paul? Nehala hat uns durch Schleichwege vom rechten Wege abgeführt.

Paul. Setz' dich nieder, Virginie! Ich will auf einen Baum klettern, ob ich den Hafenberg vielleicht sehen kann; dahin können wir denn unsern Weg richten. (Virginie setzt sich, Paul ab.)

Virginie. (sorgsam) Ach! wir haben es nicht gut gemacht! — Was will aus uns werden? — Und vielleicht ist der armen Nehala nicht einmal geholfen!

Paul. (kommt zurück) Ich sah nichts, als die Gipfel der Bäume.

Virginie. Armer Paul, wie bist du erhitzt! (Sie trocknet ihm den Schweiß ab.)

Paul. Komm nur, ich weiß, wir kamen von der Seite.

Virginie. Nein, Paul! ich glaube, wir kamen von dort her.

Paul. Ach, Virginie! wenn wir auch den Weg wüßten. Ich sehe wohl, du könntest jetzt nicht fortkommen. Wir wollen hier weilen. Es kommen wohl Menschen, die uns helfen.

Virginie. Aber wenn nun Niemand kommt, und es wird Nacht?

Paul. O ich weiß Feuer zu machen, und hungern sollst du auch nicht. Ich pflücke wilde Kresse, und breche Palmzweige ab. Das Mark issest du, und von den Blättern mache ich dir ein Obdach.

Virginie. Ach, mir grauts! Mir ists, als ob es schon Nacht wäre.

Paul. Du sollst sehen, es geht besser, als wir glauben. Sey ruhig, ich bin bey dir. Ich wollte,

daß du nur gehen könntest! Hier ist weder ein Quell, noch trocknes Gesträuch, um Feuer zu machen.

Virginie. Paul, du dürftest meinetwegen. Ich will suchen fortzukommen.

Paul. Ruhe immer noch ein wenig! Hier streichen vielleicht Jäger umher, die uns bald finden. Ich will einmal rufen. (ruft) Hülfe für Virginie! Hier ist Virginie!

Virginie. (ruft auch) Hier ist Paul! Hier sind zwey Kinder! (Pause.)

Paul. Keine Antwort! — Ich armer, schwächlicher Knabe, daß ich dich nicht tragen kann! (weint.)

Virginie. Weine nicht, lieber Paul. Du sagtest ja selbst: Es dürfe alles gut werden. (Pause.)

Paul. Still! — — Es war nichts! — —

Virginie. Still doch! Horch! gebellt!

Paul. Ganz deutlich! (er ruft wieder) Hier ist Virginie!

Virginie. (ruft auch) Hier ist Paul!

Paul. Es bellt wieder! — — Ich will sterben, wenn es nicht Fidel ist.

Domingo. (kommt als Jäger mit einem Hunde) Gottlob! da sind sie.

(Virginie sieht den kommenden Domingo, rafft sich mit einem Schrey auf, und umschlingt seine Kniee.)

Paul. (streichelt den Hund) Dacht' ichs doch, daß du uns aufspüren würdest!

Virginie. Guter Domingo! gewiß zürnen unsere Mütter?

Domingo. Sie haben mir erquickenden Beerensaft und Brod für ihre Kinder mitgegeben. (Er zieht die Flasche hervor.)

Virginie. Die guten Mütter!

Domingo. Kommt, Kinder! Wir sind alle ermattet, wir wollen uns setzen, und ein wenig genießen. (Sie setzen sich, essen und trinken.) Nicht wahr, ihr habt den Müttern entgegen gehen wollen? Aber wie ists möglich, daß ihr hieher gerathet?

Paul. Domingo! wie kannst du glauben, daß wir auf dem Weg zur Stadt in solche Irre geriethen?

Domingo. Nun, nun.

Paul. Wir haben hier ein Geschäft gehabt, und das haben wir ausgerichtet!

Domingo. Ein schönes Geschäft, das euern Müttern solchen Kummer macht!

Virginie. Die armen Mütter!

Paul. Wenn wir alles erzählten, so würden sie gewiß uns den Kummer verzeihen, den wir ihnen machten.

Virginie. Du besonders, Domingo! du wirst uns verzeihen, wenn du uns hörst. Es war deine Landsmännin, die uns hieher lockte.

Domingo. Daß ihr aus Güte des Herzens fehltet, dieß konnte ich denken.

Virginie. Wir wollen dir unterwegs alles erzählen. Ich glaube, ich kann schon gehn. Wie können wir hier ruhig seyn, indeß unsre Mütter uns für verlohren halten?

Domingo. Virginchen, du kannst nicht gehen. Trage du meine Flinte, Paul! ich will deine Schwester aus dem Walde tragen; hernach bekommt ich schon Hülfe.

Domingo nahm Virginien auf den Arm; Paul trug die Flinte, und so kamen sie glücklich zu ihren ängstlich besorgten Müttern zurück.

v. Halem.

Die Müßiggängerinn.

Ach, wie schläfrig bin ich! sprach Veronika und gähnte. Ist es mir doch, als wenn ich schon einige Nächte hindurch nicht geschlafen hätte!

Liebes Mamselchen, erwiderte die Köchinn, greifen Sie nur etwas an, arbeiten Sie, helfen Sie mir in der Küche — ich wette, die Schläfrigkeit wird Ihnen vergehen, Sie werden hübsch munter und froh werden.

Danke für den Rath, versetzte Veronika, und gähnte abermals. Der Tag schleicht aber auch so langsam dahin, daß es nicht auszuhalten ist. Man möchte sterben vor langer Weile.

Sie möchten sterben vor langer Weile, liebe Veronika, sprach eine alte Frau, welche in dem Hause ein und ausging, und bey manchen häuslichen Arbeiten half. Andern Menschen vergeht die Zeit oft zu schnell, wären Sie hübsch thätig, so würde sie Ihnen auch schneller dahin fliegen. Man sagt, daß Langeweile die Schwester, oder vielmehr das Kind des Müßigganges sey.

Man sagt gar viel, erwiderte Veronika in einem schnippischen Tone; man sagt auch: was dich nicht brennt, sollst du auch nicht löschen; auch sagt man: kehre zuerst vor deiner Thüre.

Sie nehmen auch alles gleich sehr übel auf, Mamsel! versetzte die alte Frau. Man darf Ihnen nichts mehr sagen. Ihre Empfindlichkeit ist allzugroß. Aber das kommt auch vom Müßiggehen. Arbeitet man nichts, so wird man träge, mißmuthig, verdrießlich. Jedes [illegible]ldige Wort beleidigt dann. Ach, der böse Müßig-

Schon recht! schon recht! rief Veronika, hielt sich die Ohren zu, und eilte in das Nebenzimmer, wo ihre zwey jüngern Brüder spielten. Es währte nicht lange, so hörte man in dieser Stube einen Lärm: willst du uns gehen lassen! abscheuliches Mädchen! o weh! o weh!

Der Vater, der in seiner Schreibstube saß, eilte herbey, und sah zu seinem Erstaunen, daß die Geschwister sich in den Haaren lagen. Er brachte sie auseinander, und untersuchte die Sache. Da ergab sich denn Folgendes: Veronika war zu den Brüdern gekommen, welche kleine Häuser von Holz zusammen setzten. Die Schwester zupfte sie Anfangs bey den Haaren, dann stieß sie ihnen die Häuser um, und als die Brüder sich widersetzten, gab sie dem einen einen Schlag auf den Kopf, den andern kneipte sie in den Nacken, wobey es zu einer Rauferey kam.

Schäme dich, Veronika! sprach der Vater. Du solltest verständiger seyn als deine jüngeren Geschwister. Du bist die einzige Ursache des Vorgefallenen. Aber an alle dem ist dein Müßiggang Schuld. Du weißt nicht, was du vornehmen sollst, und geräthst auf Thorheiten und Fehler. Du begibst dich gleich in das andere Zimmer, und lässest heute einmal dein Vesperbrod ungegessen.

Die letzten Worte erschütterten die Müßiggängerin am meisten. Weinend ging sie in das andere Zimmer. Hier hing eine schöne Repetier-Uhr an der Wand. Wollte man sie repetieren lassen, so durfte man nur an der seidnen Schnur anziehen, die an derselben hing. Veronika spielte, nachdem sie sich ausgeweint hatte, mit dieser Schnur so lange, bis sie

die Uhr von der Wand herabzog. Sie fiel so hart, daß sie zerbrach.

Veronika that einen Schrey. Der Vater sprang herbey und sah den Unfall. Mit dem Lineale, das er in der Hand hatte, gab er der leichtsinnigen Tochter einige empfindliche Schläge. Sie schrie und jammerte, daß alle Leute im Hause zusammen liefen. Aber kein Mensch hatte Mitleiden mit ihr.

Veronika mußte nun des Vaters wohlverdiente Vorwürfe hören. Dein leidiger Müßiggang verleitet dich von einem Fehler zum andern, sprach er. Auch bey dir bestätigt sich das alte Sprichwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Du arbeitest wenig oder nichts, du verdienst nicht das Brod, das du issest, du bist eine unnütze Last der Erde; andere Menschen sind für ihre Nächsten thätig und stiften auf der Welt Gutes, du verzehrst nur, was Andere mit Mühe erwerben. Ja du nützest nicht nur nichts, du schadest auch. O mit dem abscheulichen Müßiggange! Gehe mir aus meinen Augen; ich kann dich nicht ohne Unwillen ansehen.

Veronika weinte, schrie, umfaßte des Vaters Kniee, und flehte um Verzeihung. Aber es half nichts. Schon oft war ihr verziehen worden, ohne daß sie sich gebessert hatte. Sie mußte sich in eine Kammer entfernen, wo sie eingeschlossen wurde, nachdem ihr der Vater einige schwere Handarbeiten aufgegeben hatte.

Den Tag darauf bath Veronika den Vater nochmals um Vergebung. Der gute Vater verzieh ihr, und ermahnte sie mit Herzlichkeit zur Thätigkeit. Eine Zeitlang war Veronika auch wirklich arbeitsam, aber bald fiel sie wieder in den alten Fehler, und ging

müßig. Ihre Mutter lebte nicht mehr; der Vater hatte viele Geschäfte, und niemand führte über sie eine strengere Aufsicht. Sie war sich großentheils selbst überlassen. Daher kam es, daß sie fast ganz ungestört dem Müßiggange ergeben war.

Als Veronika zwanzig Jahre alt war, wurde sie Braut. Ihr Bräutigam hieß Holm, und war ein junger Kaufmann. Noch ehe die Hochzeit war, starb ihr guter Vater. Er hinterließ ihr ein kleines Vermögen, das ihr Mann in die Handlung nahm. Als ein junger Anfänger mußte er sich in allen Dingen, in der Kost, in den Kleidern und in den Bequemlichkeiten des Lebens einschränken. Das gefiel der thörichten Veronika nicht. Sie wollte gut essen und trinken, schön gekleidet seyn, und auf vornehmen Fuß leben. Da sie in ihren ledigen Jahren immer müßig gegangen war, so hatte sie auch wenig gelernt. Fast alle weibliche Arbeiten waren ihr fremd, sie konnte beynahe nichts sich selbst machen, sondern mußte alles, was ihr nöthig war, von andern verfertigen lassen. Gewöhnt an ein müßiges Leben, war sie zu bequem, in dem Hauswesen selbst nachzusehen, sondern überließ alles ihren Leuten. Auf diese Weise ging alles bunt durcheinander, und Herr Holm gerieth in Schulden. Er machte ihr Vorstellungen, sie fruchteten nichts. Er ermahnte sie ernstlich zu einer andern Lebensweise, aber Veronika hieß ihn einen harten, ungerechten Mann, und weinte laut über seine Grausamkeit. Das Glück der Ehe war dahin. Streit, Zank und Zwietracht waren bey ihnen zu Hause; endlich kam es so weit, daß Holm von seiner Frau sich scheiden ließ.

Veronika kam nun in manche unangenehme, traurige Lagen. Sie war oft nahe daran, vor Mangel

umzukommen. Endlich wurde sie einer Baronesse empfohlen, bey der sie die Stelle einer Kammerjungfer erhielt. Jetzt fingen für sie wieder freundlichere, bessere Tage an. Aber sie wußte sie nicht zu benutzen. Ob sie gleich nicht viele Geschäfte hatte, so waren ihr doch auch die mäßigen Arbeiten, die sie verrichten mußte, zu drückend. Ihre Herrschaft bemerkte Veronika's Trägheit, und tadelte sie. Dieß mißfiel der Thörinn sehr. Sie besserte sich nicht, und die Baronesse sah sich genöthigt, ihr den Abschied zu geben.

Veronika sah voraus, daß sie nun wieder darben werde. Der Gedanke, daß sie nun würde etwas mehr arbeiten müssen, machte ihr große Unruhe, und der böse Geist des Müßiggangs gab ihr einen tadelhaften, bösen Entschluß ein — den Entschluß, ihrer Frau einen Schmuck von Brillianten zu entwenden.

Veronika sank in die Netze des Lasters. Der abscheuliche Entschluß wurde von ihr ausgeführt, der kostbare Schmuck entwendet, und in einer etwas entfernten Stadt verkauft, wohin Veronika sich begeben hatte.

Doch die Gerechtigkeit folgte dem Laster auf dem Fuße nach. Veronika's Diebstahl wurde bald entdeckt, und sie in Verhaft genommen. Auf einem offenen Wagen brachte man sie nach dem Orte, wo sie ihr Verbrechen begangen hatte. Viele hundert Menschen umringten sie, und leichtsinnige Menschen warfen auf sie mit Koth. Sie wollte vor Schaam versinken.

Veronika konnte den Diebstahl nicht läugnen. Die Richter sprachen das Urtheil. Sie sollte durch das Schwert hingerichtet werden. Doch der Landesfürst, bey dem die bestohlene Baronesse mit einer Bitte für die Verbrecherin einkam, unterschrieb das Urtheil

nicht, und milderte es dahin, daß Veronika auf zehn Jahre ins Zuchthaus kommen sollte.

In dem Zuchthause fühlte Veronika sich erst recht unglücklich. Der Gedanke, daß sie an ihrem traurigen Loose selbst Schuld sey, verbitterte ihr ihre Lage noch mehr. Mit Thränen seufzte sie fast täglich über die Folgen ihres unseeligen Hanges zum Müßiggange. Sie mußte harte Arbeiten verrichten. Schon im zweyten Jahre unterlag sie denselben und dem Kummer, der tief an ihrem Herzen nagte. Sie wurde in aller Stille begraben. Keine Glocken läuteten, kein Grabgesang erscholl, keine Thräne floß bey ihrer Leiche.

Glatz.

Muth.

Der kleine Adolph Rasch war ein rascher, kühner Knabe. Bey Soldatenspielen war er immer der erste; er ordnete alles an, commandirte seine kleinen Truppen mit vieler Geschicklichkeit, ging überall voran, wo Muth erfordert wurde, und setzte sich dadurch bey seinen Cameraden in großes Ansehen. Wenn diese etwas unternehmen wollten, wozu viel Herz gehörte, wandten sie sich immer an Adolph Rasch.

Einmal ging Adolph Rasch mit einigen seiner Freunde in einen nahen Wald. Als sie zurückkehrten, erhob sich ein Platzregen. Die Waldbäche schwollen an. Adolph mit seinen Begleitern mußte über einen dieser Bäche. Frisch gewagt, ist halb gewonnen! rief er, nahm einen Anlauf, und sprang glücklich hinüber.

Die andern hatten keinen Muth, ihm zu folgen. Wir könnten hineinfallen! riefen sie, und blieben auf der andern Seite.

Immer wird so feige seyn! versetzte Adolph, der Bach ist nicht sehr breit, habt nur Muth, so könnt ihr ihn gewiß mit Leichtigkeit überspringen.

Zwey von ihnen wollten es versuchen. Sie nahmen einen Anlauf; aber da sie nicht weit vom Ufer waren, hielten sie im Laufen inne, und meinten, es wäre doch ein gefährliches Ding.

Bald war der Bach so sehr angeschwollen, daß er mehr einem Strome als einem Bache glich. Nun war es unmöglich, hinüber zu kommen. Adolph, der durch seine Herzhaftigkeit die andere Seite erreicht hatte, konnte nach Hause eilen, und seine Kleider trocknen; die andern aber mußten vier Stunden lang am entgegengesetzten Ufer bleiben, bis der Bach wieder so klein wurde, als vorher.

In seinen ältern Jahren kam Adolph eines Tages vom Felde nach der Stadt zurück, wo er wohnte. Er erreichte einen langen Hohlweg. Hinter ihm kam eine Kutsche mit vier Schimmeln gefahren. Die zwey vordern Pferde wurden auf Einmal scheu. Der Kutscher war nicht im Stande, sie zu halten. Sie bäumten sich, und rannten wild davon.

Der Kutscher schrie um Hülfe. Die Familie, die im Wagen saß, war vor Angst außer sich; es drohte ihr ein schrecklicher Tod. Mehrere Menschen die ganz nahe waren, trauten sich nicht, den wilden Pferden in die Zügel zu fallen, und so ein Unglück zu verhüten, das jedem entsetzlich vorkam. Jeden Augenblick drohte die Kutsche umzustürzen. Dann werden diejenigen, die in derselben saßen, verwundet,

fortgeschleift, und ihres Lebens auf eine traurige Art beraubt.

Adolph Rasch hörte das Angstgeschrey, sah das bevorstehende Unglück. Ein edler Muth erfüllte sein Herz. Entschlossen sprang er an die Pferde. Sie bäumten sich. Er verlohr den Muth nicht, und verdoppelte seine Kräfte. Fest hielt er die Zügel; die schnaubenden Schimmel blieben stehen; die Kutsche kam ins Gleichgewicht, und die Familie, die darin saß, war gerettet. Sie sprang schnell aus dem Wagen, und dankte mit einer rührenden Herzlichkeit dem muthvollen Adolph.

Wohl dem Menschen, der einen so edlen Muth besitzt, der unerschrocken die Gefahren, denen nicht auszuweichen ist, zu besiegen weiß, und andern in ihren Verlegenheiten herzhaft zu Hülfe eilt! Durch Muth und Entschossenheit rettete Adolph Rasch nicht nur sich, sondern auch mehrere andere zu verschiedenen Malen aus großer Lebensgefahr. Alle, die ihn kannten, sagten: Adolph Rasch ist ein ganzer Mann! hätten doch a l l e Männer so viel Herz!

Glatz.

Weiblicher Muth.

Mehrmals wüthete während der letzten französischen Revolution der fürchterlichste aller Kriege, der B ü r g e r k r i e g, im Innern Frankreichs, und ließ Ströme von Blut fließen; Bürger kämpften gegen Bürger, und machten ihr Vaterland zum Schauplatze

daß du nur gehen könntest! Hier ist weder ein Quell, noch trocknes Gesträuch, um Feuer zu machen.

Virginie. Paul, du darfst meinetwegen. Ich will suchen fortzukommen.

Paul. Ruhe immer noch ein wenig! Hier streichen vielleicht Jäger umher, die uns bald finden. Ich will einmal rufen. (ruft) Hülfe für Virginie! Hier ist Virginie!

Virginie. (ruft auch) Hier ist Paul! Hier sind zwey Kinder! (Pause.)

Paul. Keine Antwort! — Ich armer, schwächlicher Knabe, daß ich dich nicht tragen kann! (weint.)

Virginie. Weine nicht, lieber Paul. Du sagtest ja selbst: Es dürfe alles gut werden. (Pause.)

Paul. Still! — — Es war nichts! — —

Virginie. Still doch! Horch! Gebell!

Paul. Ganz deutlich! (er ruft wieder) Hier ist Virginie!

Virginie. (ruft auch) Hier ist Paul!

Paul. Es bellt wieder! — — Ich will sterben, wenn es nicht Fidel ist.

Domingo. (kommt als Jäger mit einem Hunde) Gottlob! da sind sie.

(Virginie sieht den kommenden Domingo, rafft sich mit einem Schrey auf, und umschlingt seine Knie.)

Paul. (streichelt den Hund) Dacht' ichs doch, daß du uns aufspüren würdest!

Virginie. Guter Domingo! gewiß zürnen unsere Mütter?

Domingo. Sie haben mir erquickenden Beerensaft und Brod für ihre Kinder mitgegeben. (Er zieht die Flasche hervor.)

Virginie. Die guten Mütter!

Domingo. Kommt, Kinder! Wir sind alle ermattet, wir wollen uns setzen, und ein wenig genießen. (Sie setzen sich, essen und trinken.) Nicht wahr, ihr habt den Müttern entgegen gehen wollen? Aber wie ists möglich, daß ihr hieher gerathet?

Paul. Domingo! wie kannst du glauben, daß wir auf dem Weg zur Stadt in solche Irre geriethen?

Domingo. Nun, nun.

Paul. Wir haben hier ein Geschäft gehabt, und das haben wir ausgerichtet!

Domingo. Ein schönes Geschäft, das euern Müttern solchen Kummer macht!

Virginie. Die armen Mütter!

Paul. Wenn wir alles erzählen, so würden sie gewiß uns den Kummer verzeihen, den wir ihnen machten.

Virginie. Du besonders, Domingo! du wirst uns verzeihen, wenn du uns hörst. Es war deine Landsmännin, die uns hieher lockte.

Domingo. Daß ihr aus Güte des Herzens fehltet, dieß konnte ich denken.

Virginie. Wir wollen dir unterwegens alles erzählen. Ich glaube, ich kann schon gehn. Wie können wir hier ruhig seyn, indeß unsre Mütter uns für verlohren halten?

Domingo. Virginchen, du kannst nicht gehen. Trage du meine Flinte, Paul! ich will deine Schwester aus dem Walde tragen; hernach bekommt ich schon Hülfe.

Domingo nahm Virginien auf den Arm; Paul trug die Flinte, und so kamen sie glücklich zu ihren ängstlich besorgten Müttern zurück.

v. Halem.

Die Müßiggängerinn.

Ach, wie schläfrig bin ich! sprach Veronika und gähnte. Ist es mir doch, als wenn ich schon einige Nächte hindurch nicht geschlafen hätte!

Liebes Mamselchen, erwiderte die Köchinn, greifen Sie nur etwas an, arbeiten Sie, helfen Sie mir in der Küche — ich wette, die Schläfrigkeit wird Ihnen vergehen, Sie werden hübsch munter und froh werden.

Danke für den Rath, versetzte Veronika, und gähnte abermals. Der Tag schleicht aber auch so langsam dahin, daß es nicht auszuhalten ist. Man möchte sterben vor langer Weile.

Sie möchten sterben vor langer Weile, liebe Veronika, sprach eine alte Frau, welche in dem Hause ein und ausging, und bey manchen häuslichen Arbeiten half. Andern Menschen vergeht die Zeit oft zu schnell, wären Sie hübsch thätig, so würde sie Ihnen auch schneller dahin fliegen. Man sagt, daß Langeweile die Schwester, oder vielmehr das Kind des Müßigganges sey.

Man sagt gar viel, erwiderte Veronika in einem schnippischen Tone; man sagt auch: was dich nicht brennt, söllst du auch nicht löschen; auch sagt man: kehre zuerst vor deiner Thüre.

Sie nehmen auch alles gleich sehr übel auf, Mamsel! versetzte die alte Frau. Man darf Ihnen nichts mehr sagen. Ihre Empfindlichkeit ist allzugroß. Aber das kommt auch vom Müßiggehen. Arbeitet man nichts, so wird man träge, mißmuthig, verdrießlich. Jedes unschuldige Wort beleidigt dann. Ach, der böse Müßiggang! —

Schon recht! schon recht! rief Veronika, hielt sich die Ohren zu, und eilte in das Nebenzimmer, wo ihre zwey jüngern Brüder spielten. Es währte nicht lange, so hörte man in dieser Stube einen Lärm: willst du uns gehen lassen! abscheuliches Mädchen! o weh! o weh!

Der Vater, der in seiner Schreibstube saß, eilte herbey, und sah zu seinem Erstaunen, daß die Geschwister sich in den Haaren lagen. Er brachte sie auseinander, und untersuchte die Sache. Da ergab sich denn Folgendes: Veronika war zu den Brüdern gekommen, welche kleine Häuser von Holz zusammen setzten. Die Schwester zupfte sie Anfangs bey den Haaren, dann stieß sie ihnen die Häuser um, und als die Brüder sich widersetzten, gab sie dem einen einen Schlag auf den Kopf, den andern kneipte sie in den Nacken, wobey es zu einer Rauferey kam.

Schäme dich, Veronika! sprach der Vater. Du solltest verständiger seyn als deine jüngeren Geschwister. Du bist die einzige Ursache des Vorgefallenen. Aber an alle dem ist dein Müßiggang Schuld. Du weißt nicht, was du vornehmen sollst, und geräthst auf Thorheiten und Fehler. Du begibst dich gleich in das andere Zimmer, und lässest heute einmal dein Vesperbrod ungegessen.

Die letzten Worte erschütterten die Müßiggängerin am meisten. Weinend ging sie in das andere Zimmer. Hier hing eine schöne Repetier-Uhr an der Wand. Wollte man sie repetieren lassen, so durfte man nur an der seidnen Schnur anziehen, die an derselben hing. Veronika spielte, nachdem sie sich ausgeweint hatte, mit dieser Schnur so lange, bis sie

die Uhr von der Wand herabzog. Sie fiel so hart, daß sie zerbrach.

Veronika that einen Schrey. Der Vater sprang herbey und sah den Unfall. Mit dem Lineale, das er in der Hand hatte, gab er der leichtsinnigen Tochter einige empfindliche Schläge. Sie schrie und jammerte, daß alle Leute im Hause zusammen liefen. Aber kein Mensch hatte Mitleiden mit ihr.

Veronika mußte nun des Vaters wohlverdiente Vorwürfe hören. Dein leidiger Müßiggang verleitet dich von einem Fehler zum andern, sprach er. Auch bey dir bestätigt sich das alte Sprichwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Du arbeitest wenig oder nichts, du verdienst nicht das Brod, das du issest, du bist eine unnütze Last der Erde; andere Menschen sind für ihre Nächsten thätig und stiften auf der Welt Gutes, du verzehrst nur, was Andere mit Mühe erwerben. Ja du nützest nicht nur nichts, du schadest auch. O mit dem abscheulichen Müßiggange! Gehe mir aus meinen Augen; ich kann dich nicht ohne Unwillen ansehen.

Veronika weinte, schrie, umfaßte des Vaters Kniee, und flehte um Verzeihung. Aber es half nichts. Schon oft war ihr verziehen worden, ohne daß sie sich gebessert hatte. Sie mußte sich in eine Kammer entfernen, wo sie eingeschlossen wurde, nachdem ihr der Vater einige schwere Handarbeiten aufgegeben hatte.

Den Tag darauf bath Veronika den Vater nochmals um Vergebung. Der gute Vater verzieh ihr, und ermahnte sie mit Herzlichkeit zur Thätigkeit. Eine Zeitlang war Veronika auch wirklich arbeitsam, aber bald fiel sie wieder in den alten Fehler, und ging

müßig. Ihre Mutter lebte nicht mehr; der Vater hatte viele Geschäfte, und niemand führte über sie eine strengere Aufsicht. Sie war sich großentheils selbst überlassen. Daher kam es, daß sie fast ganz ungestört dem Müßiggange ergeben war.

Als Veronika zwanzig Jahre alt war, wurde sie Braut. Ihr Bräutigam hieß Holm, und war ein junger Kaufmann. Noch ehe die Hochzeit war, starb ihr guter Vater. Er hinterließ ihr ein kleines Vermögen, das ihr Mann in die Handlung nahm. Als ein junger Anfänger mußte er sich in allen Dingen, in der Kost, in den Kleidern und in den Bequemlichkeiten des Lebens einschränken. Das gefiel der thörichten Veronika nicht. Sie wollte gut essen und trinken, schön gekleidet seyn, und auf vornehmen Fuß leben. Da sie in ihren ledigen Jahren immer müßig gegangen war, so hatte sie auch wenig gelernt. Fast alle weibliche Arbeiten waren ihr fremd, sie konnte beynahe nichts sich selbst machen, sondern mußte alles, was ihr nöthig war, von andern verfertigen lassen. Gewöhnt an ein müßiges Leben, war sie zu bequem, in dem Hauswesen selbst nachzusehen, sondern überließ alles ihren Leuten. Auf diese Weise ging alles bunt durcheinander, und Herr Holm gerieth in Schulden. Er machte ihr Vorstellungen, sie fruchteten nichts. Er ermahnte sie ernstlich zu einer andern Lebensweise, aber Veronika hieß ihn einen harten, ungerechten Mann, und weinte laut über seine Grausamkeit. Das Glück der Ehe war dahin. Streit, Zank und Zwietracht waren bey ihnen zu Hause; endlich kam es so weit, daß Holm von seiner Frau sich scheiden ließ.

Veronika kam nun in manche unangenehme, traurige Lagen. Sie war oft nahe daran, vor Mangel

umzukommen. Endlich wurde sie einer Baronesse empfohlen, bey der sie die Stelle einer Kammerjungfer erhielt. Jetzt fingen für sie wieder freundlichere, bessere Tage an. Aber sie wußte sie nicht zu benutzen. Ob sie gleich nicht viele Geschäfte hatte, so waren ihr doch auch die mäßigen Arbeiten, die sie verrichten mußte, zu drückend. Ihre Herrschaft bemerkte Veronika's Trägheit, und tadelte sie. Dieß mißfiel der Thörinn sehr. Sie besserte sich nicht, und die Baronesse sah sich genöthigt, ihr den Abschied zu geben.

Veronika sah voraus, daß sie nun wieder darben werde. Der Gedanke, daß sie nun würde etwas mehr arbeiten müssen, machte ihr große Unruhe, und der böse Geist des Müßiggangs gab ihr einen tadelhaften, bösen Entschluß ein — den Entschluß, ihrer Frau einen Schmuck von Brillianten zu entwenden.

Veronika sank in die Netze des Lasters. Der abscheuliche Entschluß wurde von ihr ausgeführt, der kostbare Schmuck entwendet, und in einer etwas entfernten Stadt verkauft, wohin Veronika sich begeben hatte.

Doch die Gerechtigkeit folgte dem Laster auf dem Fuße nach. Veronika's Diebstahl wurde bald entdeckt, und sie in Verhaft genommen. Auf einem offenen Wagen brachte man sie nach dem Orte, wo sie ihr Verbrechen begangen hatte. Viele hunders Menschen umringten sie, und leichtsinnige Menschen warfen auf sie mit Koth. Sie wollte vor Schaam versinken.

Veronika konnte den Diebstahl nicht läugnen. Die Richter sprachen das Urtheil. Sie sollte durch das Schwert hingerichtet werden. Doch der Landesfürst, bey dem die bestohlene Baronesse mit einer Bitte für die Verbrecherin einkam, unterschrieb das Urtheil

nicht, und milderte es dahin, daß Veronika auf zehn Jahre ins Zuchthaus kommen sollte.

In dem Zuchthause fühlte Veronika sich erst recht unglücklich. Der Gedanke, daß sie an ihrem traurigen Loose selbst Schuld sey, verbitterte ihr ihre Lage noch mehr. Mit Thränen seufzte sie fast täglich über die Folgen ihres unseeligen Hanges zum Müßiggange. Sie mußte harte Arbeiten verrichten. Schon im zweyten Jahre unterlag sie denselben und dem Kummer, der tief an ihrem Herzen nagte. Sie wurde in aller Stille begraben. Keine Glocken läuteten, kein Grabgesang erscholl, keine Thräne floß bey ihrer Leiche.

Glatz.

Muth.

Der kleine Adolph Rasch war ein rascher, kühner Knabe. Bey Soldatenspielen war er immer der erste; er ordnete alles an, commandirte seine kleinen Truppen mit vieler Geschicklichkeit, ging überall voran, wo Muth erfordert wurde, und setzte sich dadurch bey seinen Cameraden in großes Ansehen. Wenn diese etwas unternehmen wollten, wozu viel Herz gehörte, wandten sie sich immer an Adolph Rasch.

Einmal ging Adolph Rasch mit einigen seiner Freunde in einen nahen Wald. Als sie zurückkehrten, erhob sich ein Platzregen. Die Waldbäche schwollen an. Adolph mit seinen Begleitern mußte über einen dieser Bäche. Frisch gewagt, ist halb gewonnen! rief er, nahm einen Anlauf, und sprang glücklich hinüber.

Die andern hatten keinen Muth, ihm zu folgen. Wir könnten hineinfallen! riefen sie, und blieben auf der andern Seite.

Immer wird so feige seyn! versetzte Adolph, der Bach ist nicht sehr breit, habt nur Muth, so könnt ihr ihn gewiß mit Leichtigkeit überspringen.

Zwey von ihnen wollten es versuchen. Sie nahmen einen Anlauf; aber da sie nicht weit vom Ufer waren, hielten sie im Laufen inne, und meinten, es wäre doch ein gefährliches Ding.

Bald war der Bach so sehr angeschwollen, daß er mehr einem Strome als einem Bache glich. Nun war es unmöglich, hinüber zu kommen. Adolph, der durch seine Herzhaftigkeit die andere Seite erreicht hatte, konnte nach Hause eilen, und seine Kleider trocknen; die andern aber mußten vier Stunden lang am entgegengesetzten Ufer bleiben, bis der Bach wieder so klein wurde, als vorher.

In seinen ältern Jahren kam Adolph eines Tages vom Felde nach der Stadt zurück, wo er wohnte. Er erreichte einen langen Hohlweg. Hinter ihm kam eine Kutsche mit vier Schimmeln gefahren. Die zwey vordern Pferde wurden auf Einmal scheu. Der Kutscher war nicht im Stande, sie zu halten. Sie bäumten sich, und rannten wild davon.

Der Kutscher schrie um Hülfe. Die Familie, die im Wagen saß, war vor Angst außer sich; es drohte ihr ein schrecklicher Tod. Mehrere Menschen die ganz nahe waren, trauten sich nicht, den wilden Pferden in die Zügel zu fallen, und so ein Unglück zu verhüten, das jedem entsetzlich vorkam. Jeden Augenblick drohte die Kutsche umzustürzen. Dann werden diejenigen, die in derselben saßen, verwundet,

fortgeschleift, und ihres Lebens auf eine traurige Art beraubt.

Adolph Rasch hörte das Angstgeschrey, sah das bevorstehende Unglück. Ein edler Muth erfüllte sein Herz. Entschlossen sprang er an die Pferde. Sie bäumten sich. Er verlohr den Muth nicht, und verdoppelte seine Kräfte. Fest hielt er die Zügel; die schnaubenden Schimmel blieben stehen; die Kutsche kam ins Gleichgewicht, und die Familie, die darin saß, war gerettet. Sie sprang schnell aus dem Wagen, und dankte mit einer rührenden Herzlichkeit dem muthvollen Adolph.

Wohl dem Menschen, der einen so edlen Muth besitzt, der unerschrocken die Gefahren, denen nicht auszuweichen ist, zu besiegen weiß, und andern in ihren Verlegenheiten herzhaft zu Hülfe eilt! Durch Muth und Entschossenheit rettete Adolph Rasch nicht nur sich, sondern auch mehrere andere zu verschiedenen Malen aus großer Lebensgefahr. Alle, die ihn kannten, sagten: Adolph Rasch ist ein ganzer Mann! hätten doch alle Männer so viel Herz!

Glatz.

Weiblicher Muth.

Mehrmals wüthete während der letzten französischen Revolution der fürchterlichste aller Kriege, der Bürgerkrieg, im Innern Frankreichs, und ließ Ströme von Blut fließen; Bürger kämpften gegen Bürger, und machten ihr Vaterland zum Schauplatze

der empörendsten Grausamkeiten. Besonders war dieß in der Vendee, einer der vielen Provinzen Frankreichs, der Fall, wo eine Menge Unzufriedener die Waffen gegen die neugebildete Republik ergriff, und wider die Truppen derselben muthig kämpfte. Des Bürgerblutes floß in diesem Bürgerkriege, der unter dem Namen des Vendee-Krieges bekannt ist, nur allzuviel.

Zärtlich liebte eine Mutter ihren Sohn, der sich aus ihren Armen rang, um als Soldat dem Vaterlande zu dienen. Traurig war der Abschied; Segenswünsche, von Thränen begleitet, gab das mütterliche Herz dem muthvollen Sohne mit auf den Weg zur Armee; bey mehrern Gelegenheiten gab er Proben von kühnem Sinne und Gewandtheit. Er befand sich bald unter denjenigen, die nach der Vendee beordert wurden, um die dasigen Insurgenten zum Gehorsame gegen die Republik durch die Gewalt der Waffen zu zwingen. Es wurden mehrere blutige Scharmützel geliefert; er hatte das Unglück, in einem derselben gefährlich verwundet zu werden.

Kaum erfuhr die liebende Mutter das Schicksal ihres Sohnes, als sie mit hastiger Eile nach dem Lazarethe reiste, in welchem derselbe daniederlag. Der Augenblick des Wiedersehens ihres zwar sehr schwachen, aber doch noch lebenden Sohnes, war für sie ein Augenblick der seligsten Wonne. Sie wünschte, den Kranken mit sich nach Nantes*) zu nehmen, um ihn dort mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Sie fand keine Schwierigkeiten, und reiste mit ihrem Sohne aus dem Lazarethe fort.

*) Nantes, die Hauptstadt im Departement der untern Loire, groß und wohlgebaut, mit einem Hafen, ansehnlichen Manufacturen und großer Schiffahrt.

Die Gegend, durch welche die Reisenden kamen, war in hohem Grade unsicher. Ueberall streiften Insurgenten herum, die alles, was nicht zu ihrer Parthey gehörte, anhielten und niedersäbelten. Die zärtliche Mutter kannte diese Gefahren, sie wußte, daß sie, falls sie angefallen würde, nur auf die Treue eines Bedienten, auf den Widerstand ihres durch die Krankheit ganz geschwächten Sohnes aber durchaus nicht rechnen durfte; allein dieß hielt sie von der Fortsetzung ihrer Reise nicht ab; viel baute sie auf ihren eignen Muth.

Man erreichte die gefährlichsten Stellen des Wegs; es ließ sich kein Insurgent blicken. Nun sind wir geborgen, sprach sie, als dieselben zurückgelegt waren. Wir kommen bald an die Vorposten der National-Truppen; in ihrer Nähe haben wir nichts mehr zu besorgen.

Wie sehr täuschte sich die muthvolle Frau! Der Wald, in welchem man fuhr, war zu Ende. Beym Herausfahren aus demselben hörte sie plötzlich einige Flintenschüsse fallen. Um ihren Wagen pfiffen mehrere Kugeln. Sie ließ sich durch Schrecken nicht betäuben, sondern faßte sich auf eine weiblich männliche Weise. Das erste, was sie that, war, daß sie nach den Pistolen griff, um sich, falls es nöthig wäre, mit Muth zu wehren. In diesem Augenblicke sah sie sich von einigen Reitern umringt. Der Anblick derselben machte sie stutzen. „Ausgestiegen, Madame!“ rief einer von ihnen, in einem zwar befehlenden, aber nicht zu rauhen Tone.

Sie weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. „Es ist mir nicht möglich auszusteigen, sprach sie,

ein Sterbender liegt neben mir; er ist meiner Sorgfalt anvertraut, ich kann ihn in seiner Ruhe nicht stören."

Schon gut! riefen die Reiter, aber sagen mußt du uns, wer der Sterbende sey, der an deiner Seite liegt.

Es ist mein einziger Sohn! erwiederte die verlegene Mutter.

Zum Unglück hatte sie diese Worte mit sichtbarer Verwirrung ausgesprochen, die den Insurgenten nicht entgangen war.

Nur heraus aus dem Wagen! schrieen die Bewaffneten, wenn ihr nicht alle erschossen werden wollt!

Einen andern würde diese grausame Drohung in Schrecken gesetzt haben; auf das muthige Weib machte sie eine entgegengesetzte Wirkung. Sie faßte sich, und ihre vorige Unerschrockenheit kehrte wieder. Sich an ihren Sohn anschmiegend, bedeckte sie ihn mit ihrem Körper, und zählte ihre Feinde. „Es sind ihrer neun, sprach sie zu ihrem Bedienten, der neben ihr im Wagen saß, wir wollen uns wehren!"

Wirklich setzte sich die herzhafte Frau zur Gegenwehr, und es begann ein hitziges Gefecht. Zu ungleich waren die Kräfte. Zwar schoß das kühne Weib zwey Insurgenten vom Pferde; aber Postillon und Pferde stürzten, von Kugeln durchbohrt, zu Boden; auch der Bediente fiel, und ihr kranker Sohn erhielt eine gefährliche Kopfwunde.

Als die Mutter die Wunde des Sohnes erblickte, erhob sie ein Klaggeschrey, griff nach dem Säbel des Verwundeten, und stürzte wüthend aus dem Wagen.

Die Insurgenten umringten sie, wanden ihr den Säbel aus der Hand, und knebelten sie an einen

Raum. Die Grausamen begnügten sich damit noch nicht. Auch den Sohn rissen sie aus der Kutsche, schleiften ihn zur Mutter, und machten Anstalten, ihn zu erschießen. Wer beschreibt die Quaalen der trostlosen Mutter bey dem Anblick ihres geliebten, im Blute schwimmenden Sohnes! Ihre Marter zu erhöhen, zögerten die gefühllosen Feinde mit der Ermordung desselben. Voll Verzweiflung erwartete die unglückliche Mutter keine Rettung mehr; doch auf einmal wendete sich die Sache; ein Strahl von Hoffnung leuchtete ihr von neuem.

In der Nähe des Waldes befand sich ein Posten National-Soldaten. Sie hatten die Schüsse der Insurgenten gehört, und sogleich wurden funfzig Reiter beordert, Untersuchung im Walde anzustellen. Diese führten den erhaltenen Befehl mit solcher Schnelligkeit aus, daß sie bald den unglücklichen Platz erreichten, wo die hoffnungslose Mutter mit ihrem Sohne ihrem Tode entgegen sah. Die Insurgenten wurden überrumpelt und niedergehauen.

Diese unverhoffte Wendung ihres Schicksals wirkte so mächtig auf das Herz der Mutter, daß sie in Ohnmacht sank. Man band sie los, legte sie in den Wagen, spannte die Pferde zweyer National-Soldaten vor denselben, und brachte sie nach dem ersten National-Posten. Hier that man alles Mögliche, sie wieder ins Leben zu wecken. Dieß gelang. Sie schlug die Augen auf, und kam nach und nach zur Besinnung.

Vorsehend sah sie jetzt um sich; ihre Blicke suchten gierig den geliebten Sohn. Sie vermißte ihn. Ein neues Schrecken überfiel sie. Wo ist er? rief sie klagend, wo ist mein theurer einziger Sohn?

Niemand konnte ihr diese Frage beantworten. Sie zweifelte nun nicht daran, daß der unglückliche Sohn vergessen worden, und auf dem Kampfplatze im Walde zurückgeblieben sey. Herzlich flehte sie, man möchte sie dahin zurück bringen, und der Offizier erfüllte mit der größten Bereitwilligkeit sogleich ihre gerechte Bitte. Funfzig Reiter, dieselben, denen sie ihre Rettung zu verdanken hatte, bekamen Befehl, sie nach jenem Platze zu begleiten.

Einige von den Soldaten ritten voraus. Als sie nicht mehr weit von der Stelle des Kampfes waren, erblickten sie einen Menschen, dessen Kopf mit einem blutigen Tuche verbunden war. Es schien, als suche er ihnen zu entfliehen. Die vorausgeritten Soldaten sahen seine Bestürzung, das viele Blut, womit er bedeckt war, machte ihn noch verdächtiger, und sie hielten ihn für einen Insurgenten, der dem Schicksale der übrigen entronnen sey.

In der Voraussetzung sprengten die Reiter auf den Unglücklichen los, versetzten ihm schwere Hiebe, und warfen ihn in einen Graben.

Bald kam der Wagen der trostlosen Mutter nach. Sie fuhr dicht an der Stelle vorbey, wo der vermeinte Insurgent in seinem Blute lag. Als sie ihn erblickte, schrie sie laut auf, sprang aus der Kutsche, und stürzte ohnmächtig auf ihn nieder. Es war ihr Sohn, der noch lebte.

Mutter und Sohn waren durch die erlittenen Unglücksfälle so niedergedrückt, daß sie mehr todten Leichnamen als lebendigen Wesen glichen. Sie wurden auf den ersten Posten getragen. Der hart verwundete Sohn war dem Tode nahe. Zur Freude seiner Mutter überstand er die Gefahr, in der er schwebte. Sie kam mit

ihm in Nantes an. Eine langwierige, sorgfältige Cur konnte es nicht verhindern, daß er ein Krüppel wurde; aber der zärtlichen Mutter war es schon genug, daß der geliebte, einzige Sohn nur am Leben blieb.

Die Naschhaftigkeit.

Wilhelm Fels, der Sohn eines Maurers, war ein äußerst naschhafter Junge. Nie war er zufrieden mit den nahrhaften Speisen, die ihm seine Aeltern auftischten. Immer wollt' er naschen. Er hatte den kleinen Sohn eines Kaufmanns zum Gespielen, der ihm allerhand Näschereyen mittheilte, und ihn in dieser Untugend bestärkte, die er — ach sehr theuer bezahlen mußte. Das Naschen machte ihn bald auch zu einem kleinen Dieb. Er entwendete seinem Vater Geld, um Leckereyen zu kaufen, und ward dafür sehr scharf abgestraft; aber auch dieses besserte ihn nicht. Das Haus seines Vaters war sehr von Mäusen geplagt. Der alte Fels kaufte also Mausgift, das wie Zuckerzelten aussah. Dieß legte er in die Löcher, wo die Mäuse vorzüglich sich aufhielten. Er warnte den kleinen Wilhelm, ja nichts davon anzurühren, weil es äusserst schädlich sey. Aber Wilhelm achtete der väterlichen Warnung nicht. Die Lust zu naschen überwand den Befehl des Vaters. Wilhelm sammelte die Giftzelten zusammen und theilte sie mit seinem Naschkame-

raben. Sie verschlangen sie, und — starben an diesem Gifte unter fürchterlichen Schmerzen und Zuckungen.

Armbruster.

Traurige Folgen der Naschhaftigkeit.

Es war einmal ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter: er möchte ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen; und der Scharfrichter sagte, das könnte er thun. Da ging er hin zu seiner Mutter, und that, als wenn er ihr etwas ins Ohr sagen wollte, und da biß er ihr auf einmal so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreyen anfing. Da sagten alle Leute, die zugegen waren: das muß doch wohl ein rechter Bösewicht seyn, daß er so kurz vor seinem Tode noch seiner Mutter ins Ohr beissen kann. Aber der Dieb antwortete: ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wisset nur, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter strafte mich nicht darüber. Da ich in die Schule ging, stahl ich meinen Schulkameraden die Fibeln, und wenn ich nach Hause kam, freuete sie sich darüber, und verkaufte die Fibeln. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen kriegte, bis ich endlich ein grosser Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich Anfangs bestraft, so würde es nicht so weit mit

mir gekommen seyn. Deßwegen biß ich ihr ins Ohr, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache meines Todes sey.

Campe.

Peter Neidhart.

Peter Neidhart war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der alles, was er im Vermögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schickte ihn daher auf eben dieselbe Schule, auf welcher ich damals von meinen Aeltern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche besser gekleidet gingen, als er. Das verdroß den kleinen Thoren. Aber er ließ es dabey nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konnte, den andern ihre schönen Kleider zu beschmutzen und zu verderben. Das war nun schon sehr arg; und doch wäre es damals noch Zeit gewesen, diesen bösen Fehler abzulegen, wenn er nur dem Rathe der Lehrer hätte Gehör geben wollen. Weil er das aber nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm; und seine Mitschüler gaben ihm daher denjenigen Namen, der seine Gemüthsart ausdrückte, und den er nachher immer erhalten hat.

Nach und nach fing er an, seinen Schulfreunden auch alles Vergnügen zu mißgönnen, welches sie bey ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so

unleidlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich genöthigt sahen, ihn von unsern Vergnügungen auszuschließen. Das ärgerte ihn nun noch mehr; und der Verdruß über unser Vergnügen machte ihn unfähig, aufmerksam zu seyn, wenn etwas gelernt werden sollte. Daher konnte er denn auch niemals so gut antworten als wir andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlicher Weise bezeigten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursachen zur Verdrießlichkeit.

Kurz, das ging von Tage zu Tage, von Stufe zu Stufe, am Ende so weit, daß er nach weniger Zeit ganz unfähig wurde, etwas Nützliches zu lernen; weil seine Seele immer verdrießlich und mürrisch war. So verstrich nun seine beste Jugendzeit, ohne daß er die mindeste Geschicklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können. Dabey hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch etwas mit ihm zu thun haben wollte, weil man sich vor seiner Gesellschaft, wie vor der Gesellschaft eines Aussätzigen, scheuete. Da nun die Lehrer sahen, daß gar nichts bey ihm auszurichten sey: so hießen sie ihn endlich gehen.

Sein bekümmerter Vater suchte ihn auf einer andern Schule unterzubringen; aber da wollte man ihn auch nicht haben, weil man von seiner schlechten Gemüthsart schon gehört hatte. Er wollte ihn darauf ein Handwerk lernen lassen; aber der Meister, zu dem er ihn brachte, sagte: haben die gelehrten Herren nichts aus dem Burschen machen können, so werde ich noch weniger dazu im Stande seyn. — Das alles kränkte nun seinen guten Vater so sehr, daß er starb.

Und nun sah Neidhart sich in der allergrößten Verlegenheit. Ohne Vermögen, ohne Geschicklichkeit, ohne Freunde — was sollte er thun? Er sah sich genöthigt, sein Lebenlang als ein Taugenichts und Landstreicher sich in der Welt umher zu treiben, und oft bey denen um eine Mahlzeit, oder um ein altes Kleidungsstück zu betteln, deren Vergnügen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stören gesucht hatte.

Campe.

Die neidische Karoline.

Karoline, Karoline! sagte oftmals Frau John zu ihrer Tochter, wenn du deinen Neid nicht ablegst, so wirst du niemals deines Lebens froh werden. In der That war Karoline ein neidisches Kind. Sie stand so häßlich da, und ihr ganzes Gesicht sahe so verzerrt aus, wenn ein anderes Kind eine hübsche Puppe, oder ein besseres Röckchen hatte, daß man sie kaum ansehen mochte. Es ärgerte sie sogar, wenn von ihren Geschwistern irgend eines etwas besser hatte als sie — und wär's auch nur ein Band, oder ein Fächer gewesen.

Karoline wurde groß — sie wurde verheyrathet, und was ihr die Mutter in voraus gesagt hatte, das traf ein — sie war nie froh. Karoline war gesund und doch sahe sie so abgezehrt und gelb aus, als hätte sie eine lange Krankheit ausgestanden. Karoline hatte ihr gutes Auskommen, aber selten sahe man sie ver-

gnügt. „Aber, liebe Karoline, fragte sie ihre jüngere Schwester Louise, da sie einmal nach langer Zeit bey ihr zum Besuch war, was fehlt dir denn nur? ich sehe dich ja niemals recht heiter und vergnügt.“ — Ach, sagte sie, wie kann ich vergnügt und froh seyn! Alle Leute, die ich nur ansehe, haben es besser als ich. Da sind unsers Nachbars Töchter — du solltest einmahl sehen, was sich die herausputzen können; da ist ein neues Kleid nach dem andern, und immer eines schöner wie das andere; — da ist hier der Kaufmann Röber, der baut ein Haus nach dem andern, und hat Geld, er weiß nicht wohin damit, — alle Monathe gibt er einen Schmaus, wenn mein Mann kaum alle Jahre einen geben kann; und da ist hier unsre ehemalige Schulfreundin Erneſtine, die kann in Kutschen und Karessen fahren, und ich muß zu Fuße gehen! Ach, setzte sie hinzu, wenn ich nur aus diesem fatalen Orte einmal fortkommen sollte!

„O liebe Karoline, sagte ihre Schwester, ich bedaure dich von Herzen; aber mit deiner Gemüthsart kannst du freylich nie froh seyn, du magst hinkommen wo du willst, denn überall wirst du Menschen finden, die es besser haben als du.“

Zusatz. Wie viel glücklicher wäre das neidische Geschöpf gewesen, hätte sie das Glück anderer nicht nur ertragen, sondern sich auch darüber mitfreuen können.

Die Neugierige.

Minchen Heß, war fünf Jahre alt und die Tochter einer Wittwe, die mit ihr ein kleines Landhaus, nicht ferne von der Stadt, bewohnte. Ihre Mutter war eine Wohlthäterinn der Armen und der Kranken, deßwegen wurde sie auch von Jedermann sehr geliebt. — Einst, an einem Sommermorgen, war die Gute im Begriff, in die Stadt zu gehen, um einer sehr armen Anverwandtinn, die krank war, Erquickung und Trost zu bringen. Sie war zwar reich und angesehen, aber sie schämte sich ihrer Anverwandten gar nicht. Als sie nun gehen wollte, nahm sie Minchen bey der Hand: „Siehst du, liebe Kleine, dieses Kästchen; ich schenk es dir und hier ist der Schlüssel dazu! aber du sollst es durchaus nicht eröffnen, als in Gegenwart deines Lehrers. — Minchen dankte, klatschte in die Hände, und versprach mit lauter Stimme, das Kästchen nicht zu eröffnen.

Aber kaum war die gute Mutter hinweg, so besah die kleine Neugierige das Kästchen von allen Seiten. Sie konnte die Ankunft ihres Lehrers nicht erwarten, und schloß es auf. Husch, flog eine Taube heraus, die ein kleines Glasfläschchen mit ihren Flügeln zerschlug. — In diesem Fläschchen war süße Mandelmilch für Minchens Mittagsmahl, wozu man ihr die Taube gebraten hätte, wenn sie nicht ungehorsam und neugierig gewesen wäre. Nun erhielt sie statt dessen trockenes Brod und Brunnenwasser.

So straft Neugier beynahe immer sich selber.

Armbruster.

Die bestrafte Neugierde.

Man macht immer den kleinen Mädchen den Vorwurf, sie wären ein wenig neugierig. Ob ich nun schon einige gekannt habe, die diesen Vorwurf mit Grund verdienten, so kann ich doch nicht läugnen, daß ich auch mehrere kleine Knaben kennen lernte, die ihnen in diesem Stücke fast noch den Vorzug streitig machten.

So kannte ich unter andern einen gewissen Ferdinand, der seine Neugierde so weit trieb, daß er allen seinen kleinen Freunden und Freundinnen darüber zum Gespötte wurde, und der doch nicht eher von diesem Fehler geheilt werden konnte, als da er schon die traurigsten Folgen desselben erfahren hatte. Seine Augen und Ohren waren niemals da, wo sie seyn sollten. Sprachen seine Geschwister mit einander, und sprachen sie zumal heimlich, so mochten Vater und Mutter und Lehrer mit ihm reden, was sie wollten, er hörte nicht auf sie, seine Augen und Ohren waren bey seinen Geschwister. Konnte er nicht erhorchen, wovon sie sprachen; oder sagte man es ihm nicht, wenn er darum fragte: so entstand jedesmal Zank und Streit. Ging er vor einem verschlossenen Zimmer, oder vor der Küche vorüber, und er hörte darin reden: sogleich stand er still, horchte, und — konnte er nichts verstehen, so ging er hinein, und stellte sich, als ob er etwas suche, bloß um den Sprechenden näher zu seyn. Sogar auf der Straße, oder wo es sonst seyn mochte, war er unbescheiden genug, stehen zu bleiben und zu horchen, wenn ihm ganz unbekannte Personen mit einander sprachen. Kam er in ein Zim-

mer, und es ſtanden etwa verdeckte Sachen da, ſo wäre er nicht im Stande geweſen, eher ſich wieder zu entfernen, bis er wußte, was unter dem Tuche, oder unter dem Teller ſey, und hätte man ihm, wer weiß was, gebothen! Er war faſt außer ſich, wenn er in der Schule, oder bey Tiſche nicht aufſtehen durfte, ſobald nur irgend ein Geräuſch auf der Straße oder in einem Nebenzimmer entſtand. Nicht nur in ſeiner Eltern Hauſe, auch bey fremden Perſonen konnte er nichts liegen ſehen, ohne es in die Hände zu nehmen. Bekam jemand Briefe und ſie wurden in ſeiner Gegenwart erbrochen und geleſen, ſo hätte er vergehen mögen, wenn er von dem Inhalte nichts erfahren konnte. War er den Perſonen aber nahe genug, die ſie laſen, ſo drehete und wendete er ſich ſo lange, bis er wenigſtens die Hand des Briefſtellers oder ſeinen Namen erkannt hatte. Daß er ſich kein Bedenken daraus machte, Briefe zu leſen, wo er ſie fand, daß er ſich nicht ſcheute, nahe hinzu zu treten, wo jemand Briefe ſchrieb, oder wohl gar über die Schultern hinweg zu erlauſchen, was geſchrieben wurde, das darf ich kaum erinnern.

Wie gefällt Euch dieſer neugierige Knabe? Wenn Ihr gute Kinder ſeyd, ſo werdet Ihr ihn gewiß bedauern; denn Ihr werdet Euch leicht denken können, daß er ſich durch ſeine Fehler viele Unannehmlichkeiten werde zugezogen haben. Und das konnte denn freylich auch nicht anders ſeyn. Es verging faſt kein Tag, ja zu manchen Zeiten faſt keine Stunde, da er nicht die unangenehmſten Folgen erfahren hätte. Von ſeinen Eltern und Lehrern erhielt er oft die empfindlichſten Verweiſe, ſeinen jüngern Bekannten und Mitſchülern diente er zum Spott, ſeine Geſchwiſter liebten

ihn nicht, weil er unaufhörlich mit ihnen zankte, und bey erwachsenen Personen, die ihn kannten, hatte er sich gar verächtlich gemacht.

Kam er in die Schule, und der Lehrer war noch nicht zugegen, so standen gewiß einige seiner Mitschüler beysammen, sprachen heimlich mit einander, oder steckten sich mit geheimnißvollen Mienen etwas zu, oder besahen irgend etwas Unbedeutendes mit scheinbarer Verwunderung, bloß um Ferdinands Neugierde rege zu machen. Selten schlug es ihnen fehl. Und trat nun Ferdinand zu ihnen hin, oder fragte er, wovon sie sprächen? was sie vor hätten? wonach sie sähen? so liessen sie ihn entweder lange bitten und sagten ihm dann gewöhnlich etwas Unangenehmes, oder sie ließen sich wohl gar ihr Geheimniß, — das oft die unbedeutendste Sache war, von ihm abkaufen, oder sie lachten ihn geradezu aus! Oft, wenn sie merkten, daß er bald kommen werde, wickelten sie Unrath in Papiere, und legten sie vor die Thüre, durch die er hereinkommen mußte, oder sie warfen ihm scheinbar erbrochene Briefe in den Weg, in die sie entweder unartige Possen gemahlt, oder geschrieben hatten, die er auf sich anwenden konnte; denn sie wußten, daß er alles aufhebe und begucke oder lese, was er nur irgendwo fand. Nicht selten erzählten sie ihm die abgeschmacktesten Unwahrheiten, die sie selbst ersonnen hatten, und hatten ihre Freude daran, wenn sie erfuhren, daß er sie weiter erzählt habe.

Ihr könnt wohl glauben, daß ich dieß muthwillige Betragen seiner Mitschüler nicht billige; aber ich mußte es Euch erzählen, wenn ich Euch darauf aufmerksam machen wollte, wie lächerlich sich ein junger Mensch auch bey seinen guten, jungen Freunden machen kann, wenn er

so neugierig ist, wie Ferdinand, und wie schwer es hält, sich von diesem Fehler zu befreyen, da auch solche Mißhandlungen den armen Kleinen nicht besserten. Und wenn ich Euch nun noch sage, daß er schon oftmals von seinen erwachsenen Freunden, bald freundlicher, bald unfreundlicher beym Arm genommen und entfernt worden war, — wenn er sich ihnen bey solchen Gelegenheiten zu sehr aufgedrungen hatte, wo sie mit einander über Dinge sprachen, die sie eben nicht jedermann wissen lassen wollten; wenn ich Euch sage, daß er schon oft auf die demüthigendste Art beschämt worden war, wenn er in Briefe guckte, die etwa gelesen oder geschrieben wurden; wenn ich Euch sage, daß sogar die Mägde und Bedienten in seiner Eltern Hause und in allen den Familien, in welchen er bekannt war, ihr Gespötte mit ihm trieben, wenn er, wie das seine Art war, zu ihnen in die Küchen oder auf ihre Stuben kam, und Ihr nun höret, daß er sich durch das Alles nicht bessern ließ — werdet Ihr ihn denn nicht von ganzem Herzen bedauern? — Und wenn etwa gar eines von Euch diesen Fehler an sich bemerkte, werdet Ihr Euch dann nicht die möglichste Mühe geben, um ihn Euch abzugewöhnen? Oder könntet Ihr wünschen, Euch auch so lächerlich und verächtlich zu machen, als Ferdinand? Oder wolltet Ihr abwarten, bis Ihr so arg gezüchtigt würdet, wie er? — Höret nur, wie es dem armen Schelm noch ging.

Er war zwölf Jahre alt, und das, was er von Fremden und von Bekannten, von seinen jüngern und von seinen ältern Freunden Unangenehmes erfahren hatte, gar nicht gerechnet, zu zwey verschiedenen Malen schon für seine Neugierde sehr hart bestraft wor-

den. Einmal war er auf dem Wege nach der Schule, und siehe da, ein betrunkener Bettler, hinter welchem die Gassenbuben herliefen, zog seine Neugierde so stark an, daß er selbst dem Schwarme folgte. Die unartigen Possen, welche jene Buben trieben, schienen so ganz seinen Beyfall zu haben, daß er kein Auge von ihnen verwendete. Indem er so hinterher läuft, stößt er sich mit dem Kopfe an eine Stange, die, wie er wohl wissen konnte, zum Warnungszeichen an ein Haus angelehnt war, dessen Dach ausgebessert wurde. Er aber, der seine Augen jetzt nöthiger brauchte, hüpfte, ohnerachtet der empfangenen Warnung, ruhig und sorglos an dem Hause hin. Jetzt hörte er über sich schreyen — er sah auf — wollte auf die Seite springen — zu spät! — Ein Dachziegel flog ihm so unglücklich mit der Schärfe auf den Kopf, daß er durch den Hut in die obere Bedeckung der Hirnschale eindrang und den armen Ferdinand betäubt zu Boden streckte. Halb todt und mit Blut bedeckt brachte man ihn zu seinen Eltern. Der Schreck, den er ihnen verursacht hatte, die Todesgefahr, in der er gewesen war, die Schmerzen, die er empfand, die Vorwürfe, die er hören, und die er sich selbst machen mußte, wenn er überlegte, daß alles eine Folge seiner Neugierde war, hätten ihn, so wie seine übrigen Erfahrungen, ja wohl auf das Schädliche seines Fehlers aufmerksam machen können — aber nichts weniger als dieß. Kaum konnte er wieder ohne Schmerzen umhergehen, so war er wieder der alte! Denn noch durfte er sich nicht ganz der freyen Luft aussetzen, und besonders war ihm noch untersagt, sich stark zu bewegen, so brachte ihn seine Neugierde in eine fast noch größere Lebensgefahr.

Am Hause seiner Eltern war ein Garten. Er ging in den Nachmittagsstunden darin spazieren; da hörte er in einiger Entfernung eine schmetternde Musik. Es war eine Gesellschaft englischer Bereuter, die eben jetzt vor die Stadt ritt, um auf einem freyen Platze, vor derselben, dem versammelten Volke ihre Bereuterkünste zu zeigen. Das nicht zu sehen? Wer denkt sich Ferdinands Unwillen! Er fing laut an zu weinen, versuchte auf die Mauer des Gartens zu kommen; aber als er endlich auch oben stand, konnte er doch nicht über die vorliegenden Gärten hinwegsehen. Eine Magd sah ihn: Gehen Sie doch auf den Boden, rief sie ihm zu, wenn Sie die Bereuter sehen wollen! — Ferdinand ließ es sich nicht zweymal sagen — in zwey Minuten war er oben! Aber ach! da war keine Kammer offen, er versuchte an allen — riß an den Thüren, sieh! da sprang eine auf! Es war die Montirungskammer eines Hauptmanns von der Infanterie, der in seiner Eltern Haus einquartirt war. Ererschrak Anfangs, als er die Menge Gewehre und Pallasche und Patrontaschen erblickte — aber die Trompeten der Bereuter schmetterten jetzt stärker als zuvor; er räumte, was ihm im Wege lag, auf die Seite, erreichte das Fenster, und sah nun zwar das versammelte Volk, unterschied auch wohl die Bereuter, aber doch war der Platz zu fern, um etwas deutlich zu erkennen. Aergerlich zog er den Kopf zu dem kleinen Fenster wieder herein, trat, weil es, wie gewöhnlich die Dachfenster, etwas hoch angelegt war, auf einen in der Nähe stehenden Kasten, sprang herab — aber im Herabspringen bemerkte er, daß der Deckel des Kastens nur aufgelegt und nicht verschlossen sey. Einen Kasten zu verlassen, ohne gesehen zu haben, was darin wä-

re, wer möchte das von Ferdinanden glauben! Der Kasten wurde geöffnet. Was ist das? Kleine Päckchen! — Eins wurde herausgenommen; — es war schwer. Auf der andern Seite lagen andere, diese waren leichter. Was wohl darin seyn mag? Es waren, dem Ansehen nach, mehrere kleine Rollen in ein Päckchen zusammen gebunden, aber so fest, daß keines einzeln heraus zu ziehen war. — Wenn jetzt jemand käme, und sähe dich hier, dachte Ferdinand — was zu thun? Er nahm von jeder Art eins, ein leichtes und ein schwereres, legte den Deckel wieder auf den Kasten, verschloß die Kammerthür, und schlich sich mit seiner Beute in den Garten.

Bemerket Ihr wohl, lieben Kinder, zu welcher Art Handlung Ferdinand durch seine Art Neugierde verführt wird? — Im Garten suchte er den entlegensten Winkel, um ungestört seinen Raub untersuchen zu können. Und was fand er, als er mit vieler Mühe die Päckchen geöffnet hatte? Es waren Patronen, das heißt, abgemessene Ladungen Schießpulver für die Soldaten, die jede einzeln in Papier gepackt und zum Gebrauch aufbewahrt werden. Die schwerern waren sogenannte scharfe Patronen, in deren jeder eine bleyerne Kugel lag, die leichtern waren sogenannte Exercier-Patronen, in welchen er bloß Schießpulver fand. Die erstern erhalten die Soldaten, wenn es gegen den Feind geht, wenn sie Gefangene bewachen müssen, oder bey ähnlichen Gelegenheiten; die letztern gebrauchen sie, wenn sie im Frühjahre, oder als Rekruten, oder in Lustlagern sich üben. — Was sollte aber Ferdinand mit dem Schießpulver und den Kugeln anfangen? Freylich hätte er noch am wenigsten gefehlt, wenn er alles wieder dahin gelegt hätte, wo

er es weggenommen hatte; aber er machte sich selbst so vielerley Einwendungen, — denn er hatte sogleich Lust, es zu behalten, daß er endlich alles zusammen packte und es unter Gras und Blätter im Garten verbarg.

Einige Tage darauf besuchte ihn Moritz, ein Knabe seines Alters. Nichts hätte für Ferdinand erwünschteres kommen können, denn Moritz war es, auf den er besonders gerechnet hatte, wenn er jemals Gebrauch von seinem Raube machen sollte. Kaum sah er sich daher mit ihm allein, so entdeckte er ihm alles; — denn er kannte ihn als einen der verschwiegensten und klügsten seiner Schulkameraden. Moritz überlegte sich die Sache. Ja, sagte er endlich, aber hier im Garten können wir nichts damit anfangen; aber sobald du wieder ausgehen darfst, so komme du zu mir, ich will unterdeß für alles sorgen, was wir etwa sonst dabey brauchen könnten, und dann wollen wir uns einmal einen Spaß machen.

Es vergingen ungefähr acht Tage, da wurde Ferdinanden erlaubt, wieder außer dem Hause spazieren zu gehen, und sein erster Gang war natürlich zu Moritz. Dieser hatte Schwamm, Stahl und Stein herbeygeschafft, und zugleich eine hölzerne Büchse, in die sie das Pulver schütten wollten. Es geschah, denn Ferdinand hatte es schon zu sich gesteckt, und nun gingen sie mit einander in ein nahe bey der Stadt gelegenes Wäldchen. Hier wurde zunächst Feuer angeschlagen, und als der Schwamm zündete, brannten sie kleine Häufchen Schießpulver, erst mit vieler Vorsicht, allmählich aber immer unvorsichtiger an. Moritz hatte sich schon beym dritten Häufchen die Augenbraunen versengt, aber sie ließen sich nicht warnen.

Jetzt nahm Ferdinand die Büchse mit dem Pulver in die rechte Hand, in der linken hielt er ein Stückchen brennenden Schwamm, wollte, auf Moritzens Rath, eine Schlange mit Schießpulver ziehen — (eine etwas längere krummlaufende Linie, die, wenn sie an einem Ende angezündet wird, gleichsam wie eine Schlange sich bis zum andern Ende abbrennt) — und indem er Pulver schüttet, und mit der linken nachhelfen will, damit es nicht zu stark laufen soll, fällt ein Körnchen Pulver auf den brennenden Schwamm, es zündet, ergreift das Pulver in der Büchse und mit einem starken Knall zerschmettert sie in viele Stücken. — Ach! wimmerte Ferdinand, und stürzte (er hatte sich auf die Knie niedergelassen) mit dem Gesichte in den Sand — und Moritz — mit versengtem Gesicht springt vor Angst fort. Glücklicher Weise läuft er nur einige Schritte. Welch ein Schreck, als er sich jetzt nach Ferdinand umblickt und ihn im Feuer sich wälzen sieht. Das Pulver hatte seine Wäsche gezündet — der Schmerz mochte ihn aus einem Anfall von Ohnmacht erweckt haben. Moritz sprang hinzu, drückte mit seinen Armen das Feuer aus, warf Sand über ihn her. Ach! meine Hände! schrie jetzt Ferdinand, mein Hals! und zeigte beydes dem ganz betäubten Moritz. Gott! was fangen wir an! jammerte dieser. Ferdinand war fürchterlich beschädigt. Der Daumen seiner rechten Hand war durch die Gewalt des Pulvers fast ganz von dem Muskel losgerissen, der ihn bewegt; von allen Fingern derselben Hand war die innere Bedeckung ebenfalls zerrissen; die linke Hand war verbrannt. Der Hals sah nicht besser aus; Brandblasen, schwarze Flecke, und eine Wunde dicht an der Gurgel, die, wie sich in der Folge zeigte, durch ein von der Büchse los-

losgesprengtes Stück Holz verursacht worden war, das jetzt noch in derselben fest saß — welch ein Anblick für Moritz, und welche Verlegenheit für beyde! Ich halte es nicht aus! heulte Ferdinand vor Schmerz. Ach! wenn ich nur das Schießpulver nicht angerührt hätte! Das hilft dir jetzt alles nichts, lieber Ferdinand, bat Moritz, sage nur, was wir machen können. Soll ich dich zu deinen Eltern führen, oder willst du zu mir kommen? — Moritzens Wohnung war näher, dahin gingen sie, nachdem sie zuvor darin überein gekommen waren, daß sie zwar gestehen müßten, sie hätten mit Schießpulver gespielt, aber vorgeben wollten, Ferdinand habe es in seinem Garten von ungefähr gefunden.

Ich will mich nicht dabey aufhalten, Euch zu sagen, wie diese beyden Knaben von ihren Eltern empfangen wurden, welche Unruhe, besonders in Ferdinands Familie entstand, als ihn Moritzens Vater gegen Abend, nachdem er schon verbunden war, nach Hause brachte! Ihr könnet es Euch zum Theil selbst denken, und ich muß eilen, um diese Geschichte nicht zu sehr in die Länge zu ziehen. Nur so viel wisset, daß Ferdinand nach diesem traurigen Vorfall, der ihm fast das Leben kostete, und der doch im Grunde durch seine Neugierde veranlaßt worden war, etwas aufmerksamer auf sich wurde. Aber ein solcher Fehler legt sich nicht so leicht ab, fast täglich bedurfte er noch der Erinnerungen seiner Eltern und Geschwister, und nur der höchste Grad von Beschimpfung heilte ihn ganz.

Hast du wieder gehorcht? rief ihm eines Tages seine Mutter entgegen, als er eben zur Thüre herein trat.

Gewiß nicht, Mutterchen, erwiederte er, aber —

Mutter. Ferdinand! Ferdinand! Wem galt denn das: Schämen Sie sich doch! draußen in der Küche?

Ferdinand. Ja, die Sophie redete wieder mit —

Mutter. Ich will von dir nichts Neues hören, am allerwenigsten Entschuldigungen für deine unglückliche Neugierde! Guter Gott! wenn wird man dich nicht mehr erinnern dürfen! Ferdinand schwieg und küßte seiner Mutter beschämt die Hand, denn sie hatte sehr richtig gehört. Sophie, die Köchin, war mit dem Bedienten des Hauptmanns, der im Hause wohnte, bekannt worden. Das Einverständniß dieser beyden Leute mißfiel Ferdinands Mutter, und sie hatte ihrer Köchin schon einmal untersagt, diesen Umgang zu genau werden zu lassen. Wie es aber geht, sie sahen und sprachen einander dennoch oft, mochten auch wohl schon außer dem Hause zusammen gekommen seyn. Das wußte Ferdinand, und da er gerade bey der Küche vorbey ging, als die Köchin zum Fenster hinaus mit dem Bedienten redete, war er stehen geblieben, um zu hören, was sie einander sagten. „Riemer's Gartenthüre" — waren die letzten Worte des Bedienten, und — „aber nicht vor neun Uhr!" hörte er die Köchin darauf sagen, die nun das Fenster zumachte und Ferdinanden von der Küchenthüre weggehen sahe. Da sie leicht vermuthen konnte, daß er sie behorcht habe, so rief sie ihm, als er eben die Thür öffnete, um in seiner Mutter Wohnstube zu gehen, nach: Schämen Sie sich doch!

Unerachtet des Verweises seiner Mutter quälte ihn die Neugierde doch den ganzen Nachmittag über

das, was er nur so abgebrochen gehört hatte. Gern hätte er sich jemanden entdeckt, aber er fürchtete neue Verweise. Riemer's Garten lag nur einen Büchsenschuß von dem Garten seiner Eltern entfernt. Ob du wohl um neun Uhr nachsähest, was es da gäbe? fragte er sich. Er wußte, daß seine Eltern diesen Abend bey einem Freunde zubringen würden. Der Abend kam. Es war neun Uhr — er saß vor der Hausthür, um, wie er vorgab, seine Eltern zu erwarten. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog ihn seine Neugierde in den Garten. Anfangs wollte er nur über die Mauer hinwegsehen, aber da er, wegen der Dämmerung, nichts unterscheiden konnte, so öffnete er die Gartenthür, schlich hinaus, und an der Mauer hin. Schon erkannte er die bezeichnete Thür, aber kein Mensch war da zu sehen noch zu hören. Er wollte zurück gehen und indem er sich umwendet — erblickt er, gerade Riemer's Garten über, in dem Garten des Scharfrichters, der nur mit einem niedrigen Zaun eingehegt war, eine Menschengestalt. Sie schien im Dämmerungslicht ein weißes Kleid zu tragen. Wie? denkt er, wenn das Sophie wäre? Vielleicht haben sie sich nur an Riemer's Garten bestellt, und sind nun, um desto sicherer zu seyn, in diesen Garten gestiegen? Er horcht — die Gestalt scheint sich zu verbergen — er hört sie flüstern. Er schleicht gebückt am Zaune bis der Gestalt gegen über. — Ja, ja, sie spricht mit jemand! sagt er sich. Er sucht eine niedere Stelle, steigt über, zieht sich immer näher, von Baum zu Baum — kaum noch zwanzig Schritte ist er entfernt. Plötzlich erhebt sich die Gestalt, springt auf ihn zu: Hab ich dich Bürschchen? —

Ferdinand erschrocken, will davon laufen, — aber noch ehe er den Zaun erreicht, fühlt er sich schon festgehalten und mit einer Karbatsche so umbarmherzig zerschlagen, daß er vor Angst — Diebe, Mörder, Feuer! schreyt. — Ja Diebe! Diebe! erwiedert ihn unterwiederhohlten Hieben der Obstwächter, denn der war es. Ferdinanden gelingt es endlich, sich loszuwinden — aber sein jämmerliches Geschrey hat schon die Nachbarschaft auf die Beine gebracht; kaum ist er über den Zaun, so sieht er sich von mehr als zehn Personen umringt — die alle sich verwundernd zurufen: Mein Gott! Musje Ferdinand? ist das nicht Ferdinand? — Man fragte ihn, — aber überlegt selbst, was sollte er antworten? — Noch immer schimpft der Obstwächter über den Zaun! Sechsmal bist du mir entwischt, aber ich denke, nun soll dir das Wiederkommen vergehen! du — Der Obstwächter irrte sich freylich, aber wahr war es, daß schon mehrere Abende vorher sich Knaben in den Garten geschlichen, Obst gepflückt und sich immer glücklich wieder aus den Händen des Wächters gerettet hatten. Aber wie konnte der Wächter Ferdinanden unschuldig halten?

Am folgenden Tage war die ganze Stadt voll: Ferdinand sey über dem Obststehlen von des Scharfrichters Knecht ertappt und jämmerlich zerschlagen worden! Denkt Euch den Kummer seiner Eltern, denkt Euch Ferdinanden selbst, da ihr wohl wisset, welch' ein Vorurtheil man gegen die Knechte eines Scharfrichters hat! Zwar war es kein eigentlicher Knecht desselben gewesen, sondern ein für Lohn gedungner armer Mann; aber — glaubt man nicht immer lieber das Schlimmste? Ferdinand wagte es nicht, sich vor einem fremden Menschen sehen zu lassen, und seine Eltern

mußten ihn aus der Stadt entfernen, um ihn dem Spott und Hohn seiner Bekannten zu entziehen. Der Scharfrichter mußte gebethen, — der Obstwächter bezahlt werden, — damit sie nur die Wahrheit überall bekannt machen möchten. Es brauchte lange Zeit, ehe man die Wahrheit glaubte, und doch — war Ferdinand nicht immer genug beschimpft, auch da man nun die Wahrheit hörte? — Aus Neugierde, einer Magd nachzuschleichen, sagte man sich, wie häßlich! Freylich wird nicht jeder Neugierige so bestraft, aber ist darum die Neugierde, mag sie bey Mädchen oder bey Knaben wahrgenommen werden, nicht immer ein sehr lächerlicher, schimpflicher und nur allzu oft sehr beschimpfender Fehler? denn gewöhnlich verleitet er den, dem er eigen ist, zu niedrigen Handlungen, und, wenn er dabey ertappt wird, was hat er zu erwarten, als Schimpf und Verachtung!

Eft.

Ordnung.

In der Schule zu Grünthal befanden sich unter den Schülern und Schülerinnen auch einige Knaben und Mädchen, die keine Eltern mehr hatten. — Eines Tages besuchte ein reicher Kaufmann, Nahmens Herrmann, diese Schule. Er zog den Lehrer bey Seite, und sprach mit ihm leise über die Beschaffenheit der Kinder, die derselbe unterrichtete.

Vor allen Dingen, sagte der Kaufmann, möchte ich die Schreibebücher derjenigen sehen, die keine Eltern mehr haben.

Als dieß die Knaben und Mädchen hörten, öffneten sie die Schubladen, die an dem Tische angebracht waren, an welchem sie saßen. Einige thaten dieß langsam, und man sah es ihnen an, daß sie sich nur ungern dazu bequemten. Herr Herrmann bemerkte dieses, und dachte sich das Seinige dabey.

Andere von den Schülern und Schülerinnen zogen die Schubladen, in welchen die Schreibebücher lagen, schnell heraus, und machten ein freundliches Gesicht. Herr Herrmann bemerkte es, und dachte auch hier das Seinige dabey.

Er fing nun an, die Bücher durchzusehen. Einige reichten sie ihm schüchtern hin, und schlugen ihre Augen nieder, als er darin herumblätterte. Die Ursache davon war: die Bücher dieser Schulkinder sahen nicht so aus, als sie hätten aussehen sollen. Es gab darin mancherley zu sehen, was dem Auge nicht wohl that; hier ein Gekritzel, dort ein Paar Kleckse, auf dieser Seite einen hingemahlten Mann, mit einer Riesennase, und einem verzerrten Munde, auf der andern Seite einen Riß ins Papier u. dgl. m. kurz, die Bücher sahen unordentlich und unreinlich aus, so wie die Besitzer derselben.

Mit diesen schmutzigen Kindern mag ich nichts zu thun haben! dachte Herr Herrmann, legte die Bücher gleich wieder hin, und ging weiter.

Er kam zu den ordentlichen und reinlichen Schulkindern. Freundlich reichten sie ihm ihre Schreibebücher; bescheiden lächelten sie ihn an. Herr Herrmann sah die Bücher durch. Sie waren durchgängig reinlich; kein

häßliches Gekritzel, kein hingemahlter Mann, kein Klecks, kein Riß — nichts dergleichen war darin zu sehen.

Herrn Herrmanns Gesicht erheiterte sich. Er fragte bey jedem Buche nach dem Namen des Besitzers, und sah ihn freundlich an. Besonders gefiel ihm das Buch des kleinen Gottlieb Wagner und der fleissigen Maria Heyning. Beyde waren sehr arm, und ihre Kleider von grobem Zeuge; dessen ungeachtet war es eine Lust, sie anzusehen; denn ihr Anzug zeichnete sich durch die größte Reinlichkeit aus.

Herrn Herrmann gefielen diese zwey Kinder sehr. Er zog den Lehrer bey Seite, und sagte zu ihm: Ich halte viel auf Ordnung und Reinlichkeit; sie empfehlen jeden Menschen; deßhalb gefällt mir der muntre Gottlieb Wagner und die Maria Heyning gar sehr. Wie steht es denn sonst um ihre Sitten? Sind sie fleißig, verträglich, folgsam, wahrheitliebend und dankbar?

Der Lehrer gab beyden das beste Zeugniß. Herr Herrmann drückte dem Lehrer die Hand, und ging davon.

Noch an diesem Tage ließ Herrmann den reinlichen Gottlieb Wagner und Maria Heyning zu sich kommen, und benahm sich sehr freundlich gegen sie. Lieben Kinder, sagte er endlich, ihr habt keine Eltern mehr — ich habe euch lieb gewonnen, und möchte so gern Vaterstelle an euch vertreten; denn ich selbst habe keine Kinder; die, welche mir der Himmel schenkte, sind gestorben. Habt ihr wohl Lust, bey mir zu bleiben, und mich als euern Vater anzusehen?

Die Kinder wußten nicht, was sie sagen sollten. Gerührt standen sie da. Endlich ergriff Gottlieb die

Hand des rechtschaffenen Kaufmanns, küßte sie, und sagte schluchzend: O wüßte das mein guter Vater, meine liebe Mutter!

Herrmann schüttelte ihm die Hand, und sprach: Sie sehen es vielleicht, mein lieber Sohn, und freuen sich, daß ihr Gottlieb bis jetzt so gut gewesen ist!

Auch Maria benetzte die Hand des edlen Kaufmanns mit Thränen, und nannte ihn noch in dieser Stunde Vater.

Herrmann sprach den Tag darauf mit dem Vormund der Kinder, der sich über dessen Entschluß, Vaterstelle an ihnen zu vertreten, sehr freute.

Nach einigen Tagen wohnten Gottlieb und Maria in dem Hause des Kaufmanns. Er ließ sie gut unterrichten, und erzog sie zu rechtschaffenen, frommen Menschen. Da sie sich durch Ordnung, Reinlichkeit und gute Sitten sein ganzes Vertrauen erwarben, so sah er sie bald als seine eignen Kinder an, und als er starb, vermachte er ihnen in seinem Testamente all' sein Vermögen.

Glatz.

Die Geschwätzigkeit.

Es ist eine große Kunst, zu rechter Zeit zu reden, und zu rechter Zeit zu schweigen. Durch Geschwätzigkeit zieht man sich vielen Verdruß zu, den man durch ein vernünftiges Stillschweigen sich erspart hätte. Lottchen lernte dieses durch ihren eigenen Schaden einsehen — und sie wird sich von nun an gewiß hüten,

zu viel zu reden. Eines Abends ging sie in den Garten des Landhauses spazieren, das ihr Vater in einer reitzenden Gegend Schwabens erbaut hatte. Sie entfernte sich an das äußerste Ende des Gartens, ohne von ihrer Aufseherin begleitet zu seyn. Dort sah sie zwey gut gekleidete Reisende stehen. Einer redete sie mit einer freundlichen Miene an: Ach! was ist dieses doch für ein herrliches Kind, wollten Sie uns nicht sagen, schönes Fräulein, wem dieses Schloß gehört? Wissen Sie es nicht? antwortete Lottchen, es gehört meinem Papa, dem Freyherrn von Bach. Er hat wohl noch andere Schlösser, so schön, wie dieses hier. Vielleicht wissen Sie's schon, er hat erst kürzlich eine reiche, reiche Tante geerbt. Morgen kömmt er von Augsburg zurück. Mama geht ihm wirklich entgegen. Sehen Sie, eben fährt sie fort; denken Sie gestern hat Papa eine Kiste mit Gold, Diamanten, Perlen und schönen, schönen Stoffen geschickt, wohl funfzig tausend Gulden am Werth. Sehen Sie dieses Halsband — Es war auch dabey. Dort in jenem Zimmer linker Hand steht Alles!

Indessen rufte Lottchens Aufseherin — denn die kleine Schwätzerin hatte sich heimlich von ihr entfernt. Sie flog zurück und ein lautes Gelächter tönte hinter ihr.

Ich wette, ihr muthmaßet schon, wer die zwey hübschen Reisende waren. Es waren zwey Räuber, die sich Lottchens Geschwätzigkeit trefflich zu Nutzen machten. Denn — noch in der nemlichen Nacht erbrachen sie die Thüren des Zimmers, das ihnen Lottchen bezeichnet hatte, und schleppten den ganzen geerbten Reichthum mit sich hinweg.

Armbrustey.

Pauline,

oder

traurige Folgen der Geschwätzigkeit.

Sey immerhin beredt, nur keine Schwätzerin,
Geschwätzigkeit reißt leicht zu bösen Fehlern hin.

Pauline, die Tochter eines reichen Edelmanns, galt in der Stadt, wo sie lebte, in ihren jüngern Jahren allgemein für ein beredtes Mädchen. Man hörte ihr gerne zu, denn sie sprach schön und verständig. Dieß merkte Fräulein Pauline, und that sich nicht wenig zu Gute darauf. Auch fing sie von dieser Zeit an zu glauben, daß, wenn sie in Gesellschaft wäre, sie immer recht viel sprechen müßte, weil eben darin, wie sie meinte, die ganze Beredsamkeit läge.

Nun ward aus der liebenswürdigen Pauline ein lästiges, unausstehliches Mädchen. Fast nie stand ihr Mund stille, und weil sie viel zu viel sprach, so konnte es nicht anders kommen, als daß sie oft Dinge vorbrachte, über die jeder verständige Zuhörer lächeln oder die Achseln zucken mußte. Ihre Urtheile waren häufig sehr übereilt, und zuweilen widersprach sich das redselige Kind in einer Stunde wohl zehnmal.

Wurde von Sachen gesprochen, die Pauline nicht verstand, so mischte sie sich dennoch ins Gespräch und plauderte darüber, was ihr gerade einfiel. Oft kamen die abgeschmacktesten, albernsten Einfälle zum Vorschein.

Einmal kam in einer Gesellschaft die Rede auf Schweden und auf das nördliche Rußland. Pauline wollte mitsprechen, hatte aber zum Unglück noch wenige Kenntnisse aus der Erdbeschreibung. Ach, sagte sie, in diese Länder möcht' ich wohl auch einmal reisen, nur fürcht' ich die entsetzliche Hitze, die dort seyn soll. Aber die edlen Baumfrüchte müssen dafür in diesen Ländern desto delikater seyn; ich würde mich besonders an die Datteln halten; ob es wohl dort auch Ananasse gibt?

Mehrere von der Gesellschaft konnten sich des Lachens nicht enthalten. Fräulein, Fräulein, Fräulein! sagte einer, wenn Sie einmal nach Schweden oder nach dem nördlichen Rußland reisen, so versorgen Sie sich vors erste mit einem recht warmen Pelzanzuge; können Sie in Ihrem Reisewagen ein Oefchen anbringen, desto besser!

Pauline merkte gleich, was diese Rede und das Lächeln der meisten Anwesenden bedeuten sollte. Sie wollte ihren Fehler wieder gut machen, und sagte, ohne sich lange zu bedenken: Ich habe mich geirrt, ich habe Schweden und Rußland mit Lappland und Sibirien verwechselt. Nun fällt mirs erst ein, daß die zwey ersten Länder kalte Länder sind; ja, ja; aber Lappland und Sibirien — ja die meinte ich — — dort ists heiß — dort wachsen Fei —

Hier brach die Gesellschaft in ein helles Lachen aus, wodurch Pauline in eine so große und unangenehme Verlegenheit versetzt wurde, daß sie im Gesichte über und über roth wurde, und bald die Augen voll Thränen hatte.

Dergleichen Beschämungen erfuhr Pauline oft; aber ihre Unart, sich in alle Gespräche zu mischen, ließ

sie dennoch nicht. Bald hieß sie in der Stadt nicht mehr das beredte Mädchen, sondern — die Schwätzerinn.

Pauline liebte die Gesellschaft. Sie besuchte oft ihre Freundinnen, oder lud dieselben zu sich. Nie war sie froher, als wann sie mit ihnen zusammen kam. Dann stand ihr Mund fast keinen Augenblick still. Was wußte sie nicht alles zu erzählen! Da hatte sie bald dieß, bald jenes gehört, was sie ihren Freundinnen wieder erzählen mußte, da beschrieb sie die Kleider, die sie vor kurzem bekommen hatte, und die, die sie bald bekommen würde, tadelte oder lobte den Anzug anderer Mädchen, rühmte den Lieutenant Sollee, der sie ein schönes Kind genannt hatte, lachte den Kammerrath Rolling aus, weil er die Sünde begangen, und sie einmal voreilig geheißen hatte, schalt ihren Lehrer einen unartigen Mann, weil er ihr zuweilen einen Verweis gab, lobte hingegen den Kammer-Musikus Schall, weil er sie einen schönen Engel zu nennen pflegte. Sie konnte einen halben Tag in der Gesellschaft ihrer Freundinnen seyn, ohne daß es ihr an Stoff zu reden fehlte.

Diese Geschwätzigkeit Paulinens artete immer mehr aus. Sie konnte endlich nichts mehr auf dem Herzen behalten. Da sie immer sprechen wollte; so plauderte sie auch dasjenige aus, was man ihr als Geheimniß anvertraut hatte. Dadurch verdarb sie nicht nur manchen Spaß, sondern richtetete auch viel Unheil an.

Einmal hatte Emilie, ihre beste Freundinn, ihr im Vertrauen gesagt, daß den ersten Junius der Geburtstag ihres Bruders, Karl, sey, daß sie für ihn heimlich eine Weste gestickt, und eine Zeichnung verfer-

tigt habe; ferner, daß sie ihn des Morgens in eine Gartenlaube führen, und ihn dort durch Musik und kleine Geschenke überraschen wollte. Aber schweige ja still davon, sagte die gute Emilie, er weiß noch kein Wort davon, und vermuthet nichts weniger als so etwas. O wie freue ich mich auf die Verlegenheit, in die er auf einige Augenblicke durch diese Ueberraschung gerathen, auf das freundliche Gesicht, das er dazu machen wird! —

Man konnte es der zärtlichen Schwester deutlich ansehen, wie innig sie sich darauf freute. Pauline versprach ihr, verschwiegen zu seyn, und kein Wörtchen davon auszuplaudern. Doch was geschah?

Den letzten May besuchte Karl die Brüder der geschwätzigen Pauline. Sie mischte sich unter sie, und bemühte sich, sie durch allerhand Stadtanekdoten und Tagesneuigkeiten zu unterhalten. Endlich fiel es ihr auch ein, daß am folgenden Tage Karl sein Geburtsfest feyern werde. Was sie von seiner Schwester erfahren hatte, brannte ihr auf dem Herzen; sie wollte damit herausplatzen, hielt aber einige Augenblicke inne, und erinnerte sich an ihr Versprechen. Doch bald fing sie an, auf den folgenden Tag anzuspielen. Ja, sagte sie, Karl wird morgen der König des Festes seyn. — Er wird glänzen, wie ein Karfunkelstein — besonders wird vielleicht eine schön gestickte Weste — Doch, das soll sich morgen schon ausweisen! Wär' ich seine Schwester — ich würde ihm eine herrliche Zeichnung — Ja, lächle nur Karl, wer weiß, was dir bevorsteht! Emilie hat ein erfinderisches Köpfchen und ein zärtliches Schwesterherz. Vielleicht ergreift sie dich des Morgens beym Arme, und führt dich in eine Gartenlaube. Vielleicht, sage ich — wär' ich an ihrer Stel-

le, ich thäts, und da müßte mir Karl mit Musik empfangen, und durch artige Geschenke überrascht werden. Das müßte eine Freude geben! Aber erfahren sollte er mir im voraus nichts, durchaus nichts. Sie machte dazu ein Gesicht, aus welchem Karl vieles errathen konnte, endigte dann ihre Rede mit den Worten: Was ich weiß, das weiß ich! und sprang vergnügt zum Zimmer hinaus.

Nun konnte Karl alles errathen, was ihm von Seiten seiner Schwester am folgenden Tage bevorstand. Die gute Emilie! wie unangenehm war es ihr, als Karl am folgenden Tage, als sie ihn überraschen wollte, verrieth, daß er bereits alles wisse. Selbst Karln war dieß verdrießlich. Seine Freude über die Veranstaltungen der Schwester wäre zehnmal größer gewesen, wenn er durch die plauderhafte Pauline nicht schon im voraus damit wäre bekannt gemacht worden. Sie fragte ihn, wie er denn alles erfahren habe, und da sie erfuhr, Pauline habe es verrathen, wurde sie auf ihre Freundinn unwillig.

Du bist mir eine schöne Freundinn! sagte Emilie zu ihr, ich vertraue dir etwas als ein Geheimniß an, bitte dich um Verschwiegenheit, erhalte auch das Versprechen von dir, daß du es bey dir behalten wolltest, und doch plauderst du es aus. Du hast mich und Karln durch deine Schwatzhaftigkeit um eine große Freude gebracht.

Pauline nahm diesen Verweis sehr übel auf. Sie behauptete, ihr Versprechen nicht gebrochen zu haben. Was hab' ich denn nur gethan? rief sie. Ich habe ihm nichts Bestimmtes gesagt; ich habe ja bloß auf die Sache dunkel angespielt, was kann ich dafür, daß

er meinen Scherz für Ernst nahm, und hinter die Wahrheit kam? Ich bin ganz unschuldig! —

Aber Emilie blieb bey dem, was sie gesagt hatte, und wiederhohlte es noch einmal: daß Pauline ihr den schönen Spaß verdorben, und ihr unangenehme Empfindungen gemacht habe. Es ist nicht nöthig, sagte sie, daß man alles gerade herausſagt, man kann ein Geheimniß schon durch einzelne Worte, Winke und Geberden verrathen. Der gute verschwiegene Mensch hütet sich auch vor dem letzten.

Seit dieser Zeit waren Emilie und Pauline nicht mehr so vertraut als sonst. Jene entzog dem schwatzhaften Mädchen einen Theil ihres Zutrauens, und wenn sie etwas geheim halten wollte, so nahm sie sich wohl in Acht, es Paulinen anzuvertrauen.

Dieses Mißtrauen, ob es gleich gerecht war, nahm Pauline doch sehr übel auf, und machte der Freundinn Vorwürfe darüber. Doch diese blieb bey ihrer Zurückhaltung gegen Pauline, wofür sie von ihr auf eine sehr unbillige Weise beurtheilt wurde.

Emilie erfuhr es, daß Pauline Böses von ihr rede, und entzog ihr nun ihre Freundschaft ganz. Das war für Paulinen ein großer Verlust, denn sie verlohr in Emilien, die man allgemein schätzte und liebte, ihre aufrichtigste, beste Freundinn.

Eines Morgens kam Herr Will zu Paulinens Vater, dem Herrn von Marienbach, der sehr freundschaftlich für ihn gesinnt war. Pauline befand sich in einer nahen Kammer, und konnte alles hören, was in der daran grenzenden Stube gesprochen wurde.

Ich bin ein unglücklicher Mann! sagte Herr Will, indem er den Herrn von Marienbach treuherzig bey der Hand faßte.

Das wäre! versetzte dieser. Sie ein unglücklicher Mann? Nun, da könnte ich mich für den unglücklichsten halten. Was fehlt Ihnen, Freund? Sie haben alles vollauf, Geld und Credit genug, und, was noch mehr heißt, eine verständige Frau und gute Kinder.

Herr Will zog jetzt einen Brief aus der Tasche. Der macht mein Unglück! sagte er, indem er mit der einen Hand darauf klopfte.

Herr von Marienbach sah seinen Freund, der ein Kaufmann war, mit nachforschenden Blicken an, gleich als sey er zweifelhaft, ob er dem Herrn Will glauben sollte oder nicht. Und was gibt es denn in aller Welt? fragte er in einem treuherzigen Tone, der ihm eigen war.

Herr Will erzählte nun, daß das Schiff, welches ihm Waaren bringen sollte, verunglückt, auf einer Sandbank gescheitert, und von den Wellen verschlungen worden sey. Dieß habe ihm einen Schaden von funfzigtausend Thalern gebracht. Um sein Unglück vollständig zu machen, habe ein Knabe auf seiner Spiegelfabrik, die einige Meilen von seinem Wohnorte entfernt lag, die Unvorsichtigkeit gehabt, mit einer Flinte nach einem Strohdache zu schießen, wodurch eine Feuersbrunst entstanden, seine Fabrik in einen Aschenhaufen verwandelt, und er um eine Summe von vierzigtausend Thalern gekommen sey.

Herr von Marienbach schlug die Hände zusammen, und sah seinen Freund einige Augenblicke stillschweigend an. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet! sagte er endlich, indem er Herrn Will freundlich auf die Schultern klopfte. Getrost, mein Freund! Geld verlohren,

heißt

heißt nichts verlohren, so lange es im Kopfe und in den Armen richtig ist. Eine gute Spekulation kann alles wieder einbringen.

Herr Will aber meinte, er habe alle Ursache, das ärgste zu besorgen. Baares Geld, sagte er, habe ich nur wenig. Das Schlimmste ist, daß ich bey dem alten Spars eine Summe von zwanzigtausend zu zahlen habe. Wenn der es erfährt, daß das Schiff untergegangen und die Spiegelfabrik verbrannt ist, so läuft er mir mit seiner Forderung auf den Hals, macht Lärm, vergrößert mein Unglück, und in einer Zeit von wenig Stunden sprechen die Kinder auf der Straße von meinem Unfall. Mehrere, denen ich kleinere Summen schuldig bin, überlaufen mich dann auch, und mein Haus wird zu einem Komödienhause. Und, was das Verdrießlichste ist — ich kann, bey Gott! kaum zweytausend zusammenbringen. Was soll ich dann machen? Es ist dann um meinen Credit geschehen! —

Ey tausend! rief der Herr von Marienbach, wer wird gleich so zaghaft seyn! Sie sind ein ehrlicher Mann, und was das Geld betrifft, so wird sich wohl Rath schaffen lassen. Zum Unglück ist jetzt meine Baarschaft nicht sehr groß. Aber nach einem Monathe nehme ich einige Summen ein, die stehen Ihnen dann zu Gebothe.

Herzlichen Dank für Ihre Freundschaft! versetzte Herr Will. Wenn meine Unfälle nur so lange verschwiegen bleiben! Darauf kommt alles an.

Allerdings! erwiederte der Herr von Marienbach. Verschwiegen muß alles bleiben; sonst entsteht ein gräulicher Lärm! Weiß denn schon jemand um die Sache?

Bis jetzt noch niemand, selbst meiner Frau ist sie noch ein Geheimniß.

Das ist vortrefflich! rief der wackere Edelmann. Halten Sie nur alles fein in ihrem Herzen; ein Monath ist bald dahin; dann soll es keine Noth haben.

Die redlichen Freunde sprachen noch manches über die Sache. Herr Will empfahl sich dann, und der Edelmann ging in seinen Garten, um dort in Ruhe sein Pfeifchen Knaster zu schmauchen, und über des Freundes Angelegenheit weiter nachzudenken.

Jetzt trat Pauline aus der Kammer, in welcher sie, wie ein Mäuschen in der Falle, hatte verweilen müssen. Der arme, ehrliche Will! seufzte sie, wie bedaure ich ihn! Sonst ein so reicher Mann, jetzt wie tief gesunken! Funfzigtausend Thaler das Schiff! vierzigtausend die Spiegelfabrik! Nein! das ist ein zu großer Verlust! Was das für Aufsehen machen muß, wenn es in der Stadt bekannt wird, und verschwiegen wird es nicht lange bleiben! der arme, arme Mann!

Pauline konnte gar nicht zur Ruhe kommen. Immer schwebte ihr der unglückliche Will vor, immer wiederhohlte sie im Geiste, funfzigtausend Thaler und vierzigtausend Thaler! sie fühlte sich beklommen! es lag ihr wie eine Centnerlast auf dem Herzen! sie wußte selbst nicht, was ihr fehlte.

Den Tag darauf verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von Wills Unglücksfällen. Der alte Spars eilte sogleich voll Angst zu ihm, und fragte ihn, ob denn alles wahr sey, was man spreche? Herr Will gab eine zweydeutige Antwort, die der alte Geitzhals aber gleich zu deuten wußte. Nun kam er mit seinen Forderungen; er drang mit Ungestüm darauf, daß ihm Will noch heute die zwanzigtausend Thaler, die er ihm Rest wäre, auszahlen sollte. Dieser gestand

ihm jetzt offen, daß er nicht im Stande sey, dieß zu thun. Spars fing nun an, die beleidigendsten Reden auszustoßen, nannte den ehrlichen Will einen unredlichen Mann, und lief halb wüthend zu dem Stadtrichter, um ihn zu verklagen.

Bald kamen noch andere Einwohner, die von Herrn Will einiges Geld zu fordern hatten, bestürmten ihn mit ihren Forderungen, und sagten ihm manches kränkende Wort, da er sie nicht befriedigen konnte. Die ganze Stadt war voll von Wills üblen Umständen, man sprach von ihm nichts anders, als von einem Bettler. Wie sehr das den guten, redlichen Mann schmerzen mußte! Seine Frau und Kinder jammerten; er selbst ging stumm und niedergeschlagen im Hause herum. Dazu kam noch dieß. Er hatte in einer nahen Stadt einen sehr vortheilhaften Kauf gethan, aber für die erhandelten Waaren noch nicht das Geld gezahlt. Als man dort seine Umstände erfuhr, wollte man die Waaren nicht herausgeben, bis er sie baar bezahlt hätte. Dieß konnte er nicht, und mußte sie daher im Stiche lassen, dadurch kam er um einen Gewinn von mehreren Tausenden.

Sein Haus war jetzt eine Wohnung des Jammers. In seiner Verlegenheit ging er zu seinem Freunde, dem Herrn von Marienbach, dem von den Auftritten, die sich ereignet hatten, schon etwas zu Ohren gekommen war.

Den schadenfrohen Dummkopf möchte ich kennen, rief Herr von Marienbach unwillig aus, der die Sache ausgeplaudert hat. Erfahren will ich es, dafür stehe ich. Er gab sogleich einigen seiner Leute den Auftrag, nachzuforschen, durch wen seines Freundes Unglücksfälle bekannt geworden wären. Wie erstaunte

der wackre Mann, als es herauskam, daß niemand anders als — seine Tochter, Pauline, das Geheimniß verrathen habe. Sie hatte sich nicht enthalten können, das, was sie wußte, einer vertrauten Freundinn mitzutheilen, die ihr Verschwiegenheit angelobte, aber ihr Versprechen nicht hielt. Durch diese wurde alles in der ganzen Stadt bald bekannt.

Der Herr von Marienbach ließ sogleich seine Tochter vor sich kommen, schilderte ihr vorerst den Jammer und das Elend des Kaufmanns Will, und fragte sie dann im ernsthaften Tone, ob sie das Geheimniß ausgeplaudert habe. Sie fing an zu weinen, und bekannte ihren Fehler. Sieh, heillose Schwätzerinn! sagte jetzt der Vater, solch Unheil hast du durch deine häßliche Plauderhaftigkeit angerichtet. Schämen muß ich mich, eine solche Plaudertasche zu meiner Tochter zu haben. Alle wackern Menschen werden dich verachten, wenn sie von deinem Unverstande hören.

Er wurde immer heftiger, und griff endlich sogar nach seinem Rohrstocke. Zu Paulinens Glück trat die Mutter herein, und stürzte sich zwischen Tochter und Vater. Pauline sank dem Vater an den Hals, und bath ihn schluchzend um Vergebung. Aber er stieß sie von sich, und befahl ihr, daß sie ihm den ganzen Tag nicht unter die Augen kommen möchte.

Jammernd entfernte sich die Tochter, und beweinte den ganzen Tag ihre begangene Thorheit. O wäre ich doch verschwiegener gewesen! seufzte sie. Ach, meine unselige Plauderhaftigkeit, wie viele Schmerzen verursacht sie mir jetzt! Ach, und der arme, gute Herr Will!

Den Tag darauf war der Vater etwas ruhiger, und ließ Paulinen vor sich kommen. Sie that ihm

einen Fußfall, both um Vergebung, versprach, nie wieder einen ähnlichen Fehler zu begehen, und er — entließ sie mit den Worten: Gehe hin, Pauline, und betrage dich so, daß ich in Zukunft mit dir zufriedener seyn kann, als jetzt. Dem Kaufmann Will half er aus allen Kräften und suchte den Schaden und den Verdruß gut zu machen, den ihm die unbesonnene Schwatzhaftigkeit seiner Tochter verursacht hatte.

Paulinens böse Gewohnheit, so manches, was verschwiegen bleiben sollte, auszuplaudern, zog ihr vielen Verdruß zu. Ihre Eltern hatten kein Zutrauen zu ihr; wollten sie, daß etwas unbekannt bleibe, so sagten sie es ihrer Tochter nie, wohl aber den Brüdern derselben; wollten sie über etwas vertraut sprechen, so mußte Pauline sich aus der Stube entfernen. Dieß mißtrauische Benehmen gegen sie schlug sie sehr danieder. Ihr Ehrgefühl wurde dadurch stark angegriffen. Sie beklagte sich gegen ihre Mutter darüber, aber es hieß: Wer nichts auf dem Herzen behalten kann, darf auf das Vertrauen Anderer keinen Anspruch machen.

Pauline weinte und grämte sich darüber, doch es half alles nichts — wer sie kannte, war vor ihr auf seiner Huth. Ungemein schmerzhaft war es für sie, wenn sie sah — und das geschah oft — daß man gegen andere Mädchen ihres Alters ein ungleich größeres Vertrauen bewies! Für den ehrliebenden Menschen kann auch in der That fast nichts empfindlicher seyn, als wenn er sieht, daß andere ihm ihr Zutrauen entziehen! Hat er dieß nicht verschuldet, so kann er sich leicht trösten, ist es aber seine Schuld, dann ist der Schmerz und Kummer darüber um so angreifender.

Das Einzige, wodurch Pauline sich wieder in Achtung setzen, und das Vertrauen wieder erhalten konnte, war, daß sie ihren Fehler ablegte, und ihrer Schwatzhaftigkeit Grenzen setzte. Unmöglich war dieß nicht, aber es erforderte viel guten Willen und eine beständige Aufmerksamkeit auf sich. Dieß alles war, leider! Paulinens Sache nicht. Sie faßte zwar gute Vorsätze, blieb ihnen aber nicht treu; sie fing wohl zu wiederhohlten Malen an, auf ihre Redseligkeit aufmerksam zu seyn, und sie einzuschränken, allein dieß währte nicht lange; sie gab sich nicht die gehörige Mühe dabey, und so blieb der alte Fehler an ihr fest hängen, wie eine Klette an einem wolligen Kleide.

Schon war Pauline vierzehn Jahre alt, und noch immer konnte man zu ihrer Verschwiegenheit kein Zutrauen haben. Um diese Zeit beschloß ihr Vater, mit seiner ganzen Familie eine Reise nach Wien zu machen, wo er mehrere Anverwandten hatte, die er einmal wieder zu sehen wünschte. Da es gerade damals in seiner Gegend viel Diebsgesindel gab, so wechselte er sein Silbergeld, und setzte es in Gold um. Einen Theil davon wollte er in einem alten Gewölbe, wo allerley Geräthe lag, und wo niemand Geld vermuthen konnte, in einem versteckten Winkel niederlegen, das Reisegeld aber in den Aermel seines Ueberrocks einnähen. Pauline hatte zufälliger Weise etwas davon gehört, ohne daß es ihre Eltern bemerkten. Sie rühmte in ihrem Herzen die Vorsicht ihres Vaters, und erzählte noch diesen Tag einer guten Freundinn davon, die ihr freylich versprechen mußte, gegen niemanden davon zu sprechen.

Die Reise wurde angetreten. Man fuhr diesen Tag nur ein Paar Meilen, hielt dann auf dem Gute

eines Freundes still, übernachtete dort, und reisete in der Morgendämmerung weiter.

Man fuhr durch einen kleinen Wald. Die Sonne stieg eben am Himmel empor, und die Reisegesellschaft sah ihr mit gierigen Blicken und frohem Herzen entgegen. Herr von Marienbach befahl seinem Kutscher, langsamer zu fahren. Ah! riefen die Reisenden bald, da steigt die liebe Sonne in ihrem stillen Glanze herauf! o wie schön, wie prächtig nimmt sie sich jetzt aus!

Halt! halt! donnerten jetzt mehrere Stimmen aus einem Busche. Acht Männer, gehüllt in graue, abgerissene Mäntel, versehen mit Flinten und Aexten, sprangen hervor! griffen den Pferden in den Zaum, gaben dem Kutscher einen Stoß, daß er von seinem Sitze auf die Erde fiel, machten dann den Schlag der Kutsche auf, setzten Herrn von Marienbach drey Flinten auf die Brust, und befahlen ihm, ihnen sein Geld zu geben, oder sie wollten ihn Knall und Fall über den Haufen schießen.

Frau von Marienbach war vor Schrecken außer sich. Die Kinder zitterten am ganzen Leibe. Die Räuber schrieen und drohten. Herr von Marienbach wollte die Flinten von seiner Brust entfernen. Unglücklicher Weise ging eine los, und zerschmetterte den linken Arm der weinenden Pauline.

Welch eine Jammerszene! Pauline sank um, das Blut strömte aus ihrem Arme! Die heftigsten Schmerzen raubten ihr die Besinnung. Eltern und Brüder hielten sie für todt und bejammerten sie.

Die Räuber drangen jetzt mit noch größerem Ungestüm in den Herrn von Marienbach, ihnen das Geld zu geben, das er bey sich habe. Er reichte ihnen seinen

Beutel. Allein sie waren damit nicht zufrieden. Sie zerschmetterten die Laden der Kutsche, brachen den Reisekoffer auf, und da sie hier kein Geld fanden, riefen sie: der Herr von Marienbach sollte ihnen seinen Ueberrock geben, weiter verlangten sie nichts von ihm. Er weigerte sich, dieses zu thun, weil darin all sein Reisegeld eingenäht war. Aber die Räuber rissen ihm den Rock vom Leibe, und machten sich mit ihrer Beute eiligst davon.

Da war nun auf einmal eine Summe von einigen tausend Gulden dahin, und, was das Traurigste war, Pauline lag in ihrem Blute und röchelte. Ihre Mutter schlug die Hände gen Himmel, und jammerte und weinte.

Der Vater befahl dem Kutscher, gleich umzuwenden, und so schnell als möglich nach der Stadt zurück zu fahren. Pauline wurde aufgehoben, und ihr Arm, so gut es anging, verbunden. Leichenblaß lag sie in den Armen der zitternden Mutter, und gewährte einen grausen Anblick.

Nur noch zwey Stunden war man von der Stadt entfernt, da kam einer von den Hausleuten des Herrn von Marienbach daher gesprengt, und hielt bald bey der Kutsche still. Das ist gut! rief er schon von weitem, daß ich Sie, gnädiger Herr, treffe. Ich wollte Ihnen nachsprengen, um Ihnen eine traurige Nachricht zu melden.

Und was denn? fragte Herr von Marienbach etwas betroffen, nachdem er dem Kutscher befohlen hatte, still zu halten. Was hat es gegeben?

Es sind, versetzte jener, in verwichener Nacht Diebe in unser Haus eingebrochen, und haben mehrere Zimmer rein ausgeplündert.

Zu einer andern Zeit würde diese Nachricht den Herrn von Marienbach vielleicht etwas in Bestürzung gesetzt haben, jetzt blieb er ziemlich gleichgültig dabey; er sah die arme Pauline vor sich, ihr Anblick machte ihn für alles andere unempfänglich; etwas Schlimmeres, als ihm schon begegnet war, konnte ihm nicht leicht mehr wiederfahren. Wenn es weiter nichts ist, sagte er im ruhigen Tone zu dem Bothen, der ihm den geschehenen Einbruch in sein Haus gemeldet hatte, so hat es nicht viel zu sagen.

Schon mehr Eindruck machte diese Nachricht auf seine Frau. Wenn unser Geld davon gekommen ist, sagte sie ängstlich, so ist unser Schade sehr groß.

Sey unbesorgt! sagte ihr Mann darauf, das haben die Buben sicher nicht gefunden. Ich habe es in einen Winkel gelegt, wo sie es gewiß nicht gesucht haben.

Nach anderthalb Stunden erreichte man die Stadt. Herr von Marienbach schickte sogleich nach einem geschickten Wundarzte. Pauline wurde zu Bette gebracht. Sie sah elend und entkräftet aus. Ihr Vater ging jetzt nach jenem Gewölbe, wo er das Geld versteckt hatte. Es währte nicht lange, so kam er ziemlich niedergeschlagen zurück. Das Geld ist fort! rief er seiner Frau zu, die bey dieser Nachricht von einem neuen Schrecken ergriffen wurde. Sie hatte Ursache darüber zu erschrecken, denn die Summen, die verlohren gegangen waren, machten den größten Theil ihres Vermögens aus, und betrugen über sechzigtausend Thaler.

Herr von Marienbach ging nachdenkend in dem Zimmer auf und ab. Der Schade ist groß! sehr groß! sagte er, und schien den Verlust sich zu Herzen zu ge-

hen. Doch bald faßte er sich wieder und sprach mit getrostem Muthe: Nun es ist einmal dahin! was hälfe der Kummer! und wenn ich mir die Haare aus dem Kopfe risse, würde es etwas frommen? — Geld läßt sich noch immer erwerben, aber ein zerschmetterter Arm läßt sich nicht leicht wieder ganz machen. Die arme Pauline! Wäre die nur nicht unglücklich geworden! alles andere könnte ich verschmerzen.

Jetzt trat der Wundarzt herein. Er untersuchte Paulinens Arm, und machte eine bedenkliche Miene dazu. Ich befürchte, sagte er, daß der kalte Brand dazu kommt; wollen Sie meine offene Meinung hören, so erkläre ich Ihnen, daß hier keine andere Rettung möglich ist, als daß der Arm abgenommen wird.

Frau von Martenbach fuhr bey diesen Worten zusammen. Herr von Martenbach nahm sie an den Arm, führte sie in ein anderes Zimmer, und bath sie, sich hier ruhig zu verhalten. Er selbst kehrte zu dem Arzte zurück, und sprach mit Entschlossenheit: Ich kenne Sie als einen gewissenhaften und geschickten Mann. Wäre meine Tochter noch durch ein anderes Mittel zu retten, so glaube ich, daß Sie dem unglücklichen Mädchen den Arm gerne lassen würden. Das scheint aber nach Ihrem Urtheile nicht möglich zu seyn.

Der Arzt wiederhohlte noch einmal die Versicherung, daß nur durch diese Operation Pauline von dem Tode gerettet werden könne.

Nun denn, sagte der bewegte Vater, nehmen Sie der Unglücklichen den Arm ab. Gott stehe Ihnen bey.

Er wendete jetzt seine Blicke von der halbtodten Tochter. Es wurden mehrere Leute herbeygerufen, die sie halten mußten. Der Arzt begann sein Geschäft,

und vollendete es in wenigen Minuten mit vieler Geschicklichkeit. Pauline verlor die Hälfte des Armes.

Mehrere Monathe verflossen, bis Paulinens Arm geheilt war. Es war der erste Tag, daß sie sich ganz wohl befand, als sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, einer von den Räubern, die Herrn von Marienbach angefallen und beraubt hätten, sey den nach ihnen ausgeschickten Soldaten in die Hände gefallen, und auf dem Wege nach der Stadt.

Nach einer Stunde bestätigte sich dieß Gerücht. Es wurde wirklich ein eingefangener Räuber herbeygeführt, und gefesselt in ein Gefängniß geworfen. Herr von Marienbach wurde von der Obrigkeit eingeladen, ihn zu besehen. Er erkannte in ihm sogleich einen von den Kerlen, die ihn im Walde angefallen und geplündert hatten. Nach einer gerichtlichen Untersuchung gestand er nicht nur dieses ein, sondern erzählte auch, daß ein Theil der Räuberbande, zu der er gehörte, das Haus des Herrn von Marienbach geplündert habe, während der andere ihn auf der Straße anfiel.

Die Richter drangen in den Räuber, es ihnen zu gestehen, wie er und seine Mitschuldigen es erfahren hätten, wo Herr von Marienbach sein Reisegeld habe, und wo das liege, was er zu Hause gelassen hatte. Der Räuber nannte einen Mann in einem nahen Dorfe, durch den einer von seinen Kameraden dieß alles erfahren haben wollte. Man forschte bey diesem Manne nach, durch wen er von dieser Sache unterrichtet worden sey; er nannte ein Frauenzimmer, das aus diesem Dorfe gebürtig war, und in der Stadt diente; dieses versicherte, die Sache von einer andern Magd erfahren zu haben, und diese sagte aus, Mamsell

Christinchen, eine vertraute Freundinn von Paulinen, habe gegen sie davon gesprochen. Als man diese befragte, gestand sie, daß ihre Freundinn Pauline ihr alles erzählt habe. Nun war man der Sache auf den Grund gekommen, Pauline war also die erste Verrätherinn des Geheimnisses, Pauline die Haupturſache des großen Verlustes, den ihr Vater gelitten, und des noch größern Unglücks, das sie selbst erfahren hatte. Sie läugnete es nicht, daß sie Christinen alles erzählt habe, und bereute mit aufrichtigem Herzen ihre thörichte Unvorsichtigkeit.

Mit einem Blick voll Betrübniß sah sie der Vater an. Er machte ihr keinen Vorwurf, er sagte bloß: Du hast dir das meiste geschadet, meine Tochter! Ach, wenn dich dein Unglück nur weiser und verschwiegener machte!

Pauline, die sich über ihre Unbedachtsamkeit die quälendsten Vorwürfe machte, faßte den Vater bey der Hand und küßte sie. Lieber, lieber Vater! schluchzte sie, ich habe Ihnen durch meine Plauderhaftigkeit schon manchen Verdruß gemacht. Ach, wenn Sie mir nur vergeben könnten! Ich habe schrecklich für meinen Fehler gebüßt, und werde, so lange ich lebe, dafür büßen; der Anblick meines Arms wird immer ein harter Verweis, eine empfindliche Strafe für mich seyn! Aber bessern soll mich mein Unglück, und hat mich schon etwas gebessert. Ich verspreche es Ihnen heilig, daß ich meinen Fehler ablegen, und mit jedem Tage verständiger und besser zu werden suchen will. Nur verzeihen Sie mir — entziehen Sie mir Ihr Vaterherz, Ihre Liebe nicht.

Sie sprach diese Worte in einem so sanften, herzlichen Tone, daß der redliche Vater bis zu Thrä-

nen gerührt wurde. Er bückte sich und küßte sie, und ließ eine Thräne auf ihre Wangen fallen. Gott mit dir, meine Tochter, sagte er bewegt, halte dein Versprechen, dann wird mein und des Himmels Segen auf dir ruhen.

Die Mutter kam dazu, und sah, wie der Vater über die Tochter weinte. Sie schlang um beyde ihre Arme, und Thränen mütterlicher Liebe perlten aus ihrem Auge.

Pauline blieb ihrem Vorsatze treu. Ihre Geschwätzigkeit verwandelte sich Anfangs in Verschlossenheit. Der Vater bemerkte es, und sagte: Du bist nicht auf dem rechten Wege, liebe Tochter! Sonst sprachst du zu viel, jetzt sprichst du zu wenig; sonst plauderest du alles aus, was dir auf dem Herzen lag, jetzt verschließest du alles in dir, und beleidigst andere durch dein geheimnißvolles Wesen. Das ist nicht gut, nicht edel. Sey immerhin offen und gesprächig, und nur dann, wenn du siehst, daß du durch deine Reden Mißverständnisse veranlassen, und Unheil anrichten könntest, dann sey zurückhaltend, und bewahre das, was du weißt, in deinem Herzen.

Pauline bestrebte sich, ihr Betragen nach dieser Regel einzurichten, und wurde bald eines der verständigsten und achtungswürdigsten Frauenzimmer der Stadt. Nun ehrte sie jedermann, der ihre Denkungsart kannte, und gab ihr Beweise von Zutrauen. Welche Freude empfand sie darüber! Wie ganz anders erschien sie sich jetzt selbst! — Als ihre Aeltern starben, nahm sie ihr ältester Bruder zu sich ins Haus. Sie half ihm mit Rath und That, besonders bey der Erziehung seiner Kinder. Man schätzte sie allgemein, und

sie starb, von vielen beweint, in ihrem vier und fünfzigsten Jahre. An ihrem Grabhügel steht eine Cypresse.

Glatz.

Die edelmüthige Rache.

Zu der Zeit, wo es in der Republik Genua sehr unruhig zuging, und der Adel und das Volk mit einander um das Vorrecht stritten, lebte ein Mann mit Namen Uberto. Dieser, von ganz niedriger Herkunft, hatte durch seine ausgezeichneten Geistestalente, durch seine erhabenen Gesinnungen und durch sein edles Herz das Volk für sich gewonnen, und der Name Uberto war allgemein gleichsam ein Heiligthum, das unverletzlich war. Er vertheidigte lange genug die Rechte des Volks mit Glück, und der Adel zitterte über Uberto's Vortheile, die er ihm von Zeit zu Zeit abgewann. Endlich aber wich das Glück von Uberto's Seite wieder, und der Sieg trat auf die Seite des Adels. Uberto ward gefangen gesetzt, für einen Verräther erklärt; man verwies ihn aus der Stadt, und zog seine Güter ein. Adorno bekleidete die erste obrigkeitliche Würde, und ihm kam es zu, dem Uberto dieses strenge Urtheil bekannt zu machen. Uberto erschien. Adorno, ein stolzer übermüthiger Mann, in dessen Augen man das Vergnügen der Rache glänzen sah, redete den Unglücklichen sehr hart an, und fügte dem Urtheil der Landesverweisung noch folgende

drückende Anmerkung hinzu: „So sollst du, der Sohn eines schlechten Handwerkers, der du dich erdreustetest, die Edeln von Genua unterdrücken zu wollen, dennoch Gnade vor unsern Augen finden, und so sinke denn in dein voriges Nichts wieder zurück, woraus du dich emporgeschwungen hast.“

So hart dieses Urtheil auch war, so kränkte doch den edlen Uberto, der das Opfer der guten Sache wurde, der Ton, welchen sich Adorno gegen ihn erlaubte, noch weit mehr.

„Ich unterwerfe mich diesem deinen mir bekannt gemachten Urtheil; aber möchtest du nur einst die schnöde Verachtung nicht bereuen müssen, mit der du mich jetzt behandelt hast,“ sagte Uberto mit vieler Gelassenheit und verließ den Gerichtssaal. So lieb ihm sonst sein Vaterland war, so nahe es seinem Herzen lag, so eilte er doch jetzt aus demselben, ohne eine Thräne zu vergießen. Er, der vorher ein reicher Mann gewesen war, ging dem traurigen Schicksale der Armuth mit Geistesgröße entgegen. Er tröstete seine Freunde, die bey seinem Abschied untröstlich waren. Selbst seinen Feinden flößte er Achtung und Bewunderung durch sein edles Betragen ein.

Noch hatte Uberto ein kleines Vermögen im Auslande. Er sammelte seine Schulden ein, die er hier und da stehen hatte, und eilte mit diesen geringen Ueberresten seines ehemaligen Glückes auf eine der Inseln des Archipelagus, die den Venezianern gehörte. Hier war er unermüdet fleißig; seine Geschicklichkeit war ihm behülflich, sein trauriges Schicksal zu erheitern. Nach einigen Jahren sah er froh auf den Segen seiner Bemühungen, und er hatte fast schon die Hälfte sei-

nes Vermögens hier wieder gewonnen, das er in Genua verloren hatte.

Einst ging er nach Tunis in seinen Geschäften. Bekanntermaßen findet man hier eine große Anzahl Christensklaven. Unter diesen allen fiel ihm ein junger Mensch auf, den fast die Last der Arbeit erdrückte, die ihm zugetheilt war. Er beobachtete diesen Jüngling genauer, und so oft er ihn betrachtete, fand er, daß sein Körperbau, sein Anstand, sein ganzes Benehmen einen jungen Menschen verrieth, der wohl schwerlich für eine so harte Bestimmung erzogen worden war. Wie blickte der arme Jüngling so oft mit thränenden Augen gen Himmel, und seufzte so laut, daß seine Leiden den gefühlvollen Uberto ergriffen, und ihn näher zu dem Gegenstande seines Mitleids zogen. Uberto sprach ihn in italienischer Sprache an. Im Augenblick vergaß der junge Mensch all sein Leiden, da er die Töne seiner Muttersprache wieder hörte. Uberto fragte ihn: Fremdling! was bist du für ein Landsmann?

„Ein Genueser," antwortete dieser.

„Ein Genueser?" fragte Uberto wieder, „darf ich deinen Namen wissen?"

„Ich will offenherzig gegen dich, edler Mann, seyn; nähere dich mir, daß ich leiser mit dir sprechen kann; denn ich fürchte, daß man meiner Abkunft schon ohnedem auf die Spur gekommen sey, und daß man ein höheres Lösegeld von mir fodern wird, als mein Vater wird bezahlen können. Er ist zwar einer der angesehensten Männer in Genua; aber"—

„Ich weiß was du sagen willst," erwiederte Uberto, „und fürchte, daß du dem Sklavenhändler nur um einen sehr hohen Preis feil seyn wirst. Ich will mich,

da

da ich hier bekannt bin, deiner annehmen, will versuchen, ob es mir gelinge, dich wohlfeiler zu lösen oder zu kaufen, ehe er noch von deiner Abkunft bestimmte Nachrichten erfahren kann. Doch sage mir, wie heißt du?"

„Adorno ist mein Nahme."

„Adorno!" rief Uberto entzückt aus. „O Gott, wie wunderbar sind deine Wege!"

Drauf drückte er dem Jüngling die Hand. „Verlasse dich darauf, was ich für dich thun kann, soll geschehen, gern geschehn," sagte er, und hastig entfloh er.

Der arme junge Mensch wußte nicht, wie er das alles zusammen reimen sollte. Dieser Mann war ihm unbekannt; in seinem ganzen Leben hatte er ihn noch nie gesehen, und von ihm sollte er seine Rettung hoffen können!

Es verging ein Tag, und der junge Mensch war noch ohne Hülfe, und schmachtete in seinen drückenden Fesseln. Ein zweyter Tag verging, und noch blieb er ohne Rettung. So stark anfangs seine Hoffnung gewesen war, so wurde sie doch nun von Stunde zu Stunde schwächer, und er, der vorher seines traurigen Schicksals schon ziemlich gewohnt gewesen war, fühlte es jetzt gleichsam verdoppelt.

Was meint ihr, lieben Leser, ob Uberto auch wohl sein Wort halten wird? Adorno war der Sohn des Vaters, der einst Uberto mit Verachtung begegnete; war der Grausame, der ihn so tief ins Elend stürzte. Und Uberto sollte hier sich nicht rächen, es nicht dem Sohne Adorno's empfinden lassen, was der Vater an ihm verschuldet hatte? Ueberlegt es einmal bey euch

selbst, wie würdet ihr in einem dergleichen Falle gehandelt haben?

Laßt hören, wie Uberto dachte.

So wie er von diesem armen, bedauernswürdigen Jünglinge hinwegeilte, nahm er seinen Weg zu dem Korsarenhauptmann, der nun Besitzer und Herr des jungen Adonis war. Uberto wußte, wie er mit dergleichen Leuten umzugehen hatte. Er kannte ihre Gewinnsucht, ihre Härte, ihre Herzlosigkeit. So bald er sich nur das geringste hätte merken lassen, wie viel ihm an diesem jungen Sklaven liege, der Korsarenhauptmann würde eine Summe für ihn gefordert haben, die vielleicht Ubertos Vermögen weit überstiegen haben würde. Er wußte das so einzuleiten, so fein anzubringen, daß sich der Korsarenhauptmann selbst verrieth, und meinte, dieser Mensch müsse von guter Familie seyn, das zeige sein ganzes Wesen, darum halte er noch auf ihn. Indessen wäre er doch zweifelhaft, denn seit drey Monathen hätte sich keine Seele nach ihm erkundigt, und wenn nicht bald Nachricht erfolge, so würde er ihn anders wo verkaufen; denn dergleichen Zärtlinge taugten für ihn nicht.

Jetzt nahm Uberto den glücklichen Zeitpunkt wahr, und ließ sich verlauten, daß er zwar einen solchen Menschen, wie dieser sey, für seine Geschäfte brauchen könne, doch setzte er hinzu, daß das nicht eilig sey, und daß er eben nicht sonderlich viel für ihn geben könne. Kurz er faßte den Korsarenhauptmann so, daß er bereitwillig war, ihn sogleich an ihn abzulassen.

„Und wie hoch wäre der Preis?“ fragte Uberto.

„Dreytausend Kronen,“ antwortete der Korsarenhauptmann mit einer gleichgültigen Miene, als wenn dieser Preis eine Kleinigkeit sey.

„Dreytausend Kronen!“ rief Uberto voller Verwunderung aus. „Wo denkst du hin? „Wenn ich dir die Hälfte geben wollte, so würde das schon zu viel seyn.“

„Ha! lächelte der Korsarenhauptmann; ich müßte euch Leutchen nicht kennen. Eure Feinheit geht weit.“

Uberto benahm sich, als wenn ihm an dem ganzen Handel nichts gelegen sey, und schwieg. Bald darauf verabschiedete er sich, und der Korsarenhauptmann fragte nochmals, ob er nichts hinzusetzen wollte?

Uberto aber blieb in seiner Fassung, und betheuerte: ihm sey nichts an diesem ganzen Handel gelegen. So wahr das dem Korsarenhauptmann nun doch zu seyn schien, so war es doch in Uberto's Herzen anders. Ihm war sehr viel daran gelegen. Deswegen nahm er seine Maaßregeln bestimmt und fest, daß, wenn sich ja ein Käufer finden solle, er davon benachrichtiget werden müßte, und dann würde er gegeben haben, was der Verkäufer gefordert haben würde.

Des andern Tages ging Uberto wieder nach der Gegend hin, wo sich der Korsarenhauptmann gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Er war glücklicher Weise zugegen, und kam sogleich auf ihn zu, und fragte ihn: ob er sich noch nicht besonnen habe?

Uberto nahm diese Frage, als wenn sie ihm ziemlich lästig sey. Jemehr sich Uberto zurück zog, desto näher kam ihm der Korsar entgegen, und meinte, wenn er nur etwas zu seinem Gebothe hinzusetzen wolle, so würde er nicht ungeneigt seyn, den Handel einzugehen. Und nach manchem Wortwechsel wurden sie Handels ein. Uberto zahlte zweytausend Kronen.

Eben stand der junge Adorno da, ermüdet von der Last seiner Arbeit, die seine Kräfte weit überstieg, ganz

in ein trauriges Nachdenken vertieft, halb in Verzweiflung versunken, ob er je in eine glücklichere Zukunft blicken dürfe; als Uberto, an seiner Seite Adorno's Herr, der Korsarenhauptmann, auf ihn zukam, und erklärte, daß er nun einen neuen Herrn habe, und an Uberto verkauft sey.

Die Freude, die jetzt so wohl in des jungen Menschen Augen emporstieg, als sich über sein ganzes Wesen ausbreitete, läßt sich mit Worten nicht beschreiben.

Uberto winkte ihm, sich in seiner Freude zu mäßigen; denn er fürchtete, weil das Geld noch nicht bezahlt war, daß der Verkäufer seinen Handel wieder zurück nehmen könne.

Uberto nahm den Korsarenhauptmann mit sich nach Hause, und zahlte ihm die bestimmte Summe. Dann eilte er auf Flügeln zu dem jungen Menschen, erklärte ihn für frey, und nahm ihm mit eigenen Händen die drückenden Fesseln ab. Uberto's Bediente kam, und brachte Kleidungsstücke, um ihn umzukleiden. So sehr sich der junge Adorno nach seiner Erlösung gesehnt, so sehr er sich mit der angenehmen Aussicht geschmeichelt hatte, daß sie nicht mehr fern seyn könne, so war ihm dessen ungeachtet das alles, was jetzt geschah, zu überraschend, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschehen sey. Er fiel seinem Retter um den Hals; seine Thränen erstickten seine Worte.

Uberto nahm den Jüngling zu sich in sein Haus, und machte ihm so viel Vergnügen, als in seinen Kräften stand. Es zeigte sich eine Gelegenheit, ihn in sein Vaterland auf eine gute Weise zurück schicken zu können.

„Lieber junger Mann," sagte Uberto, „ich kann mir es vorstellen, wie sehnsuchtsvoll sich Ihr Herz zu den Ihrigen zurückwünscht. Gern würde ich Sie noch

länger hier behalten; allein ich bescheide mich, denn der Freund muß denen, die ihnen das Liebste in der Welt seyn müssen, muß ihren Aeltern, Geschwistern und Anverwandten nachstehen. Es würde also grausam seyn, Ihnen zuzumuthen, länger hier zu verweilen. Ich gebe Ihnen meinen treuesten und erfahrensten Bedienten mit, der Sie, wie ich wünsche, wohlbehalten in Ihr väterliches Haus zurück führen soll. Nehmen Sie diese Börse. Die darin befindliche Summe wird hinreichend seyn, das, was für Ihre Reise Bedürfniß seyn möchte, bestreiten zu können. Auch nehmen Sie diesen Brief an Ihren Vater mit, der sich vermuthlich meiner erinnern wird. Leben Sie wohl. Denken Sie meiner, so wie ich Sie nie vergessen werde."

Sie schieden dann von einander. Adorno war ganz ausser sich über Uberto's Großmuth, und gelobte ihm in seinem Herzen die heiligste Dankbarkeit.

Wie erstaunten Adorno's Aeltern nicht, als ihr geliebter Sohn, den sie so unglücklich geglaubt, den sie schon für todt gehalten hatten, gesund und wohlbehalten in ihre Arme zurückkehrte. Sie bebten, als er ihnen die Gefahren beschrieb, denen er ausgesetzt gewesen sey.

„Und wem habe ich deine Rettung zu verdanken?" fragte Adorno's Vater.

„Hier, dieser Brief wird Ihnen alles erklären, und uns beyden das aufschließen, was mir zeither noch Räthsel war.

Adorno's Vater ergriff mit dem Feuer der Dankbarkeit und Liebe den Brief, öffnete ihn und las:

„Der Sohn eines geringen Handwerkers, der Ihnen einst sagte: Sie würden gewiß noch einmal die schnöde Verach-

tung bereuen, womit Sie ihm begegneten, genießt jetzt die Freude, das, was er damals hoffte, nunmehr in Erfüllung bringen zu können. Denn wissen Sie, stolzer Edelmann! der Retter ihres Sohnes ist

der

verbannte

Uberto.“

Kinder, ihr könnt euch vorstellen, was alles in des alten Adorno's Seele vorging, als er diesen Brief gelesen hatte. Bewunderung dessen, den er verfolgt, unglücklich gemacht hatte, und der Böses mit Gutem vergalt — Scham seiner Unwürdigkeit — Dank — den gerettet zu sehen, welcher ihm so theuer, und die Freude seines Lebens war — alles dieses wogte in seiner Seele auf und ab. Wie weit über sich erhaben fühlte er Uberto, und wie tief stand er unter ihm! Er wurde bald bleich und bald roth über die erhabenen Schilderungen, die der junge Adorno von Uberto's vortrefflichem Charakter machte.

„Und gäbe ich ihm mein ganzes Vermögen,“ erwiederte der Vater, „so würde doch dieser mein Dank noch zu schwach für Uberto's edle Handlung seyn. Indessen soll mir keine Aufopferung zu groß seyn, deren ich mich nicht seinetwegen unterziehen wollte. Vergessen sey der alte Groll; er verwandle sich in Achtung und Liebe.“

Adorno war ein Mann von großem Ansehen. Man machte sich es zur Ehre, ihm gefällig seyn zu können. „Edler Mann, sagte er nach einigen Tagen, indem er hin und

her sann, wie er Uberto seinen Dank auf eine auszeichnende Art zu erkennen geben möchte; edler Mann, du gabst mir meinen Sohn wieder, der ganz gewiß ohne dich verlohren gewesen seyn würde, ich will dich — deinem Vaterlande wieder geben, ob ich gleich die Ursache war, daß du aus demselben verstossen wurdest."

Adorno that alles, die Feinde Uberto's zu versöhnen, die während seiner Abwesenheit immer mächtiger und mächtiger geworden waren. Es gelang ihm endlich, jedoch mit vieler Mühe, daß Uberto's Verbannungsurtheil wieder aufgehoben wurde.

Adorno schrieb an Uberto, dankte ihm für seine edle Handlung, und meldete es ihm, daß er in sein Vaterland zurückkehren könne.

Wer nun aber einmal das Unglück hat, daß der Stolz sich seines Herzens bemeisterte, der kann sich nicht verläugnen, so sehr er auch seine Empfindungen zu bemänteln sucht. Das nemliche wiederfuhr unserm Adorno. Uberto fand diese Stellen in seinem Briefe sehr bald, und sie verleideten ihm einigermaßen die schöne Freude, die ihm dieser Brief gemacht haben würde, hätte er diese Stellen nicht darin gefunden. Nach einer kurzen Ueberlegung bemerkte er, daß die Liebe zu seinem Vaterlande alle andere kleine Bedenklichkeiten überwog, und so eilte er diesem mit voller Freude wieder zu. Sein Charakter war seinen ehemaligen Mitbürgern ununterbrochen verehrungswürdig geblieben, und so erntete er für seine schöne Handlung denjenigen Lohn, der der Tugend unausbleiblich, wenn auch nicht augenblicklich, nachfolgt.

Claudius.

sie starb, von vielen beweint, in ihrem vier und fünfzigsten Jahre. An ihrem Grabhügel steht eine Cypresse.

Glatz.

Die edelmüthige Rache.

Zu der Zeit, wo es in der Republik Genua sehr unruhig zuging, und der Adel und das Volk mit einander um das Vorrecht stritten, lebte ein Mann mit Namen Uberto. Dieser, von ganz niedriger Herkunft, hatte durch seine ausgezeichneten Geistestalente, durch seine erhabenen Gesinnungen und durch sein edles Herz das Volk für sich gewonnen, und der Name Uberto war allgemein gleichsam ein Heiligthum, das unverletzlich war. Er vertheidigte lange genug die Rechte des Volks mit Glück, und der Adel zitterte über Uberto's Vortheile, die er ihm von Zeit zu Zeit abgewann. Endlich aber wich das Glück von Uberto's Seite wieder, und der Sieg trat auf die Seite des Adels. Uberto ward gefangen gesetzt, für einen Verräther erklärt; man verwies ihn aus der Stadt, und zog seine Güter ein. Adorno bekleidete die erste obrigkeitliche Würde, und ihm kam es zu, dem Uberto dieses strenge Urtheil bekannt zu machen. Uberto erschien. Adorno, ein stolzer übermüthiger Mann, in dessen Augen man das Vergnügen der Rache glänzen sah, redete den Unglücklichen sehr hart an, und fügte dem Urtheil der Landesverweisung noch folgende

drückende Anmerkung hinzu: „So sollst du, der Sohn eines schlechten Handwerkers, der du dich erdreistetest, die Edeln von Genua unterdrücken zu wollen, dennoch Gnade vor unsern Augen finden, und so sinke denn in dein voriges Nichts wieder zurück, woraus du dich emporgeschwungen hast.“

So hart dieses Urtheil auch war, so kränkte doch den edlen Uberto, der das Opfer der guten Sache wurde, der Ton, welchen sich Adorno gegen ihn erlaubte, noch weit mehr.

„Ich unterwerfe mich diesem deinen mir bekannt gemachten Urtheil; aber möchtest du nur einst die schnöde Verachtung nicht bereuen müssen, mit der du mich jetzt behandelt hast,“ sagte Uberto mit vieler Gelassenheit und verließ den Gerichtssaal. So lieb ihm sonst sein Vaterland war, so nahe es seinem Herzen lag, so eilte er doch jetzt aus demselben, ohne eine Thräne zu vergießen. Er, der vorher ein reicher Mann gewesen war, ging dem traurigen Schicksale der Armuth mit Geistesgröße entgegen. Er tröstete seine Freunde, die bey seinem Abschied untröstlich waren. Selbst seinen Feinden flößte er Achtung und Bewunderung durch sein edles Betragen ein.

Noch hatte Uberto ein kleines Vermögen im Auslande. Er sammelte seine Schulden ein, die er hier und da stehen hatte, und eilte mit diesen geringen Ueberresten seines ehemaligen Glückes auf eine der Inseln des Archipelagus, die den Venezianern gehörte. Hier war er unermüdet fleißig; seine Geschicklichkeit war ihm behülflich, sein trauriges Schicksal zu erheitern. Nach einigen Jahren sah er froh auf den Segen seiner Bemühungen, und er hatte fast schon die Hälfte sei-

nes Vermögens hier wieder gewonnen, das er in Genua verloren hatte.

Einst ging er nach Tunis in seinen Geschäften. Bekanntermaßen findet man hier eine große Anzahl Christensklaven. Unter diesen allen fiel ihm ein junger Mensch auf, den fast die Last der Arbeit erdrückte, die ihm zugetheilt war. Er beobachtete diesen Jüngling genauer, und so oft er ihn betrachtete, fand er, daß sein Körperbau, sein Anstand, sein ganzes Annehmen einen jungen Menschen verrieth, der wohl schwerlich für eine so harte Bestimmung erzogen worden war. Wie blickte der arme Jüngling so oft mit thränenden Augen gen Himmel, und seufzte so laut, daß seine Leiden den gefühlvollen Uberto ergriffen, und ihn näher zu dem Gegenstande seines Mitleids zogen. Uberto sprach ihn in italienischer Sprache an. Im Augenblick vergaß der junge Mensch all sein Leiden, da er die Töne seiner Muttersprache wieder hörte. Uberto fragte ihn: Fremdling! was bist du für ein Landsmann?

„Ein Genueser," antwortete dieser.

„Ein Genueser?" fragte Uberto wieder, „darf ich deinen Namen wissen?"

„Ich will offenherzig gegen dich, edler Mann, seyn; nähere dich mir, daß ich leiser mit dir sprechen kann; denn ich fürchte, daß man meiner Abkunft schon ohnedem auf die Spur gekommen sey, und daß man ein höheres Lösegeld von mir fodern wird, als mein Vater wird bezahlen können. Er ist zwar einer der angesehensten Männer in Genua; aber" —

„Ich weiß was du sagen willst," erwiederte Uberto, „und fürchte, daß du dem Sklavenhändler nur um einen sehr hohen Preis feil seyn wirst. Ich will mich,

da

da ich hier bekannt bin, deiner annehmen, will versuchen, ob es mir gelinge, dich wohlfeiler zu lösen oder zu kaufen, ehe er noch von deiner Abkunft bestimmte Nachrichten erfahren kann. Doch sage mir, wie heißt du?"

„Adorno ist mein Nahme."

„Adorno!" rief Uberto entzückt aus. „O Gott, wie wunderbar sind deine Wege!"

Drauf drückte er dem Jüngling die Hand. „Verlasse dich darauf, was ich für dich thun kann, soll geschehen, gern geschehn," sagte er, und hastig entfloh er.

Der arme junge Mensch wußte nicht, wie er das alles zusammen reimen sollte. Dieser Mann war ihm unbekannt; in seinem ganzen Leben hatte er ihn noch nie gesehen, und von ihm sollte er seine Rettung hoffen können!

Es verging ein Tag, und der junge Mensch war noch ohne Hülfe, und schmachtete in seinen drückenden Fesseln. Ein zweyter Tag verging, und noch blieb er ohne Rettung. So stark anfangs seine Hoffnung gewesen war, so wurde sie doch nun von Stunde zu Stunde schwächer, und er, der vorher seines traurigen Schicksals schon ziemlich gewohnt gewesen war, fühlte es jetzt gleichsam verdoppelt.

Was meint ihr, lieben Leser, ob Uberto auch wohl sein Wort halten wird? Adorno war der Sohn des Vaters, der einst Uberto mit Verachtung begegnete; war der Grausame, der ihn so tief ins Elend stürzte. Und Uberto sollte hier sich nicht rächen, es nicht dem Sohne Adorno's empfinden lassen, was der Vater an ihm verschuldet hatte? Ueberlegt es einmal bey euch

selbst, wie würdet ihr in einem dergleichen Falle gehandelt haben?

Laßt hören, wie Uberto dachte.

So wie er von diesem armen, bedauernswürdigen Jünglinge hinwegeilte, nahm er seinen Weg zu dem Korsarenhauptmann, der nun Besitzer und Herr des jungen Adorno war. Uberto wußte, wie er mit dergleichen Leuten umzugehen hatte. Er kannte ihre Gewinnsucht, ihre Härte, ihre Herzlosigkeit. So bald er sich nur das geringste hätte merken lassen, wie viel ihm an diesem jungen Sklaven liege, der Korsarenhauptmann würde eine Summe für ihn gefordert haben, die vielleicht Ubertos Vermögen weit überstiegen haben würde. Er wußte das so einzuleiten, so fein anzubringen, daß sich der Korsarenhauptmann selbst verrieth, und meinte, dieser Mensch müsse von guter Familie seyn, das zeige sein ganzes Wesen, darum halte er noch auf ihn. Indessen wäre er doch zweifelhaft, denn seit drey Monathen hätte sich keine Seele nach ihm erkundigt, und wenn nicht bald Nachricht erfolge, so würde er ihn anders wo verkaufen; denn dergleichen Zärtlinge taugten für ihn nicht.

Jetzt nahm Uberto den glücklichen Zeitpunkt wahr, und ließ sich verlauten, daß er zwar einen solchen Menschen, wie dieser sey, für seine Geschäfte brauchen könne, doch setzte er hinzu, daß das nicht eilig sey, und daß er eben nicht sonderlich viel für ihn geben könne. Kurz er faßte den Korsarenhauptmann so, daß er bereitwillig war, ihn sogleich an ihn abzulassen.

„Und wie hoch wäre der Preis?“ fragte Uberto.

„Dreytausend Kronen,“ antwortete der Korsarenhauptmann mit einer gleichgültigen Miene, als wenn dieser Preis eine Kleinigkeit sey.

„Dreytausend Kronen!“ rief Uberto voller Verwunderung aus. „Wo denkst du hin? „Wenn ich dir die Hälfte geben wollte, so würde das schon zu viel seyn.“

„Ha! lächelte der Korsarenhauptmann; ich müßte euch Leutchen nicht kennen. Eure Feinheit geht weit.“

Uberto benahm sich, als wenn ihm an dem ganzen Handel nichts gelegen sey, und schwieg. Bald darauf verabschiedete er sich, und der Korsarenhauptmann fragte nochmals, ob er nichts hinzusetzen wollte?

Uberto aber blieb in seiner Fassung, und betheuerte: ihm sey nichts an diesem ganzen Handel gelegen. So wahr das dem Korsarenhauptmann nun doch zu seyn schien, so war es doch in Uberto's Herzen anders. Ihm war sehr viel daran gelegen. Deswegen nahm er seine Maaßregeln bestimmt und fest, daß, wenn sich ja ein Käufer finden solle, er davon benachrichtiget werden müßte, und dann würde er gegeben haben, was der Verkäufer gefordert haben würde.

Des andern Tages ging Uberto wieder nach der Gegend hin, wo sich der Korsarenhauptmann gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Er war glücklicher Weise zugegen, und kam sogleich auf ihn zu, und fragte ihn: ob er sich noch nicht besonnen habe?

Uberto nahm diese Frage, als wenn sie ihm ziemlich lästig sey. Jemehr sich Uberto zurück zog, desto näher kam ihm der Korsar entgegen, und meinte, wenn er nur etwas zu seinem Gebothe hinzusetzen wolle, so würde er nicht ungeneigt seyn, den Handel einzugehen. Und nach manchem Wortwechsel wurden sie Handels ein. Uberto zahlte zweytausend Kronen.

Eben stand der junge Adorno da, ermüdet von der Last seiner Arbeit, die seine Kräfte weit überstieg, ganz

in ein trauriges Nachdenken vertieft, halb in Verzweiflung versunken, ob er je in eine glücklichere Zukunft blicken dürfe; als Uberto, an seiner Seite Adorno's Herr, der Korsarenhauptmann, auf ihn zukam, und erklärte, daß er nun einen neuen Herrn habe, und an Uberto verkauft sey.

Die Freude, die jetzt so wohl in des jungen Menschen Augen emporstieg, als sich über sein ganzes Wesen ausbreitete, läßt sich mit Worten nicht beschreiben.

Uberto winkte ihm, sich in seiner Freude zu mäßigen; denn er fürchtete, weil das Geld noch nicht bezahlt war, daß der Verkäufer seinen Handel wieder zurück nehmen könne.

Uberto nahm den Korsarenhauptmann mit sich nach Hause, und zahlte ihm die bestimmte Summe. Dann eilte er auf Flügeln zu dem jungen Menschen, erklärte ihn für frey, und nahm ihm mit eigenen Händen die drückenden Fesseln ab. Uberto's Bediente kam, und brachte Kleidungsstücke, um ihn umzukleiden. So sehr sich der junge Adorno nach seiner Erlösung gesehnt, so sehr er sich mit der angenehmen Aussicht geschmeichelt hatte, daß sie nicht mehr fern seyn könne, so war ihm dessen ungeachtet das alles, was jetzt geschah, zu überraschend, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschehen sey. Er fiel seinem Retter um den Hals; seine Thränen erstickten seine Worte.

Uberto nahm den Jüngling zu sich in sein Haus, und machte ihm so viel Vergnügen, als in seinen Kräften stand. Es zeigte sich eine Gelegenheit, ihn in sein Vaterland auf eine gute Weise zurück schicken zu können.

„Lieber junger Mann," sagte Uberto, „ich kann mir es vorstellen, wie sehnsuchtsvoll sich Ihr Herz zu den Ihrigen zurückwünscht. Gern würde ich Sie noch

länger hier behalten; allein ich bescheide mich, denn der Freund muß denen, die ihnen das Liebste in der Welt seyn müssen, muß ihren Aeltern, Geschwistern und Anverwandten nachstehen. Es würde also grausam seyn, Ihnen zuzumuthen, länger hier zu verweilen. Ich gebe Ihnen meinen treuesten und erfahrensten Bedienten mit, der Sie, wie ich wünsche, wohlbehalten in Ihr väterliches Haus zurück führen soll. Nehmen Sie diese Börse. Die darin befindliche Summe wird hinreichend seyn, das, was für Ihre Reise Bedürfniß seyn möchte, bestreiten zu können. Auch nehmen Sie diesen Brief an Ihren Vater mit, der sich vermuthlich meiner erinnern wird. Leben Sie wohl. Denken Sie meiner, so wie ich Sie nie vergessen werde.“

Sie schieden dann von einander. Adorno war ganz ausser sich über Uberto's Großmuth, und gelobte ihm in seinem Herzen die heiligste Dankbarkeit.

Wie erstaunten Adorno's Aeltern nicht, als ihr geliebter Sohn, den sie so unglücklich geglaubt, den sie schon für todt gehalten hatten, gesund und wohlbehalten in ihre Arme zurückkehrte. Sie bebten, als er ihnen die Gefahren beschrieb, denen er ausgesetzt gewesen sey.

„Und wem habe ich deine Rettung zu verdanken?“ fragte Adorno's Vater.

„Hier, dieser Brief wird Ihnen alles erklären, und uns beyden das aufschließen, was mir zeither noch Räthsel war.

Adorno's Vater ergriff mit dem Feuer der Dankbarkeit und Liebe den Brief, öffnete ihn und las:

„Der Sohn eines geringen Handwerkers, der Ihnen einst sagte: Sie würden gewiß noch einmal die schnöde Verach-

tung bereuen, womit Sie ihm begegneten, genießt jetzt die Freude, das, was er damals hoffte, nunmehr in Erfüllung bringen zu können. Denn wissen Sie, stolzer Edelmann! der Retter ihres Sohnes ist

der

verbannte

Uberto."

Kinder, ihr könnt euch vorstellen, was alles in des alten Adorno's Seele vorging, als er diesen Brief gelesen hatte. Bewunderung dessen, den er verfolgt, unglücklich gemacht hatte, und der Böses mit Gutem vergalt — Schaam seiner Unwürdigkeit — Dank — den gerettet zu sehen, welcher ihm so theuer, und die Freude seines Lebens war — alles dieses wogte in seiner Seele auf und ab. Wie weit über sich erhaben fühlte er Uberto, und wie tief stand er unter ihm! Er wurde bald bleich und bald roth über die erhabenen Schilderungen, die der junge Adorno von Uberto's vortrefflichem Charakter machte.

„Und gäbe ich ihm mein ganzes Vermögen," erwiederte der Vater, „so würde doch dieser mein Dank noch zu schwach für Uberto's edle Handlung seyn. Indessen soll mir keine Aufopferung zu groß seyn, deren ich mich nicht seinetwegen unterziehen wollte. Vergessen sey der alte Groll; er verwandle sich in Achtung und Liebe."

Adorno war ein Mann von großem Ansehen. Man machte sich es zur Ehre, ihm gefällig seyn zu können. „Edler Mann, sagte er nach einigen Tagen, indem er hin und

her sann, wie er Uberto seinen Dank auf eine auszeichnende Art zu erkennen geben möchte; edler Mann, du gabst mir meinen Sohn wieder, der ganz gewiß ohne dich verlohren gewesen seyn würde, ich will dich — deinem Vaterlande wieder geben, ob ich gleich die Ursache war, daß du aus demselben verstossen wurdest."

Adorno that alles, die Feinde Uberto's zu versöhnen, die während seiner Abwesenheit immer mächtiger und mächtiger geworden waren. Es gelang ihm endlich, jedoch mit vieler Mühe, daß Uberto's Verdammungsurtheil wieder aufgehoben wurde.

Adorno schrieb an Uberto, dankte ihm für seine edle Handlung, und meldete es ihm, daß er in sein Vaterland zurückkehren könne.

Wer nun aber einmal das Unglück hat, daß der Stolz sich seines Herzens bemeisterte, der kann sich nicht verläugnen, so sehr er auch seine Empfindungen zu bemänteln sucht. Das nemliche wiederfuhr unserm Adorno. Uberto fand diese Stellen in seinem Briefe sehr bald, und sie verleideten ihm einigermaßen die schöne Freude, die ihm dieser Brief gemacht haben würde, hätte er diese Stellen nicht darin gefunden. Nach einer kurzen Ueberlegung bemerkte er, daß die Liebe zu seinem Vaterlande alle andere kleine Bedenklichkeiten überwog, und so eilte er diesem mit voller Freude wieder zu. Sein Charakter war seinen ehemaligen Mitbürgern ununterbrochen verehrungswürdig geblieben, und so erntete er für seine schöne Handlung denjenigen Lohn, der der Tugend unausbleiblich, wenn auch nicht augenblicklich, nachfolgt.

Claudius.

Der rechthaberische Wenzel.

Als Wenzel mit seinen Aeltern bey Tische saß, sagte seine Mutter: Unser Vetter Wolf that neulich so arm, als wenn er verhungern wollte; heute habe ich gesehen, daß er ein neues aschgraues Kleid mit Stahlknöpfen trug; also muß doch die Armuth noch nicht so gar groß seyn. Nein, Mutter, fiel ihr Wenzel in die Rede, du hast nicht recht gesehen: es war kein aschgraues, sondern ein leberfarbenes Kleid; es waren auch keine stählernen, sondern metallne Knöpfe. — Ach, sagte der Vater, es ist vor einiger Zeit ein Verwandter von ihm in Magdeburg gestorben; von dem wird er das Kleid geerbt haben. Nein, Vater, sagte Wenzel, er war nicht in Magdeburg, sondern in Weimar; ich weiß es gewiß. Ob nun gleich der Vater versicherte, daß er selbst in Magdeburg gewesen wäre, und den Verstorbenen gekannt hätte, so blieb Wenzel dennoch dabey, daß er in Weimar gestorben wäre. Nicht lange darauf erzählte seine Schwester, daß heute eine Extrapost mit vier Pferden durchgefahren wäre. Nein, Schwester, erwiederte Wenzel, es waren nur drey Pferde, du hast nicht recht gezählt. Die Schwester behauptete vier Pferde, und Wenzel ward darüber so böse, daß er auf der Stelle in den Gasthof laufen und ein Zeugniß des Wirths einholen wollte, daß die Post nur mit drey Pferden bespannt gewesen wäre. Es waren wirklich nur drey Pferde gewesen, und die Schwester hatte sich bloß versprochen; aber, sie wollte dem Widersprecher nicht die Freude machen, zuzugeben, daß er Recht hätte. Dieser Knabe hatte einen übermäßigen Hang zum Widersprechen, und so oft

er den Mund aufthat, waren immer die ersten Worte: Nein, Vater! nein, Mutter! nein, Schwester! u. s. w.

Gleich darauf trat eine Magd zu ihm, und wollte die Schüssel vom Tische haben. Wenzel wollte das nicht leiden und sagte ihr: sie sollte auf eine andere Seite des Tisches gehen. Weil sie aber dennoch da stehen blieb, so gab er ihr Schuld, sie hätte seine Kleider mit Brühe begossen. Die Magd läugnete es und Wenzel behauptete es, und daraus ward ein Zank, welcher eine ziemliche Zeit fortdauerte. Als das Essen vorbey war, trug der jüngere Bruder seinen Stuhl weg. Wenzel klagte laut darüber, daß er ihn gestossen hätte. Der Andere verantwortete sich und das gab wieder einen Streit, den der Vater nicht eben zu Wenzels Vortheile entschied. — Voll Verdruß ging Wenzel aus der Stube, und trat in die Hausthüre. Hier sahe er einen kleinen Knaben aus der Nachbarschaft, welcher mit Steinchen auf der Gasse warf. Gleich fuhr ihn Wenzel heftig an: „Ich glaube, Junge, du willst mit Steinen nach mir werfen?“ Dieser ließ sich auch nicht zweymal zum Streite auffordern, sondern erwiederte Wenzels Beschuldigung mit Schimpfwörtern, und sie geriethen in einen so heftigen Zank, daß es wohl gar zur Schlägerey gekommen wäre, wenn sich nicht Wenzels Vater darein gelegt, und die Zänker aus einander gebracht hätte.

Also hatte Wenzel in Einer Stunde mit Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Magd und Nachbars Sohne gestritten, freylich über lauter unbedeutende Kleinigkeiten. Aber, wer als Knabe schon allen Leuten widerspricht und über jede Kleinigkeit zankt; glaube ihr wohl, daß der verträglicher seyn wird, wenn er,

als Mann mit wichtigern Dingen zu thun bekommt? und haltet ihr beständigen Widerspruch und Zank für etwas Gutes und Angenehmes?

Thieme.

Der reiche Mann.

An einem Winterabende, als Allwin und Theodor mit ihrem Vater am Kaminfeuer saßen, wurde dem letztern ein schwarzgesiegelter Brief gebracht, den er mit sichtbarer Bewegung las. Er faltete ihn hierauf langsam zusammen, hielt ihn lange zwischen beyden Händen und sah gedankenvoll in das Feuer. Die Kinder betrachteten ihren Vater mit gespannter Erwartung. Endlich brach er das Stillschweigen und sagte:

Erinnert ihr euch noch des prächtigen Pallastes in der Gegend von H...., den wir im vorigen Jahre auf unsrer Reise besahn, und der so vieles enthielt, was eure Bewunderung erregte?

Du meinst das Feenschloß, sagte Allwin, das in der schönen Ebne am Flusse liegt, und schon in der Ferne einen so herrlichen Eindruck macht? Ach! welch ein köstliches Haus! Alle Wände darin waren mit den schönsten Gemählden, alle Treppen und Säle mit Bildsäulen geschmückt!

O ich sehe noch das herrliche Zimmer, fiel Theodor ein, wo an den hellblauen seidnen Tapeten die schönsten Blumen, Schmetterlinge und Paradiesvögel

gemahlt waren, als ob sie lebendig wären; und das Naturalienkabinet, wo wir so viele ausländische Thiere sahn.

Aber das Schönste, fuhr Allwin fort, war doch der Park, der uns, von dem Balkon herab, wie eine unbegränzte Landschaft vorkam, die uns an alles, was wir je von Feengärten gehört hatten, erinnerte. Die marmornen Tempel, die schäumenden Wasserfälle, die stillen und kühlen Grotten — alles das steht mir noch jetzt vor Augen, und ich weiß noch gar wohl, wie wir auf jedem freyen Platze durch etwas Neues und Schönes überrascht wurden.

Eben da war es, setzte Theodor hinzu, wo uns die Gold- und Silber-Fasanen erschreckten, die so schnell vor uns auffuhren. Was für eine Menge seltnen Geflügels war nicht da zu sehn! und wie wünschten wir nicht, alles das immer und immer genießen zu können!

Ihr priest den Besitzer aller dieser Dinge sehr glücklich, sagte der Vater, und ich erinnerte euch, wenn ich nicht irre, daß man sich noch gar manches hinzu wünschen müsse, um sich eines solchen Besitzes erfreuen zu können.

Du sagtest, fiel Theodor ein, ein Kranker würde doch gegen alles das ziemlich gleichgültig seyn, und wer ein unruhiges Gewissen hätte, könnte sie gar nicht genießen.

Auch müßte man Freunde haben, die sich mit uns erfreuten, setzte Allwin hinzu.

So ist es, meine Kinder, fuhr der Vater fort, und die Geschichte des Mannes, dem jenes prächtige Haus gehörte, beweist die Richtigkeit dieser Bemerkung nur allzusehr. Er ist vor wenigen Tagen gestorben, dieser

unglückliche Mann, und dieser Brief gibt mir die Nachricht von seinem Tode, nach welchem er sich schon lange gesehnt hatte.

Die Kinder wünschten zu wissen, worin das Unglück dieses reichen Mannes bestanden habe. Der Vater befriedigte ihren Wunsch durch folgende Erzählung:

Herr Adams, so hieß dieser reiche und unglückliche Mann, war der Sohn eines kleinen Krämers in Nieder-Sachsen, der sehr frühzeitig in dürftigen Umständen starb und diesen Sohn und eine Tochter hinterließ. Ein weitläuftiger Verwandter des Verstorbenen nahm sich des Knaben an und brachte ihn zu einem Kaufmann in Hamburg in die Lehre; die Tochter ward genöthigt Dienste zu suchen. Adams war ein Knabe von trefflichen Anlagen. Er bemühte sich seinem Herrn zu gefallen, verrichtete seine Geschäfte mit Geschicklichkeit und Treue, und wußte noch außerdem Zeit zur Erlernung nützlicher Kenntnisse zu gewinnen. Dieser Eifer blieb nicht unbelohnt. Sein Herr zeichnete ihn bald vor allen seinen übrigen Dienern aus, vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte, und sah sie unter seinen Händen gedeihen. Mehrere Spekulationen, zu denen ihn Adams veranlaßt hatte, gelangen über alle Erwartung, und setzten ihn in den Besitz eines sehr großen Vermögens. Zur Dankbarkeit ernannte er den Diener zu seinem Handelsgenossen.

Adams genoß sein Glück ohne Uebermuth. Seine Lage war sehr angenehm. Er besorgte seine Geschäfte mit Leichtigkeit, und da sie ihm oft Gelegenheit zu reisen gaben, benutzte er diese, seine Kenntnisse zu bereichern, und seinen Geschmack zu bilden. Seine Geistekräfte entwickelten sich immermehr, und er erwarb

sich überall Achtung und Liebe. Die Reichen suchten seinen Umgang, weil er liebenswürdig war; die Aermern suchten seinen Rath und oft seine Unterstützung, und er war überall zu helfen bereit. Ihr könnt leicht glauben, daß er, bey diesen Gesinnungen, seine arme Schwester nicht vergaß. In der That zog er sie aus ihrer Dürftigkeit und verheirathete sie an einen Landprediger, der sie liebte, und durch Adams Unterstützung in eine sehr bequeme Lage gesetzt wurde.

Nach Verlauf von einigen Jahren ward sein ehemaliger Herr tödtlich krank, und da er keine Hoffnung sah, wieder aufzukommen, ließ er seinen Handelsgenossen zu sich rufen, und sagte zu ihm: „Ich werde nicht lange mehr leben; es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle. Noch heute will ich meinen letzten Willen niederlegen, in welchem ich dich zu meinem einzigen Erben ernannt habe. Du verdienst dieß; denn du hast das Meinige treu verwaltet und es zehnfach vermehrt. In deinen Händen wird es gedeihn, und ich darf nicht fürchten, den mühsamen Erwerb meines Lebens nach meinem Tode leichtsinnig zerstreut zu sehn. Die Kinder meiner Schwester sind ausgeschlossen. Sie haben sich nicht nach meinem Willen gefügt, und ich bin überzeugt, daß sie sich auf meinen Tod freuen. Diese Freude soll ihnen verdorben werden.“

Alle diese Umstände weiß ich größtentheils aus Herrn Adams eigenem Munde. Ich hatte ehedem einige bedeutende Geschäfte mit ihm gemacht, und besuchte ihn vor mehrern Jahren. Er schloß mir sein ganzes Herz auf. Als er an diesen Punkt seiner Geschichte kam, rief er aus: „Ich Unglücklicher! ich glaubte bey dieser Entdeckung auf dem Gipfel des

Glücks zu stehn, und ich ahndete nicht, daß mir das Schicksal eine gefährliche Schlinge gelegt hatte."

„Meine Geschäfte, fuhr er fort, nöthigten mich unmittelbar nach diesem Auftritte zu einer kleinen Reise, die ich früh genug zu beendigen glaubte, um meinen Freund noch am Leben zu finden. Der Himmel hatte es anders beschlossen. Meine Geschäfte verlängerten sich unerwarteter Weise; er starb, und erst einige Monate nach seinem Tode kam ich nach Hause zurück, um meine Erbschaft in Besitz zu nehmen."

„Die nächsten Verwandten meines verstorbenen Freundes waren ein Neffe und eine Nichte, die, ich weiß nicht wodurch, seinen Unwillen auf sich geladen hatten. Ihre Lebensart mochte nicht die regelmäßigste gewesen seyn, und sie hatten, in Hoffnung der reichen Erbschaft ihres Oheims, eine große Schuldenlast aufgehäuft. Sie hatten während meiner Abwesenheit das Testament eröffnen lassen, und da sie den Inhalt desselben hörten, waren sie in die heftigsten Verwünschungen gegen mich ausgebrochen. In ihren Erwartungen getäuscht, von ihren Gläubigern verfolgt, sahen sie sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Man sagte, sie hätten ihren Weg nach England genommen."

Herr Adams nahm nun Besitz von einem unermeßlichen Vermögen, das er durch Glück und Fleiß noch täglich vermehrte. Er heirathete eine schöne und liebenswürdige Frau, die ihm innerhalb zwey Jahren einen Sohn und eine Tochter gebar.

Damals war es, wo er das schöne und geschmackvolle Haus erbaute, das ihr so sehr bewundert habt. Er hatte auf seinen Reisen vieles gesehn und ausgebreitete Bekanntschaften mit Künstlern und Kunstken-

nern errichtet. Diese benutzte er jetzt, und ihr habt selbst gesehn, welch eine Menge der schönsten Verzierungen er zusammengebracht hat. In diesem bezaubernden Aufenthalte lebte er die glücklichsten Tage in dem Schooße seiner Familie und in einem angenehmen Zirkel geistreicher Freunde, die sein Reichthum und die Annehmlichkeiten seines Hauses um ihn versammelten.

Herr Adams schilderte mir die Glückseligkeit, die er damals genoßen, mit den lebhaftesten Farben. „Alle meine Wünsche waren erfüllt, sagte er unter andern, oder vielmehr mein Glück übertraf alles, was ich mir je hatte träumen lassen. Wenn ich an der Seite meiner schönen und liebenswürdigen Frau auf dem Balkon meines Hauses saß und meine Kinder auf meinen Knieen schaukelte, glaubte ich eine Welt zu meinen Füßen zu sehn, und dachte mich als den Beherrscher derselben. Aber das glückliche Loos, das mir vom Himmel gefallen war, hatte meine Blicke von dem Himmel weggelenkt, und ich hatte die Wandelbarkeit aller menschlichen Güter vergessen. Ach erst dann, als ich ihren besten Theil verlohren hatte, dachte ich wieder an Gott, und mein bekümmertes Herz suchte den auf, den ich in meiner Freude vergessen hatte. Sie sehn mein Leiden, setzte er hinzu, und doch ist das, was Sie sehn, nur ein Theil derselben.“

Als mir Herr Adams dieses sagte, lag er in einem kleinen Zimmer seines Landhauses, in das kein Strahl der Sonne drang, auf einem Bette, dessen Vorhänge sich nur selten öffneten. Eine unheilbare Gicht hatte sich fast aller seiner Glieder bemächtigt, und seine Augen so sehr angegriffen, daß ihm oft der mattste Schimmer des Lichtes unerträglich war. Die

geringste Bewegung verursachte ihm unerträgliche Schmerzen. Er nahm selten Besuch an, und seine Schwester, die ihren Mann verlohren hatte, war die einzige Person, die er in seinem Zimmer dulden mochte, und die für seine Bedürfnisse sorgte. Sein Haus war verwaist, und wo man ehedem nur die Stimme der Freude zu hören pflegte, tönten jetzt nur die ängstlichen Seufzer eines unheilbaren Kranken.

Herr Adams hatte gerade damals einige leidentliche Augenblicke. Als er sah, daß ich von seinem Zustande gerührt war, drückte er mir die Hand und sagte: „Ich will Ihnen mein ganzes Herz ausschütten. Sie nehmen Theil an meiner unglücklichen Lage, und ich fühle mich erleichtert, wenn ich meinen Kummer in eine theilnehmende Brust niederlegen kann.“

Er fuhr hierauf nach einer kleinen Pause fort: „Sechs Jahre hatte ich in dieser glücklichen Lage gelebt, als mich meine Geschäfte nach London riefen, wo ich mehrere Monate verweilen mußte. Es war das erstemal nach meiner Verheirathung, daß ich mich so lange von meiner Familie entfernte. Meine Sehnsucht nach ihr war außerordentlich, und ich genoß wenig von den Annehmlichkeiten der unendlichen Stadt. Denn mein Herz war beklommen und die Ahndung eines großen Unglücks schien auf demselben zu lasten.“

„Eines Tages ging ich bey Newgate vorbey, wo man eben Anstalt machte, einige Straßenräuber aufzuknüpfen. Ich hatte nicht die mindeste Lust, bey diesem Schauspiele zu verweilen; da ich aber unglücklicher Weise in dem Gedränge hörte, daß der eine von ihnen ein Deutscher sey, zog ich doch weitere Erkundigung ein. Stellen Sie sich meine Bestürzung vor, als ich den Nahmen Olivier hörte, den Nahmen des

Man-

Mannes, den mein ehemaliger Herr mir zu Liebe enterbt hatte! Ich hoffte indeß noch einen Augenblick, daß er ein andrer seyn möchte; da ich aber meine Augen auf das Schaffot richtete, stand derselbe Mann auf der Leiter, in dessen verstörten Mienen ich nur allzu deutlich die wohlbekannten Gesichtszüge des Enterbten fand."

„Ich war bey dieser schrecklichen Entdeckung wie vom Donner gerührt. Ich eilte nach Hause, ohne zu wissen, was ich that und wie mir geschehn war. Und kaum hatte ich mich von der ersten Erschütterung einigermaßen erholt, als ich einen Brief von meiner Frau bekam, in welchem sie mir schrieb, daß unsere Töchter am Scharlachfieber daniederläge, und auch an dem Knaben die ersten Symptome der Krankheit sich zeigten. Sie bath mich, ruhig zu seyn, und das Beste zu hoffen."

„Diese Nachricht würde mich unter allen Umständen erschreckt haben, aber in diesem Augenblicke warf sie mich ganz danieder. Ich hatte nicht die mindeste Hoffnung, meine Kinder gerettet zu sehen, und brachte die Gefahr, in der sie sich befanden, und Oliviers unglückliches Schicksal in eine traurige Verbindung. Was ich noch gar nicht gewagt hatte, deutlich zu denken, stand in diesem schrecklichen Augenblicke klar vor meiner Seele. Ich sagte zu mir selbst: Du bist die Ursache von Oliviers Thaten und Tod. Du besitzest das Vermögen, das ihm gehörte: du besitzest es, weil du dich mit keinem Worte für ihn verwendet, und seinen Oheim nicht mit ihm auszusöhnen gesucht hast. Jetzt, wo dieser Unglückliche, den die Verzweiflung aus seinem Vaterlande trieb, die Strafe für ein Verbrechen büßt, wozu ihn seine Hülflosigkeit nöthigte,

leidest du in der Angst für deine Kinder einen doppelten Tod und büßest für die Sorglosigkeit, mit welcher du das Unglück des Enterbten betrachtet hast."

„Ich hatte keinen ruhigen Augenblick mehr in England; ich mußte nach Hause, und glücklicher Weise fand sich ein Schiff, das eben zum Auslaufen bereit war. Meine Unruhe begleitete mich auf der Ueberfahrt und immer stand das Bild meiner Kinder vor meinen Augen. Ach! ich sollte sie nicht wiedersehen! Während ich auf dem Meere umhertrieb, waren die Lieblinge meines Herzens ein Raub des Todes geworden."

„Kaum war ich angelandet, als ich nach meinem Landhause eilte. Es wurde Nacht, ehe ich ankam, und ich sah von fern einen Theil des Hauses stark erleuchtet; in den dunkeln Zimmern gingen bisweilen Lichter hin und her. Meine Unruhe war unbeschreiblich, und so schnell ich auch fuhr, schien mir doch der Wagen stille zu stehn. Endlich kamen wir an. Ich eilte die Treppe hinauf, niemand begegnete mir. Ich riß den erleuchteten Saal auf, und sah meine Frau im Sarge."

Herr Adams hielt bey diesen Worten inne, faltete die Hände und schien in der Erinnerung seines Schmerzes verlohren. Dann fuhr er fort:

„Ich will Ihnen meine Empfindungen nicht beschreiben. Mein Schmerz war unendlich. Sinnlos war ich neben dem Sarge niedergefallen, in welchem meine geliebte Gattinn lächelnd lag. Ein heftiges Fieber ergriff mich; ich raste mehrere Tage lang, und die Aerzte gaben mich auf. Aber ach! ich hatte die Schaale meiner Leiden noch nicht geleert, und kehrte wider Erwarten in das Leben zurück."

„Von dieser Zeit an erschien mir mein Haus, das vordem der Wohnsitz der Freude und Zufriedenheit gewesen war, wie ein offnes Grab, das meine Geliebten verschlungen hatte. Wohin ich trat, wohin ich meine Augen richtete, sah ich nichts als die Spuren abgeschiedner Freuden, denen ich umsonst meine Thränen und Seufzer nachschickte. Aber auch der Genuß einer wehmüthigen Traurigkeit war mir nicht vergönnt; denn überall drängte sich Oliviers furchtbare Gestalt zwischen die theuern Schatten meiner Kinder und meines geliebten Weibes. Ich sah ihn wachend und schlafend. Wie oft bin ich in tödtlicher Angst von meinem Lager aufgefahren, wie ich ihn im Traume sah, wie er meine Kinder erwürgte, oder sie in die Flammen meines Hauses stürzte, oder mit mir kämpfte, und sein Vermögen forderte, das er sein rechtmäßiges Eigenthum nannte."

„Diese Träume schienen mir immer mehr und mehr die Stimme des Gewissens zu seyn. Meine Besitzungen machten mir keine Freude mehr, und ich sah dieß als einen Beweis an, daß ich sie mit Unrecht besäße. Ach! mein Freund," fuhr Herr Adams mit einem Seufzer fort, „ich würde auch in meinem Unglücke noch glücklich gewesen seyn, wenn mich mein Gewissen über diesen Punkt frey gesprochen hätte. Ich durfte mir zwar nicht verwerfen, das Testament meines Prinzipals auf eine unrechtmäßige Weise erschlichen zu haben; von einem solchen Verbrechen war ich ganz rein, aber hatte ich auch nur das mindeste gethan, den harten Entschluß zu mildern, durch den er seinen nächsten Verwandten enterbte? Aber leider nicht! Diese Unterlassung quälte mich jetzt, und ich rechnete mir Oliviers Thaten und seinen Tod zu. Es war ganz

umsonst, daß ich diesen Gedanken bekämpfte; er kehrte immer zurück, und wenn ich ihn am Tage entfernt hatte, ergriff er mich mächtiger des Nachts."

„Einstmals als ich mich unruhig auf meinem Lager umher warf, fiel mir plötzlich ein, woran ich bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß Olivier eine Schwester gehabt und daß er mit dieser geflohen wäre. Dieser Gedanke fiel mir mit neuer Gewalt auf das Herz; aber eben so schnell leuchtete mir ein schwacher Schimmer des Trostes daraus hervor. Gottlob! rief ich aus, so kann ich doch vielleicht einen Theil meines Unrechtes wieder gut machen. Ich will sie retten, wo sie auch seyn mag!"

„Mit diesen Worten sprang ich auf, und machte sogleich Anstalten zur Abreise. Niemand begriff meine Absicht, denn ich hatte mich niemanden anvertraut und ich ließ die Welt glauben, daß der Tod meiner Familie die einzige Ursache meiner Traurigkeit sey. Ich kam schnell nach London. Mit unsäglicher Mühe erhielt ich einige Nachrichten von der Person, die ich suchte; aber die Spuren ihres Daseyns waren fast verwischt, und das wenige, was ich erfuhr, war nicht gemacht, mich aufzuheitern. Aus allem wurde endlich wahrscheinlich, daß sie nach Amerika gegangen sey. Ich eilte ihr auch dorthin nach, aber ohne Erfolg. So verschwendete ich mehrere Jahre mit fruchtlosen Bemühungen, bis ich endlich nach Hause zurückkehrte. Die vielfältigen Reisen, die Gefahren, die ich ausgestanden, die Unruhe, die mich niemals verließ, — alles dieses hatte meine Kräfte aufgerieben und ich versank allmählich in den hülflosen Zustand, in welchem Sie mich jetzt erblicken. Meine Gesundheit ist unwiederbringlich verlohren; meine Reichthümer

sind mir verhaßt, und alle meine Hoffnungen sind auf den Tod gesetzt, der mich von meinen Leiden erlösen und in die Arme meiner Gattinn und meiner Kinder zurückführen wird."

Dieß ist die Geschichte des bedauernswürdigen Mannes, den die Vernachläßigung einer einzigen menschenfreundlichen Handlung so unaussprechlich unglücklich gemacht hatte. Nur ein so edler Mann konnte sich, um einer solchen Unterlassung willen, so hart anklagen, und eine so lange Reue fühlen. Nachdem er mehrere Jahre auf die traurigste Weise zugebracht hatte, starb seine Schwester, deren Gegenwart und Sorge seine Leiden erleichtert hätte; und dieses neue Unglück beschleunigte seinen Tod. Als er die Annäherung desselben fühlte, dankte er Gott, daß er ihn aus diesem Zustande befreyen wollte. Denn seine Leiden hatten ihn längst von der Welt getrennt und er sehnte sich nach dem Himmel und der Ruhe im Grabe.

So kann dem Menschen das enge und finstre Grab lieber werden, als der glänzendste Pallast.

So wenig kann uns der Besitz äußerer Güter glücklich machen, wenn er nicht mit dem Besitze des höchsten Gutes, dem innern Frieden, der Einigkeit mit uns selbst und dem Zeugnisse eines reinen Gewissens verbunden ist.

Jakobs.

Reinlichkeit geht vor Schönheit.

Carl und Erneſtinchen freuten ſich ſchon ſeit vierzehn Tagen auf einen Beſuch, den ihnen ein Paar nahe Verwandte zu machen verſprochen hatten, die ſchon ſeit länger, als vier Jahren, da ihre Mutter ſtarb, von einer Freundinn zu ſich genommen worden waren. Seit dieſer Zeit hatten ſie ſich nicht geſehen, ſonſt waren ſie faſt täglich bey einander, und hatten einander herzlich lieb. Jetzt wollten ſie mit ihrer Pflegemutter eine Reiſe zu einem ihrer Brüder machen, und bey dieſer Gelegenheit, hatten ſie geſchrieben, würden ſie vielleicht ein Paar Tage bey ihnen zubringen.

Wie nur die arme Mariane ausſehen wird, ſagte Carl zu ſeiner Schweſter, da ſie eben wieder von ihrem Beſuche ſprachen, und vor der Thür nach der Gegend hinſahen, wo ſie ſie her erwarteten. Wie nur die arme Mariane ausſehen wird! — die garſtigen Pocken!

Ja, erwiederte Erneſtinchen, ſie ſoll ſich gar nicht mehr ähnlich ſehen, ſagte der Vater. Er hat ſie gar nicht gekannt, als er ſie vorm Jahre geſehen hat. — Aber mag ſie doch ausſehen, wie ſie will, wenn ſie nur noch ſo gut iſt, und mich noch ſo lieb hat, wie ſonſt.

Carl. Ja, ob du gleich immer lieber mit Jettchen ſpielteſt, als mit ihr. Ich habe ſie immer lieb gehabt. Jettchen war doch immer zu ſehr wild.

Erneſtinchen. Sie war luſtig, und du warſt damals immer ein kleiner Murrkopf!

Gott grüß Euch, Kinder! — redete jetzt ein Mädchen sie an, die sie nicht bemerkt hatten. Wo wohnt denn der Kaufmann Schmidt? —

Die Kinder sahen das Mädchen an, die Stimme schien ihnen bekannt. — Es ist unser Vater, sagte endlich Ernestinchen. Wollen Sie mit ihm sprechen? er ist gleich hier im Gewölbe.

Kennt Ihr mich denn nicht? — Sie nahm eins nach dem andern beym Kopfe, mein liebes Tinchen, mein guter Carl, — kennt Ihr denn eure Mariane nicht mehr?

Marianchen? jubelten beyde laut auf! Marianchen! O du leichtfertiges Mädchen! dich so zu verstellen? — Ja, ja, du bist's, sagte Carl, als er sie genau angesehen hatte, ich wollte es gleich sagen, wie ich nur deine Stimme hörte!

Aber wo hast du denn Jettchen? fragte Ernestinchen.

O da hätte ich noch lange warten können. Die Mutter, so nannten sie die Freundinn, welche sie zu sich genommen hatte, ist bis an den Gasthof mitgefahren, wo der Kutscher bleiben soll; sie will sich nur ein wenig anders anziehen, dann wird sie kommen, und Jettchen auch mitbringen, — denn Kinder, unter uns, es ist noch die Alte! Der Vater hörte seine Kinder laut sprechen, er trat an's Gewölbe — da ward ihn Marianchen gewahr. Er nahm sie mit sich, und schickte nach seiner Frau. Die Kinder bathen den Vater, daß er ihnen erlauben möchte, Marianchen zur Mutter zu begleiten und da mit ihr zu bleiben, bis die übrigen kämen. Er erlaubte es, sie kamen zur Mutter. — Nein! sagte diese, allzu übel haben dich die Pocken doch nicht zugerichtet, als sie sie be-

grüßt hatte, — und was mir noch lieber ist, ich sehe immer noch das liebe Mädchen vor mir, die besonders Reinlichkeit liebte! — Wie weit seyd ihr denn heute gereiset?

Marianchen. Wir kommen geraden Weges von Hause! Wir sind früh ausgefahren! In M. haben wir Mittag gehalten und weiter sind wir nicht eingekehrt.

Sechs Meilen, sagte die Mutter, und heute Vormittags war nicht das beste Wetter! und doch stehst du vor mir da, als ob du dich zu einem Besuch angekleidet hättest.

Marianchen. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich beschmutze mich nicht leicht.

Mutter. Du bist schon gewohnt, auf dich aufmerksam zu seyn, daß du selbst nicht mehr weißt, wenn du es bist. — Sieh, liebes Ernestinchen, was eine gute Gewöhnung thut!

Marianchen. Ey! mein gutes Tinchen war ja immer auch ein sehr ordentliches Mädchen.

Ernestinchen. Lobe mich nicht zu sehr. Mutterchen hat manchmal Ursache, mich an dich zu erinnern.

Carl. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich dächte, (zu Ernestinchen) Marianchen wäre viel eher hübscher geworden, als daß sie entstellt worden seyn sollte.

Marianchen. (Die jetzt ablegen mußte, hatte etwas davon gehört.) Wenn ich nur dir gefalle, mein guter Carl! — Aber andere Leute meinen doch, ich habe mich sehr verändert.

Ernestinchen. Ja nun! Ein Paar Grübchen mehr — das ist's alles! — Aha! (sie macht Miene

einer Horchenden) — ich dächte, ich hörte Jettchen! —

Die Kinder liefen nach der Thüre. — Da sprang Jettchen auf Ernestinchen los: Guten Abend, und dann auf Carln — guten Abend, Junge! — Wo habt ihr denn eure Mutter? Ach! — als sie zur Thüre herein trat — Da sind Sie ja! — Guten Abend, liebes Mühmchen! (Sie wollte sie küssen, aber sie hatte zuvor viel Noth, um ihre Haare, die ihr zerstreut und unordentlich um den Kopf hingen, aus dem Gesichte zu bringen.) Das ist aber auch ein abscheulicher Wind! sagte sie.

Carl. Wo ist denn die Tante? — (Er ging mit Ernestinchen ihr entgegen.)

Jettchen. Sie spricht noch mit deinem Vater! — Nein! erlauben Sie nur, gutes Mühmchen, daß ich mich erst ein wenig wieder in Ordnung bringen kann!

Mariannchen. (die schon am Halstuch und an dem Kleide ihrer Schwester manches gebessert hatte) Laß mich dir doch helfen!

Jettchen. Ach! so ist's lange gut. Nicht wahr, Mühmchen, Sie nehmen mir's nicht übel? (sie zog immer noch an ihrem Kleide, das nicht gut sitzen wollte.)

Mutter. Ich freue mich, Euch einmal bey mir zu sehen; du wirst schon Zeit haben, (zu Jettchen) dich anders anzukleiden. Wie lange wird uns denn Eure Tante das Vergnügen machen, bey uns zu bleiben?

Mariannchen. (Indeß Jettchen an das Fenster getreten war, um sich umzusehen.) Nur bis morgen, gutes Mühmchen; sie hat einmal mit dem Kut-

scher ihre Reise so verabredet, und dieser hat schon andere Fuhren bedungen, wenn er übermorgen zurück kommt!

Mutter. Sie wird aber doch wohl auf der Rückreise wieder bey uns einsprechen?

Mariänchen. Sie wissen wohl, liebes Mühmchen, daß sie in manchen Fällen sehr geheimnißvoll ist! Wir wissen nicht einmal die eigentliche Absicht dieser Reise; denn daß es nicht ein bloßer Besuch seyn soll, den wir ihrem Herrn Bruder machen, haben wir nur daraus schließen können, daß wir unsre besten Kleider und fast alle unsere Wäsche haben mitnehmen müssen. — Jettchen scheint mehr zu wissen, es muß ihr aber sehr ernstlich untersagt worden seyn, mir etwas davon merken zu lassen; denn sie ist sonst nicht so verschlossen, — daher wird es ihr auch dießmal so schwer, an sich zu halten, wenn ich einmal ein wenig neugierig scheine.

Mutter. Je nun! Ihr Mädchen wachset heran — Jettchen wird wohl siebenzehn Jahre alt seyn!

Mariänchen. Ja, sie ist's schon gewesen!

Mutter. Nun sieh! und du sechszehn, — denn ihr seyd ja noch kein Jahr aus einander. — Wer weiß, was geschehen kann!

Die Tante kam jetzt mit dem Vater und den Kindern. Nach den ersten Begrüßungen bath die Tante, daß jemand in den Gasthof geschickt werden möchte, der mit einem gemietheten Tagelöhner ihren Koffer herbeyholen könnte. Es wurde besorgt, und als der Koffer ankam, gingen die Kinder mit Ernstinchen und Mariänchen zu den Leuten, die ihn brachten und ließen ihn auf die Stube schaffen, in welcher die Tante

mit ihren beyden Pflegetöchtern wohnen sollte. Während dieser Zeit entdeckte die Tante ihren Freunden die wahre Absicht ihrer Reise. Ihr Bruder, erzählte sie, habe einen einzigen Sohn, er sey entschlossen, ihm seine Handlung zu übergeben und ihn zu verheirathen. Vor einigen Tagen habe er ihr in einem Briefe die Entdeckung gemacht: daß er dem verstorbenen Vater ihrer Pflegetöchter viele Verbindlichkeiten habe, und wünschte, daß eine derselben die Gattinn seines Sohnes werden möchte. Sie setzte hinzu: sie zweifle gar nicht, daß er Jettchen wählen werde, nicht nur, weil sie die älteste, sondern auch die schönste und artigste von beyden sey. Marianchen sey zu sehr von den Pocken entstellt und viel zu still für den jungen Mann, der ebenfalls sehr heiter sey! Und geschieht das, schloß sie endlich, so verkaufe ich mein Haus in D.., und ziehe nach L.., um den jungen Leuten desto näher zu seyn.

Ihre Freunde freuten sich mit ihr, und wünschten ihr den besten Erfolg ihrer Reise. Nur, sagte der Vater, der kein Bedenken trug, das, was er von einer Sache dachte, laut zu sagen; — nur wünschte ich, daß Jettchen ein wenig mehr auf ihren Anzug sehen möchte! Ich kenne Ihren Herrn Bruder und kenne seinen Sohn! Wenn sie sich ihnen so zeigt, wie ich sie heute gesehen habe! Ich fürchte, ich fürchte!

Die Tante suchte sie damit zu entschuldigen, daß man auf der Reise es nicht so genau nehmen müsse! Wir sind heute den ganzen Tag gefahren, es hat unaufhörlich gestürmt und geregnet, wer kann da so genau auf sich sehen, daß nicht manches in Unordnung kommen sollte!

Ist wohl wahr, sagte der Vater, aber Marianchen hat die Reise auch mit gemacht, und gleichwohl —

Ja bey der, erwiederte sie, ist es Naturgabe; sonst wüßte ich's nicht, wie sie es machte. Denn das muß ich sagen, ich begreife oft nicht, wie es zugeht, daß sie sich immer so gut hält. Sie hat aber auch von Kindheit auf immer ein sehr ruhiges Temperament gehabt — fast zu ruhig. Ich habe manchmal meine Noth mit ihr. Was ist dagegen Jettchen für ein allerliebstes munteres Geschöpf.

Vater. Munterkeit macht uns allerdings angenehm, aber die Munterkeit, die besonders an jungen Frauenzimmern gefällt, habe ich an Marianchen noch nicht vermißt. — Freylich vergibt man auch einem so hübschen Mädchen, als Jettchen, noch etwas mehr, — aber Unreinlichkeit und Unordnung? —

Tante. Sie machen's auch ein wenig zu arg! — Und gesetzt, sie hätte den Fehler, in diesem Stücke ein wenig leicht zu denken — das gibt sich schon, wenn sie nur verheyrathet ist.

Vater. Verzeihen Sie, liebe Freundinn, — wenn ich Ihnen darin widerspreche — das wird gewöhnlich noch schlimmer! — Und was soll der Mann von einer Frau erwarten, die nicht einmal auf sich selbst sieht! — Doch Ihr Herr Bruder und sein Sohn scheinen mir beyde Mann's genug, um sich selbst rathen zu können. Ich wünsche Ihnen das beste Glück.

Tante. Wenn mein Neffe Augen hat, so ist mir nicht leid.

Die Kinder kamen zurück und das Gespräch wurde abgebrochen. Aber jetzt besah sich die Tante selbst Jettchen näher. — Und leider! fand sie zu ihrer großen Beschämung, daß ihr Freund nicht unrecht geur-

theilt hatte, wenn er ihr Unordnung und Unreinlichkeit Schuld gab. Das Halstuch, das Kleid, die Strümpfe, die Schuhe — alles, mit einem Worte, war so beschaffen, daß es kaum zu begreifen war, wie ein junges, hübsches Mädchen nicht mehr auf sich sehen konnte. Sie wußte freylich auf die lustigste Art alles zu entschuldigen, — aber doch schien die Tante zum erstenmale verdrießlich zu werden, daß sie alles so leicht nahm. — Sie sagte ihr etwas ins Ohr; aber Jettchen schlug ein lautes Gelächter auf, und hüpfte trillernd davon.

Sie reisten am folgenden Morgen ab und in vierzehn Tagen erfuhr der Vater — daß seine Ahndung, leider! eingetroffen war. Die Tante war mit Jettchen allein zurückgereist, aber vor Verdruß nicht wieder bey ihm abgestiegen. Marianchen war, als Braut ihres Neffen, bey ihren Schwiegereltern zurückgeblieben.

Sft.

Johann und Theodor,

oder

Religionstreue.

Zwey Jünglinge reisten einst zu gleicher Zeit von Rom ab. Der eine war der Sohn eines ehrlichen Bürgers und hieß Theodor; der andere Johann, war der Sohn eines reichen Kaufmanns. Ihre Väter

schickten sie aus verschiedener Absicht nach der Insel Malta. Der erstere sollte sich dort in der Kriegskunst üben, weil diese Insel damals in Krieg verwickelt war, und viele Kriegsleute brauchte; der andere aber sollte Handels- und Wechselsgeschäfte betreiben. So verschieden ihr Gewinn und Gewerbe waren, so verschieden waren auch ihre Sitten und Neigungen. Jener war artig, höflich, dieser hingegen zeigte in allen seinen Handlungen Flatterhaftigkeit, ob es ihm gleich sonst nicht an Erziehung fehlte. Nur dann, wenn es darauf ankam, Geld zu gewinnen, war er gesetzt. Vorzüglich aber unterschieden sie sich dadurch, daß Theodor Gott innig liebte und verehrte, und sich nicht schämte, ihm täglich die Opfer seiner Verehrung und seines Dankes darzubringen. Johann hingegen hatte gerade entgegengesetzte Gesinnungen, und lachte und spottete oft über die Rechtschaffenheit und Frömmigkeit seines Reisegefährten.

Von Livorno reisten sie auf einem Kauffartheyschiff ab, und näherten sich nun dem Orte ihrer Bestimmung. Der Himmel war heiter und lachend; der Wind still und glücklich, und scherzte und spielte mit den Wellen, welches die Fahrt lustig und angenehm machte. Auf allen Gesichtern der Reisenden herrschte Freude, und viele, unter ihnen, die zum ersten Mal die See befuhren, empfanden darauf so viel Angenehmes, was sie, nach ihrer Meinung, auf dem Lande vergebens suchten. So hielt sich das Wetter bis gegen Abend; aber jetzt verdickte ein Nebel die Luft, welcher nach und nach in die Höhe stieg, sich in Wolken zertheilte, und endlich das schöne Blau des Himmels verbarg, so daß man bey Heranmäherung der Schatten der Nacht keinen einzigen Stern am Himmel

funkeln sah. Bis zu dem Anbruche der Nacht war der Wind ruhig und das Schiff segelte langsam fort. Um diese Zeit aber erhob sich ein schrecklicher und wüthender Sturm, der so entsetzlich über dem Wasser tobte, daß die Schiffleute genöthigt waren, die Segel einzuziehen, wenn sie nicht in Gefahr gerathen wollten, zurückgetrieben zu werden, oder wohl gar zu scheitern.

Nun verschwand der Muth der Reisenden, und Furcht und Angst bemächtigten sich ihrer. Sie widerriefen itzt ihre erste Meinung, daß die See dem Lande vorzuziehen sey. Zwey ganze Tage hörte die Wuth des Windes nicht auf, und sie sahen sich endlich genöthigt, sich demselben gänzlich zu überlassen, als der Steuermann das Schiff nicht mehr regieren konnte, und nicht einmal wußte, in welche Gegend sie verschlagen waren. Endlich, als der dritte Tag anfing zu dämmern, legte sich der Sturm; die See ward still, und die Reisenden wurden wieder beruhigt. Zu ihrer großen Freude entdeckten sie bey dem Hervorbrechen der Sonne, die sie nun wieder mit ihren reinen und erwärmenden Strahlen erquickte, daß ihr Schiff weniger gelitten habe, als sie geglaubt hatten, und daß es noch im Stande sey, eine weite Reise auszuhalten. Der Steuermann untersuchte nun, in welcher Gegend sie sich befänden, und fand, daß sie von den Wellen weit von der Insel, wo sie hin wollten, verschlagen, und eben an dem Ausflusse des Nils wären. Als sie wieder zurücksegeln wollten, kam ein wohlbewaffnetes algierisches Raubschiff schnell auf sie los, und weil es zugleich von dem Winde und von den Rudern fortgetrieben ward, erreichte es bald ihr Schiff, welches bloß von dem Winde bewegt wurde.

Sie sahen ein, daß es unmöglich sey, sich mit der

Flucht zu retten, und beschlossen daher, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Aber ihr Versuch war vergebens; — — sie wurden gezwungen, die Waffen niederzulegen, und sich dem Feinde zu ergeben. Dieser bemächtigte sich sogleich des Schiffes und der darauf befindlichen Leute, und schickte sie alle nach Algier, wo sie zur Sklaverey verdammt wurden. Unsere beyden Jünglinge aber blieben nicht dort. Der Befehlshaber glaubte viel Geld aus ihnen zu lösen, wenn er sie verkaufte, und schickte sie nach Alexandrien in Aegypten, wo sie ein reicher muhamedanischer Kaufmann um einen theuren Preis kaufte. Er war mit seinem Kaufe sehr wohl zufrieden, als er ihre ungewöhnliche Geschicklichkeit bemerkte. Bey Johann fand er eine gute Bekanntschaft mit der Handlung, und viele Fähigkeit, Geschäfte zu betreiben. Theodors einnehmendes und artiges Betragen bezauberte ihn so sehr, daß er sogleich beschloß, ihn bey seinen Handelsbüchern zu gebrauchen; den andern aber stellte er bey dem Betrieb des Handels selbst, und bey der Casse an. Das Einzige war ihm an ihnen zuwider, daß sie einer andern Religion zugethan waren als er. Er war unablässig bemüht, sie zur Annahme des muhamedanischen Glaubens zu bereden. Bald wendete er Bitten an, dann versprach er ihnen große Belohnungen, und dann drohte er ihnen wieder mit Strafen. Bey Theodor halfen alle seine Künste nichts, aber bey Johann thaten sie bald die erwünschte Wirkung.

Dieser Jüngling, welcher keinen andern Gott als den Gewinn und die Bequemlichkeiten des Lebens kannte, opferte denselben bald jenes anfängliche Widerstreben auf, welches jeder Christ gegen einen solchen Schritt in seinem Herzen empfindet, und trat zur Religion sei-

nes Herrn über. Ob sich gleich dieser sehr zufrieden und freudig über den erhaltenen Sieg bezeigte; so war doch der Zorn, welchen er über Theodors Standhaftigkeit empfand, weit größer. Theodor konnte dieß vorzüglich aus den neuen heftigen Angriffen seines Herrn schließen, die nur ihren Grund in der Liebe und in dem Zorn desselben hatten. Da Theodors Herz dankbar und empfindsam war, so kämpften in ihm tausend heftige Leidenschaften mit einander. Allein die Liebe gegen seinen Gott und die treue Anhänglichkeit an seine Religion und Ueberzeugungen siegten über alle andere Empfindungen, und er opferte diesen gern alles auf, da er wußte, wie schändlich es sey, wider Willen und Gewissen zu handeln, um die Wünsche eines irdischen Herrn zu befriedigen.

Indessen bezeigte sich der Muselmann immer günstiger gegen Johann; und ob gleich seine ganze Zärtlichkeit für Theodorn rege war, so überhäufte er doch den andern mit Ehre und Pracht, um diesen zu verführen, dem Beyspiele desselben zu folgen. Um seinen Zweck desto eher zu erreichen, gab er Johann eine eigene Casse, und erklärte ihn fast zugleich zum Herrn darüber. Danach hatte der treulose Jüngling schon lange gestrebt. Als er nun das Ziel seiner Wünsche erreicht sah, erwartete er eine bequeme Gelegenheit, und machte sich mit den meisten Schätzen seines Herrn davon. Er entkam glücklich, und der betrogene Bekehrer erkannte nun seinen Irrthum, und hatte hinlänglichen Stoff zu klagen.

Bey den Vorwürfen, welche ihm die Seinigen machten, daß er sich auf einen Fremden zu sehr verlassen habe, und bey dem alle Grenzen überschreitenden Schmerz, welchen er darüber empfand, nahm er von

niemand Trost an, als von Theodor. Dieser wiederholte es ihm oft, daß er, welcher Gott und seiner Religion untreu gewesen, unmöglich Menschen treu seyn könne. Nach eingezogener Erkundigung erfuhren sie, daß sich Johann noch am Tage seiner Flucht auf ein fränkisches Schiff begeben habe, um auf demselben wieder nach Italien und Rom zurückzukehren. Nun verzweifelte der Muhamedaner, seinen Sklaven und sein Geld jemals wieder zu bekommen. Nach vielem Ueberlegen ließ er Theodorn zu sich kommen. Als dieser in die Stube trat, saß der Alte in tiefen Gedanken. Indessen kam er bald zu sich, und sobald er Theodorn erblickte, stand er von seinen Kissen auf, lief ihm mit offenen Armen entgegen, und benetzte sein Gesicht mit ausdrucksvollen Thränen. Nimm, sagte er endlich, dieß Blatt zum unbezweifelten Beweis meiner Schenkung. Geh hin, und mache dich zum unbeschränkten Herrn der ganzen Summe, welche mir der Treulose entwendet hat. Ich verlange weiter nichts von dir, als daß du mir bey dem Gott, welchen du durch deine Untreue zu beleidigen fürchtest, versprechest, wieder zu kommen. Ich schwöre dirs hiemit, antwortete der Jüngling. Mit gerührtem Herzen nahm er das Blatt, und reiste ab. In wenigen Tagen erblickte er schon die Mauern seiner Vaterstadt, wozu er in seiner vorigen Lage alle Hoffnungen auf immer aufgegeben hatte. Er grüßte sie von weitem in seinem Herzen, und als er sie endlich erreicht hatte, begab er sich in das Haus seiner Aeltern, welche den Verlust ihres geliebten Sohnes noch beweinten. Wer könnte wohl das unvermuthete Staunen, die zärtlichen Umarmungen, die wiederholten Fragen bey seiner Ankunft beschreiben? Und wer wäre im Stande, die Verzweiflung und die Kla-

gen auszudrücken, welche entstanden, als er nach Erfüllung aller Pflichten der Natur die Ursache seiner Reise, und seinen Schwur, wieder zu seinem Herrn zurück zu kommen, bekannt machte? —

Der Pabst erkannte bald die Wichtigkeit seiner Gründe. Die Wiedererstattung des geraubten Geldes und die Bestrafung des Treulosen waren die Folgen seines Ausspruches. Theodor reiste gleich ab, nachdem er die Bitten und die Hindernisse, welche ihm seine Aeltern und Freunde in den Weg legten, besiegt hatte. Jetzt war er noch ungeduldiger, Alexandria wieder zu sehen, als er vorher war, Rom zu erreichen, und der Wind schien seinen Wünschen viel zu langsam zu wehen, ob er gleich günstig war, und das Schiff so schnell als möglich forttrieb. Endlich wurden seine Wünsche erfüllt. Voll Freuden lief er zu dem Alten, welcher seine Ankunft noch nicht so nahe glaubte. Fröhlich und freymüthig sagte er: „Siehe, ich habe mein Versprechen erfüllt, der Verräther ist bestraft; hier ist das Geld, und nun erlaube, daß ich dir dieß Papier von meinen Händen in Stücken zerrissen zurückgebe.“ Die Verwunderung des Muselmanns überstieg alles. Gerührt von den religiösen Gesinnungen und von der Rechtschaffenheit des Redlichen, begleitete er diesen nach Rom zu seinen Aeltern, und gab ihm seine einzige Tochter mit seinen unermeßlichen Reichthümern zur Gattin, mit welcher Theodor seine Tage froh und glücklich verlebte.

Die Feuersbrunst.

Es war Mitternacht. Tiefe Stille lag über das kleine Städtchen Traubenthal verbreitet. Die Einwohner erhohlten sich in den Armen des süßen Schlafs von ihren Tagesarbeiten, die Betrübten und Unglücklichen verschlummerten ihren Kummer und ihre Leiden, und nur der Thurmwächter ging langsam auf dem Thurmgang herum, und rief in tiefem Tone aus: der Hammer hat zwölf geschlagen.

Jetzt ging der Mond auf, dieser freundliche, stille Gefährte der Nacht. Die Luft, die bis jetzt still gewesen war, veränderte sich auf ein Mal. Es erhob sich ein starker Wind, der die Bäume beugte, in den Dächern heulte, die Wellen des nahen Sees in brausende Wogen verwandelte, und viele von den Schlafenden weckte.

Nach einer Viertelstunde erhob der Thurmwächter ein Nothgeschrey. Es wurde die Feuerglocke gezogen. Von einem nahen Schlosse erscholl ein furchtbarer Kanonendonner, und in den Straßen von Traubenthal ertönte bald der schreckliche Ruf: Feuer! Feuer!

Es wurde an Thüren und Fenster gepocht. Die Einwohner wurden wach. Angst und Schrecken verbreitete sich in allen Familien. Zitternde Mütter weinten, umklammert von ihren Kindern; Kinder sanken auf ihre Kniee, und flehten den Himmel um Hülfe; schwache Greise schwankten an ihren Stäben zur Stadt hinaus, und suchten ihr Leben zu sichern.

Das schreckliche Gewühl in den Straßen, das Durcheinanderrennen der Einwohner, das klägliche Ge-

schrey der Weiber und die durchdringenden befehlenden Stimmen der feuerlöschenden Männer — das Gerassel der mit Wasser beladenen Wagen und der Feuerspritzen — der Anblick der hohen Flammen, die bald in die Höhe stiegen, bald von dem Winde seitwärts getrieben oder in wirbelnder Richtung niedergedrückt wurden, dieß alles gewährte eine furchtbar erhabene Scene, bey der das Herz erhoben und niedergeschmettert wurde.

Das Feuer griff mit gräßlicher Schnelligkeit um sich, und verzehrte bald den größten Theil der Stadt. Zum Glück legte sich der Wind etwas, und aus den nahen Ortschaften eilten Menschenfreunde mit Aexten, Feuerstangen und Spritzen zu Hülfe. Die festesten Gebäude brannten indeß ein, und alles darin Befindliche wurde ein Raub der Flammen.

In einer Straße, die gleich Anfangs ergriffen wurde, wohnte ein junger Kaufmann, der ein wohlhabender Mann, und jetzt unglücklicher Weise verreist war. Seine zwanzigjährige Gattin, die er vor zwey Jahren geheyrathet, und die ihm vor sechs Monathen eine muntre Tochter geboren hatte, war mit einigen wenigen Hausleuten allein zu Hause. Sie hieß Louise, ihre kleine Tochter Emma.

Louise schlief in dem hintern Theil des Hauses so fest, daß sie den Lärmen, der vor ihrer Wohnung gemacht wurde, nicht vernahm. Das Haus ward von den Flammen ergriffen. Das Dach prasselte; ein Theil davon stürzte zusammen. Jetzt erst erwachte das Kindermädchen und erhob ein Jammergeschrey. Louise fuhr vor Schrecken zusammen. Sie sprang aus dem Bette, und warf einige Kleider um. Das erste, wonach sie jetzt griff, war Emma, dieser Gegenstand ihrer innigsten Liebe. Den Säugling im Arme, eilte sie

in das nächste Zimmer, um etwas, was ihr von Wichtigkeit schien, zu retten; sie ergriff aber in der Angst ein altes Hausgeräthe, das kaum einige Groschen werth war.

Unterdeß hatten sich die übrigen Hausleute gerettet. Louise wollte dieses jetzt auch thun. Sie begab sich schnell zum Zimmer hinaus an die Treppe. Welch ein Unglück! Die lichten Flammen schlugen ihr entgegen; eine betäubende Rauchwolke kam ihr entgegen gezogen, und brachte sie der Ohnmacht nahe. Kaum hatte sie noch Besinnung und Kraft genug, umzukehren und in ein Zimmer zu taumeln, das nach der Straße zu lag.

Der obere Theil des Hauses stand in Flammen, der untere desgleichen. Louise in dem mittlern Stockwerke, schien unrettbar, schien unwiederbringlich verloren. Sie öffnete ein Fenster, und rief um Hülfe. Wohl hundert Menschen standen in der Nähe, aber keiner schien Muth genug zu haben, die Unglücklichen zu retten.

Es ist nicht möglich! riefen alle; oben und unten brennt es, das Haus kann jeden Augenblick einstürzen. Die gute Frau ist jetzt in Gottes Händen, menschliche Kräfte können sie nicht retten.

Louise flehte um Beystand; sie zeigte ihren Säugling dem dastehenden Haufen, sie rief verzweiflungsvoll aus: Laßt mich verbrennen, nur dieses Kind, nur dieses rettet, ich bitte euch darum, um alles was euch heilig ist!

Aber niemand wagte die Gefahr. Das Feuer griff immer weiter und weiter um sich, schon stürzten Stücke von den Gemäuern ein; schon krachte das

ganze Gebäude, und jeder Augenblick drohte völligen Einsturz und mit diesem den Tod der unglücklichen Mutter und ihres geliebten Kindes.

Da erschien ein Engel von Gott gesandt — ein junger Mann, dem ein edles Herz im Busen schlug, und Tugend und Pflicht mehr galt, als sein eignes Leben.

Kaum vernahm er das Flehen Louisens, als er sogleich entschlossen war, sie, auch mit dem Verluste seines Lebens, zu retten. Die Umstehenden riefen ihm zu, wohl zu bedenken, was er thäte. Einer von ihnen, ein ältlicher Mann und Verwandter zu ihm, sprang hervor, faßte ihn beym Arm und rief: Bist du toll, Jakob! Du siehst, daß sie nicht mehr zu retten ist, und doch willst du dich in die Flammen stürzen? Du gehst mit ihr zu Grunde.

Aber der junge Mann achtete diese Worte nicht. Er riß sich los, ergriff, voll edler Entschlossenheit, eine Leiter und legte sie an das brennende Haus. Die Flammen umschlangen ihn, und sein Rock fing an zu lodern. In wenigen Augenblicken erreichte er das Fenster, in welchem Louise jammerte. Sie warf ihm den Säugling in den Arm. Er wollte auch sie fassen, allein die Sprossen der Leiter, auf der er gerade stand, brach, und er fiel beynahe hinunter. Mit vieler Geschicklichkeit ließ er sich an der Leiter hinab, und kam mit dem Kinde glücklich auf den Boden. Er reichte es einem von den Umstehenden, griff nach einer neuen Leiter, und legte sie an, um auch Louisen zu retten, die jetzt, da sie ihr Kind in Sicherheit sah, ruhig zu seyn, und dem Tode mit Fassung entgegen zu gehen schien. Der edle junge Mann trat auf die dritte

Sprosse; sie brach; er stürzte und verrenkte sich den linken Arm.

Dieß hielt indeß den Menschenfreund nicht ab, noch Einen Versuch zu wagen. Trotz den Schmerzen, die er im Arm fühlte, und trotz der augenscheinlichen Gefahr, die jetzt, wo das Haus immer mehr zusammen fiel, seinem Leben drohte, bestieg er von neuem die Leiter. Welche süße Freude für ihn! Er erreichte glücklich das Fenster, faßte Louisen in den rettenden Arm, und brachte sie unverletzt hinunter. Allgemeiner Jubel verbreitete sich unter den Umstehenden. Mit dem war Gott! riefen einige Stimmen. Jakob Waller! das war edel! das lohne der Himmel!

In diesem Augenblicke stürzte das Haus zusammen. Aber Louise stand, gerettet von einem edlen Menschen, zu Thränen gerührt da, nahm ihren Säugling in den Arm, hielt ihn vor ihren Retter hin, und dankte diesem mit wenigen, aber herzlichen Worten.

Der verrenkte Arm zwang ihn, nach seinem Hause zu eilen, das in der Vorstadt lag. Er beredete Louisen, mit zu gehen, und dadurch sich und ihren Säugling vor weitern Unfällen zu schützen. Mit edler Gastfreundschaft ward sie von ihm und seiner alten Mutter aufgenommen.

Das Feuer brannte die ganze Nacht hindurch, und verzehrte fast alle Gebäude der Stadt, die den Tag darauf einen traurigen Anblick both.

Louisens Mann kehrte nach einigen Tagen zurück. Welch ein Schrecken überfiel ihn, als er von der Todesgefahr hörte, in der sich seine von ihm unaussprechlich geliebte Gattin befunden hatte. Himmlische Freude durchdrang sein Herz, als man ihm ihre glück-

liche Rettung erzählte, und er bald darauf in die Arme des zärtlichen Weibes sank.

Sie nannte ihm mit dankbarem Herzen ihren edelmüthigen Retter. Er dankte ihm mit Innigkeit. Die ganze Stadt und die umliegende Gegend, der seine That bekannt wurde, hieß ihn einen wackern Mann, und das Herz eines jeden erhob sich, wenn von seiner edlen Entschlossenheit, mit der er Louisen und ihr Kind den Flammen entrissen hatte, erzählt wurde. Eine Tugend, die keine Gefahr scheut, erregt immer Bewunderung, reißt immer zur Begeisterung hin.

Der Prediger des Städtchens besuchte Jakob Waller, schüttelte ihm treuherzig die Hand, und sagte mit Würde: Ich freue mich, daß unsere Gemeinde einen so rechtschaffenen, edlen Mann unter ihre Mitglieder zählt. Sie haben sich, wackerer Waller, aller Hochachtung erworben, denn Sie haben eine That verrichtet, die man wahrhaft edel nennen kann.

Worüber ich mich gar sehr freue, versetzte Waller! Freylich that ich nur, was meine Pflicht war, und verdiene deßhalb kein so großes Lob; aber Vergnügen macht es mir denn doch, daß ich mir dadurch so viele Freunde erworben habe, und daß auch Sie, wohl ehrwürdiger Herr, mir ein gutes Zeugniß geben. Belohnt bin ich für das, was ich gethan habe, genug. Denn wenn ich die gute Frau und ihr Kleines ansehe, und daran denke, daß sie durch mich einem zu frühen Tode entrissen worden sind — o Sie können es sich kaum vorstellen, wie wohl es mir dann im Herzen ist!

Er war bey diesen Worten gerührt. Der Prediger klopfte ihn sanft auf die Schulter und sagte: So wohl ist es dem Herzen immer, wenn es etwas Gutes und Großes verrichtet hat.

Wallers Hand war bald wieder völlig hergestellt. Louise und ihr Mann erwiesen ihm und seiner Familie immer viele Gefälligkeiten; denn sie waren dankbar Louise besonders besuchte ihn oft mit ihrer Emma, die munter emporwuchs zur tugendhaften Jungfrau. Schon als kleines Kind lallte sie den Nahmen ihres Erretters, und in ihren ältern Jahren gab sie ihm die rührendsten Beweise von Dankbarkeit. Alle Jahre wurde, an dem Tage des Brandes, Louisens und Emmas Rettung gefeyert. Jakob Waller durfte an diesem schönen Familienfeste niemals fehlen. Wenn er sich am Ende desselben nach Hause begab, schloß man einen Kreis um ihn, sagte ihm viele freundliche Worte, und schloß den edlen Mann in dankbare Arme.

Glatz.

Hieronymus.

Hieronymus konnte von seinen Eltern nicht erzogen werden, weil diese in so viele Geschäfte verwickelt waren, daß es ihnen unmöglich war, stets über ihn Aufsicht zu haben, und ihn vor Schaden zu verwahren. Deßwegen schickten sie ihn viele Meilen weit von sich in ein Erziehungsinstitut, übergaben ihn den dasigen Lehrern, und bathen sie, für ihn ja, wie für ihr eigen Kind, zu sorgen, und ihm alles zu sagen, was er wissen müsse, wenn er einst ein guter und glücklicher Mann werden wolle. Sie versprachen es, und hielten es auch. Denn sie erinnerten ihn täglich an seine Fehler,

ermunterten ihn zum Fleiße, zur Reinlichkeit, Ordnung, Rechtschaffenheit und Gefälligkeit, und jeder beeiferte sich, ihm Geschicklichkeit beyzubringen.

Sie richteten aber sehr wenig bey ihm aus; denn Hieronymus war ein sehr leichtsinniger Knabe, der gute Erinnerungen in eben der Stunde wieder vergaß, da sie ihm waren gegeben worden. Während den Lehrstunden flatterte er mit seinen Gedanken so umher, daß er von allem, was der Lehrer sagte, wenig hörte; wenn ihm etwas auszuarbeiten aufgegeben wurde, so vergaß er es, und brachte die Zeit mit Spielen zu. Bey dem Essen, Spielen und Schreiben war er so unvorsichtig, daß er alle seine Kleidung beschmutzte und zerriß.

Dieser Leichtsinn schadete ihm sehr viel. Alle seine Mitschüler lernten mehr als er; selbst die Kleinsten, die lange nach ihm in das Institut gebracht wurden, kamen ihm bald zuvor, und verachteten ihn. Seine Lehrer sahen ihn mit heimlicher Betrübniß an, und ihre Liebe zu ihm verminderte sich. Sie sagten oft zu einander: „Der arme Hieronymus, wie unglücklich macht er sich! was wird sein guter Vater dazu sagen, wenn er ihn einst unwissend und mit so vielen Untugenden zurück bekommt!“ Sie mußten ihn sogar verstecken, so oft Fremde kamen, um das Institut zu besehen, weil er durch seinen schmutzigen Anzug und seine große Unwissenheit alle seine Mitschüler beschimpfte.

Alles dieses machte aber keinen Eindruck auf ihn. Er blieb stets der leichtsinnige, unfleißige und unordentliche Hieronymus.

Nach zwey Jahren bekam er einen Brief mit schwarzem Siegel; er erschrak, erbrach ihn, und las folgende Zeilen:

Lieber Sohn!

Dein Vater ist nicht mehr bey uns. Gott hat ihn uns gestern entrissen und in eine bessere Welt versetzt. Nun bin ich von meinem Freunde und Versorger getrennt, und die Erde hat für mich nichts mehr, das mir Freude machen könnte, als dich, wenn du zu mir zurück kommst und gute Kenntnisse und Geschicklichkeiten mit dir bringst. Solltest du aber missrathen, und einst unwissend und ohne Tugend zu mir kommen, so muß ich unter meinem Gram erliegen. Hier schicke ich dir die Silhouette deines seligen Vaters, hänge sie auf dein Zimmer, und bestrebe dich, ein eben so braver Mann zu werden, als er war. Lange kann ich dich nicht mehr im Institute erhalten, denn mein und dein Versorger ist nicht mehr, und mein Vermögen erlaubt mir nicht lange den Aufwand zu machen, den dein Aufenthalt in der Fremde erfordert. Gott segne dich! Ich bin deine dich liebende Mutter.

Dieser Brief machte auf den Hieronymus den stärksten Eindruck. Er brach in Thränen aus, rang die Hände, und rief: ach, mein Vater, mein Vater, ist nicht mehr bey uns. Dann faßte er seine Silhouette, drückte sie an seine Brust und seinen Mund, und sagte: „O du mein guter Vater! hast mir so viel Gutes gethan! hast mir so gute Lehren gegeben, und ich habe sie nicht befolgt. Warst so ein braver Mann — und ich — ach ich bin nicht werth, dein Sohn zu seyn!“

Unter solchen Klagen brachte er den ganzen Tag zu; des Abends legte er sich zu Bette, es war ihm aber unmöglich zu schlafen. Immer kam es ihm vor, als wenn er seinen Vater vor sich sähe, der ihm sag-

te: Böses Kind! so viel Geld habe ich an dich gewendet, und du hast nichts gelernt.

Er dachte an seine Mutter, und was die wohl sagen würde, wenn er zurück käme. „Wenn sie meine Schreiberey ansieht, dachte er, so taugt sie nichts; soll ich rechnen, so kann ich nicht. Französisch sprechen — das verstehe ich nicht. Wenn sie mich wird fragen lassen, aus der Geschichte, aus der Geographie, aus der Naturgeschichte — da weiß ich ja von allen nichts. — Wenn sie meine Kleider durchsieht, die sind alle zerrissen und beschmutzt. Ach Gott, erbarme dich, ich bin ein elendes Kind! meine schöne Zeit, die ich verschwendet habe! Ach, wenn ich doch wieder zurück gehen, und die verschwendeten Jahre noch einmal leben könnte! Da wollte ich ganz anders meine Sachen anfangen."

So wimmerte er, weinte, warf sich von einer Seite auf die andere, und konnte kein Auge zuthun.

Sobald der Morgen anbrach, ging er zu einem seiner Lehrer, fiel ihm um den Hals, und bat: „O mein lieber Lehrer! ich bin ein böses Kind gewesen, ich habe Ihnen nicht gehorcht, ich habe nichts gelernt, nun sehe ich es ein, nun reuet es mich, und ich möchte gar zu gern besser werden. Sagen Sie mir doch, wie ich es anfangen muß!"

Der Lehrer wurde sehr gerührt, und sagte: „Die verlorne Zeit kannst du, armes Kind, freylich nie wieder einbringen. Fühle aber, wie wehe es thut, wenn man seine Zeit nicht gut angewendet hat, und laß dich dieß bewegen, daß du die künftige Zeit desto besser anwendest, damit du nicht künftig noch mehr zu bereuen bekommst. Fang heute an! befolge jede gute Lehre! merke auf alles, was dir gesagt wird!

thue jedes Geschäft, das dir aufgetragen wird! das ist das einzige Mittel, wie du wieder zufrieden werden kannst."

Hieronymus dankte, und befolgte noch denselben Tag seines Lehrers guten Rath. Seine Augen wendete er nicht von dem Lehrer während der Lehrstunde; bey dem Schreiben, Zeichnen, und andern Uebungen scheuete er keine Mühe mehr; nicht eher erlaubte er sich das Spiel, bis er seine Geschäfte verrichtet hatte, und auf Ordnung und Reinlichkeit hielt er pünktlich. Wandelte ihn ja bisweilen sein voriger Leichtsinn wieder an, so betrachtete er des Vaters Silhouette, und erneuerte seinen guten Vorsatz.

Durch dieses fortgesetzte Bemühen wurde er alle Tage besser und geschickter und beliebter. Er pflegte aber oft zu sagen: Ich Thor! konnte ich nicht eben das vor zwey Jahren thun? Müßte ich jetzt nicht besser und geschickter seyn? Hätte ich wohl die Schmerzen der Reue ausstehen dürfen, wenn ich vom Anfange besser gewesen wäre?

Salzmann.

Die Besserung.

„Christian! Christian! du machst mir wenig Freude! Sieh', dein Geschwister, wie ganz anders beträgt es sich! Christian! könntest du in mein Herz sehen! wie sehr es dich liebt, und wie sehr es sich über dich betrübt. Das wirst du einst einsehen, wenn ich nicht mehr bin."

So sprach einmal Frau Merton und wischte sich die Augen. Sie hatte fünf Kinder. Ludwig, Thusnelda, Sigismund, Marianne und Christian hießen die Kinder. Alle machten ihr Freude, nur Christian nicht. Er war sehr eigensinnig, wollte alles haben, was ihm einfiel, und wenn er es nicht sogleich erhalten konnte, wurde er böse und betrug sich recht unartig. Christian lernte nicht viel, war ungefällig gegen andere, mit seinen Geschwistern unverträglich, und wenn ihm der Vater oder die Mutter deßhalb Verweise gaben, nahm er alles übel auf, und widersprach ihnen wohl gar zuweilen.

Frau Merton war eine sehr rechtschaffene Frau. Sie liebte ihre Kinder herzlich und über nichts freute sie sich so sehr, als über die gute Aufführung derselben. Wenn Ludwig zu ihr sprang, und ihr einen Blumenstrauß reichte, den er für sie gebunden hatte, wenn Thusnelda ihr von ihren Spaziergängen einige Vergißmeinnichtchen, Marianne ein Büschchen Erdbeeren und Sigismund von seinen Gartenbeeten ihr die ersten Radieschen brachte, o dann war die Mutter seelenvergnügt; sie umarmte ihre Kinder und gab jedem einen mütterlichen Kuß. Wenn sich dann die Kleinen an sie schmiegten, sie liebkosten und ihr zuriefen: bist eine liebe, gute Mutter! dann wurde sie gerührt, und oft stand eine Freudenthräne in ihrem Auge.

Nur wenn Frau Merton Christianen ansah, empfand sie keine Freude. Ihr Herz wurde traurig und das Auge naß. Ach! daß doch manche Kinder ihre guten Mütter betrüben können, anstatt ihnen Freude zu machen.

Wie Christian sich gegen seine Mutter betrug, davon nur ein einziges Beyspiel.

Christianen fiel es eines Tages ein, seine Schularbeiten liegen zu lassen und mit einem Blaserohr auf eine große Scheibe von Pappe zu schießen.

Christian, sagte die Mutter, bleibe doch lieber in der Stube, und schreibe, was du zu schreiben hast.

Das kann ich auch morgen thun, antwortete Christian.

„Morgen, morgen, nur nicht heute
„Sprechen immer träge Leute!"

sagte die Mutter. Ich dächte, du folgtest meinem Rathe und bliebst hier.

Christian machte ein finstres Gesicht, und murmelte etwas vor sich hin wie ein Kater, der einen Hund sieht. Das ewige Stubensitzen! man hat auch gar keine Freude! sagte er.

Sieh! Christian, erwiederte Frau Merton, du nimmst schon wieder alles übel auf. Ich gönne dir von Herzen recht viele Freuden! aber lerne nur auch was! thue nur vorerst deine Arbeiten, dann kannst du dich immer auch lustig machen. Ich dächte, deine Geschäfte selbst sollten dir viel Vergnügen machen; denn sieh' nur, mit welchem Eifer deine Geschwister die ihrigen verrichten! Ich mein' es so gut mit dir, ich will, daß du was lernest und ein braver Mensch werdest und du nimmst mir dieses übel!

Aber ich möchte jetzt gar zu gerne mit dem Blaserohr schießen, versetzte Christian in einem mürrischen Tone.

Je nun, antwortete Frau Merton, wenn du deiner Mutter gar nicht folgen willst, so gehe hin

Christian ergriff sein Blaserohr und wupp! da war er vor der Thüre. In einigen Minuten waren mehrere Knaben da, und nun ging das Schießen erst recht los. Sie schossen um die Wette.

Aber man hatte noch nicht lange geschossen, so gabs vor der Thüre Lärm. Christian hatte mit seinem Kameraden Jakob Zänkereyen angefangen. Als Frau Merton zum Fenster hinaussah, balgten sich die erhitzten Knaben herum.

Christian! Christian! rief die erschrockene Mutter, was machst du wieder? gleich hör' auf!

Allein Christian hörte nicht auf. Er packte den unschuldigen Jakob wie ein grimmiger Wolf an und gab ihm eine derbe Ohrfeige.

Christian! rief mit starker Stimme die Mutter, du gehst gleich herein.

Nun ging Christian auf die Stube. Frau Merton gab ihm einen verdienten Verweis und sagte die Worte, die ihr oben gelesen habt. „Christian! Christian! sprach sie, du machst mir wenig Freude! Sieh', dein Geschwister, wie ganz anders beträgt es sich! Christian! könntest du in mein Herz sehen, wie sehr es dich liebt, und wie sehr es sich über dich betrübt! Du wirst dieses einst einsehen, wenn ich nicht mehr bin."

Aber Christian machte sich daraus nicht viel. Das bemerkte die Mutter und vergoß darüber bittre Thränen. O Gott! seufzte sie, warum hast du mir einen solchen Sohn gegeben!

In einigen Wochen wurde Frau Merton kränklich. Sie klagte über Kopfweh; auch hatte sie gar keinen Appetit. Die Kinder waren sehr besorgt um sie. Ach!

liebe Mutter, sagte Mariane, wär' ich doch lieber krank und du gesund.

Seyd ruhig, lieben Kinder! sprach Frau Merton, es wird schon besser werden.

Allein es wurde nicht besser. Frau Merton ward immer kränker. Sie konnte nicht mehr das Bett verlassen. Der Arzt, der herbeygerufen wurde, schüttelte den Kopf und sagte zu Herrn Merton: die Krankheit ist gefährlich.

O bester Herr Doktor! sprach der betrübte Herr Merton, thun Sie alles, was in Ihren Kräften steht und machen Sie meine Frau gesund. Ich wäre ein unglücklicher Mann, wenn sie stürbe. Sie ist ihren Kindern die beste Mutter; wenn die armen Kinder diese Mutter verlöhren, ach Gott! wie viel würden sie dann verlieren!

Der Arzt versprach, sein Möglichstes zu thun.

Es vergingen mehrere Wochen und Frau Merton wurde nicht gesunder. Die Kinder weinten und verließen selten das Bett der kranken Mutter. Eines Tages wurde es sehr schlimm mit ihr. Der Vater bath die Kinder, aus der Krankenstube zu gehen. Sehr ungern thaten sie dieses.

Frau Merton fühlte nach einigen Stunden, daß sie sich ihrem Ende nahe. Lieber Merton! sprach sie zu ihrem Manne, laß mich noch einmal meine Kinder sehen und sie an meine Brust drücken. Die Armen, sie werden mich bald nicht mehr bey sich haben.

Herr Merton vergoß Thränen. Er ging auf die Stube, wo die Kinder waren und sagte mit gebrochenen Worten: Lieben Kinder! eure gute Mutter will euch sprechen.

Traurig gingen nun die Kinder in die Kranken-

stube. Frau Merton hob sich etwas von ihrem Lager auf. Kommt, o kommt, sagte sie mit wehmüthiger Stimme, kommt, meine lieben Kinder! noch ein Mal zu eurer Mutter.

Die Kinder stürzten vor das Bett hin und schluchzten laut.

O meine lieben Kinder, sagte leise die weinende Mutter, die meisten von euch haben mir viel Freude gemacht. Darum wird es mir schwer fallen, mich von euch zu trennen. Lieben Kinder! es ist vielleicht jetzt das letzte Mal, daß wir beysammen sind. Bald werde ich nicht mehr seyn, meine Stunde wird bald schlagen. — —

O Mutter! Mutter! riefen mit schwacher Stimme die Kinder. Sie weinten, es weinte die Mutter, und mit ihnen der betrübte Vater.

Kinder! fuhr Frau Merton fort, nehmt meinen mütterlichen Segen. Lebt gut, lebt glücklich. Macht eurem Vater und allen rechtschaffenen Menschen Freude! denkt zuweilen an eure Mutter, die euch herzlich liebte, und welche dahin voran gegangen ist, wohin ihr auch einmal gehen werdet.

Frau Merton drückte die betrübten Kinder an ihre mütterliche Brust und sagte: es ist das letzte Mal! —

Christian stand unter den übrigen wie eine Leiche da; sein Gesicht war blaß, sein Auge ausgeweint und er zitterte am ganzen Leibe. Er fühlte es, daß er seine Mutter oft beleidigt habe, und wie ein Dolchstich ging ihm der Gedanke durch das Herz: Vielleicht hat deine üble Aufführung die Mutter krank gemacht! vielleicht bist du an ihrem Tode Schuld. O wie unzufrieden wurde er jetzt mit sich! wie sehr wünschte er, daß

er der Mutter recht viel Freude gemacht hätte, wie stark bereute er alle Fehler, durch die er sie betrübte!

Beschämt und voll Reue stürzte Christian vor das Bett der Mutter hin. Er lag auf den Knieen, umfaßte ihre Hand, benetzte sie mit den heißesten Zähren und stammelte die Worte: Mutter! liebe Mutter, Vergebung! oft hab' ich dich betrübt — o vergib mir! Mutter! vergib mir! — ach! daß ich statt deiner sterben könnte! —

Frau Merton zog Christianen an ihre Brust und sprach mit leiser Stimme: Christian! du hast deine Mutter öfters verkannt; ich wollte dein Bestes, ach! du sahst es nicht ein; du warst immer unfolgsam, wenn ich dir was anrieth. O Sohn, du wirst unglücklich, wenn du dich nicht besserst. Das liegt mir schwer, ach! sehr schwer auf dem Herzen.

Mutter! sprach Christian weinend, ich seh' es jetzt ein; aber vergib mir, ich will anders werden, ich will mich bessern.

Nun so trenne ich mich denn von dir mit einem ruhigeren Herzen, sagte Frau Merton. Ich vergebe dir. Hier noch den letzten Kuß von deiner Mutter. (Sie küßte ihn) Halte Wort, Christian, und bessere dich.

Es war rührend, dieß alles mit anzusehen. Frau Merton hatte sich stark angegriffen. Ihre Stimme wurde immer schwächer. Es kam der Arzt, und bath Herrn Merton, die Kinder fortzuführen, damit die Mutter durch ihren Anblick nicht noch stärker angegriffen werde. Die Kinder verließen mit großen Schmerzen die Stube. Ihre Gesichter waren in Tücher gehüllt. Lebt wohl, ihr lieben, lieben Kinder! sprach Frau Merton ganz leise und faltete die Hände.

Frau Merton wurde immer schwächer. Abends um neun Uhr ergriff sie die Hand ihres Mannes, drückte sie, schloß die Augen und verschied.

Herr Merton war untröstlich. Er rang die Hände und sagte: Nun ist sie dahin, die mir und ihren Kindern alles, alles war! Traurig trat er in die Stube, wo die Kinder waren. Diese gingen ihm entgegen und fragten mit leiser Stimme: Vater! sie lebt doch noch?

Herr Merton weinte und sah betrübt die Kinder an.

Vater! sie lebt doch noch? wiederhohlte Christian.

Kinder! erwiederte Merton, eure gute Mutter ist entschlummert.

O Gott! o Gott! riefen die Kinder, falteten ihre Hände gen Himmel und waren vor Schmerzen außer sich. Sie umringten den Vater; umfaßten Hände und Kniee; der Vater weinte, die Kinder weinten. Bald darauf stürzten sie in die Krankenstube auf die Leiche ihrer Mutter, jammerten und benetzten sie mit den kindlichsten Zähren.

Christian suchte die Einsamkeit. Nun fühlte er erst recht, wie sehr er sich durch seine Aufführung an seiner redlichen Mutter versündigt habe. O daß sie noch lebte! seufzte er, o daß sie noch lebte! wie ganz anders würde ich mich gegen sie betragen! wie würde ich ihr Freude machen! doch sie ist nicht mehr! sie schlummert und erwacht nimmer! —

Am dritten Tage wurde Frau Merton begraben. Betrübt sahen die Kinder in das Grab, worein der Sarg, worin sie lag, gesenkt wurde. Jedes nahm ein Stückchen Erde, ließ es auf den Sarg fallen und sag-

te mit wehmüthiger Stimme: ruhe sanft, liebe Mutter!

Nach dem Begräbnisse versammelte Herr Merton seine Kinder um sich und ermahnte sie zum Guten. Alle versprachen, gut zu werden, so gut wie die Mutter war. Besonders versprach dieses mit vielen Thränen Christian.

Herr Merton ließ auf das Grab seiner Frau einen Stein setzen, und auf den Stein stand folgende Inschrift:

Hier schlümmert
Ernestine Merton.
Sie war ein rechtschaffenes Weib.
Eine redliche Mutter.

Bey diesem Steine versammelten sich oft die Kinder der Verstorbenen mit ihrem Vater, und erneuerten das Andenken an die Mutter, und das Versprechen, gut zu seyn.

Christianen sah man oft auf dem Grabe seiner Mutter knieen. Ach! sprach er einmal, daß doch alle Kinder ihren Müttern Freude machten! eine gute Mutter lebt nicht ewig. O wie schmerzt es, wann sie stirbt, und man kann sich nicht das Zeugniß geben, daß man ihr Freude gemacht hat.

Christian bemühte sich gut zu werden, und er ward gut.

Glatz.

Alfred von Willingen
oder
der Grabeshügel.

Gleich einer Rose, die sich so eben entfaltet, blühte Alfred, der einzige Sohn eines Reichsritters, eines Mannes, dem Freund und Feind das Zeugniß des offensten, aufrichtigsten Charakters gab. Emanuel von Willingen war sein Name. Kaum zehn Jahre mit Emilien, dem besten weiblichen Wesen der ganzen Gegend, ehelich verbunden, starb ihm die geliebte, treue Gefährtinn des Lebens, und versetzte seine Seele in eine Stimmung, die ihm bis dahin unbekannt war.

Mit Emiliens Schicksale hatte Emanuel von Willingen das seinige verwebt, in ihrem Glücke sein eigenes, in ihrer Liebe die größte Wonne der Erde, in ihrem Beyfalle den schönsten Lohn seiner edlen Bestrebungen gefunden. Sie war ihm alles, alles! Düster hatte er die Jahre des Jünglingsalters verlebt, hatte nach Liebe gerungen, und keine Seele gefunden, die ihn verstehen, an die er sich mit Innigkeit, mit vertrauenvoller Hingebung anschließen konnte. Da begegnete er auf seiner einsamen Lebensbahn Emilien, erkannte ihre schöne Seele, fand sich in ihr wieder, und sah sich nach zwey Jahren durch Priestershand mit ihr auf ewig verbunden.

Emanuel von Willingen lebte jetzt von neuem auf; er ward geselliger, nachgiebiger und thätiger. Emilie

ebnete ihm ja den Pfad des Lebens, gab seinen Ansichten von der Welt eine lichtere, freundlichere Farbe, seinen Wünschen und Hoffnungen neue Nahrung.

Alfred wurde geboren, und das häusliche Glück des trefflichen Ehepaares erhielt einen bedeutenden Zuwachs. Die Freunde und Unterthanen des Ritters bezeigten laut ihre Freude darüber. Der Tugend und Weisheit ward der Erstgeborne von den entzückten Aeltern geweihet.

Munter und gesund wuchs Alfred empor, fröhlich anzusehen dem redlichen Vater, der liebevollen Mutter. Jede neue Entfaltung seines Körpers und Geistes war für die glücklichen Aeltern ein festlicher Anblick. Genießt doch jeder Vater, jede Mutter kein köstlicheres Vergnügen, als das, welches ein hoffnungsvolles Kind ihnen gewährt.

Acht Jahre hatte Alfred zurückgelegt, als seine von ihm innig geliebte Mutter in eine Krankheit verfiel, die einen übeln Ausgang drohte, und den Zusammentritt mehrerer geschickten Aerzte zu einer Berathschlagung nöthig machte.

Mit der innigsten Liebe hing Alfred an der Mutter; sein Schmerz über ihre gefährliche Krankheit war ohne Grenzen. Nichts zog ihn während derselben an, mit Gleichgültigkeit blickte er nach den Sachen, die ihm sonst die liebsten waren, mit Unwillen wies er die Einladungen seiner Kameraden zu Lustspielen zurück. Sein zartes Herz hatte nur Raum für traurige Empfindungen. Von dem Bette der geliebten Kranken wollte er durchaus nicht weichen; Erleichterung seiner Schmerzen fand er nur an ihrer Seite; in ihrem sanften Lächeln, ihren leisen, aber zärtlichen Händedrücken. Auch des Nachts wollte er bey der

leidenden Mutter seyn. Alle Aufforderungen, sich in seiner Schlafkammer nieder zu legen, und von den Ermattungen des Tages zu erhohlen, blieben ohne Erfolg. Gewöhnlich saß er neben dem Krankenbette so lange auf einem Stuhle, bis der Schlaf ihn überwältigte. Sanft wurde er dann in sein Bett getragen.

Rührend war für die gefühlvolle Mutter diese seltne Liebe des Sohnes. Tief wurde sie bisweilen durch dieselbe erschüttert. Sie fühlte, daß sich ihr Ende nahte. Fest war ihr Glaube an Gott und Unsterblichkeit, und der Tod hatte nichts Schreckliches für sie. Eine süße Wehmuth durchdrang ihr Herz, wenn sie daran dachte, daß sie nun bald scheiden werde von dieser Erde voll Sorge und Ungemach, um in einer andern, bessern Welt sich ihrer Bestimmung mit raschern Schritten zu nähern; aber fiel ihr Blick auf ihren trauernden Gatten und auf ihren innig geliebten, blaß neben ihr sitzenden Sohn, o dann fuhr es ihr durch die Seele wie ein electrischer Schlag, ihr Auge ward feucht, und sie blickte mit Schmerzen gen Himmel, gleich als wollte sie sagen: gern folge ich deinem Willen, o du, der alles lenkt, aber wo bleibt mein Gatte, wo bleibt mein Alfred?

Die Aerzte ließen kein Mittel unversucht, Emilien zu retten. Im Rathe Gottes war es anders beschlossen. Ihre Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage, und die Aerzte fingen an, alle Hoffnung aufzugeben.

Der erste May erschien. Es war ein heller, freundlicher Tag. Emilie ließ sich von Alfred ein Lied auf den May vorlesen, und schien sich der Schönheit des Tages zu freuen. Mein lieber, lieber Alfred, stam-

melte sie, und griff nach seiner Hand, wie dieser schöne, helle Tag sey dein ganzes Leben.

Alfred bebte; Thränen drängten sich in seine Auge; er schluchzte.

Alfred, fuhr die gerührte Mutter fort, du warst immer meine einzige Hoffnung — ach, daß ich es nicht mit ansehen kann, wie diese Hoffnung in Erfüllung geht! Mein guter, lieber Sohn! werde — o werde so brav wie dein Vater, und denke bisweilen, wenn ich schon längst nicht mehr bin, mit Liebe an deine Mutter.

Mehr konnte Emilie nicht sagen; ihr Herz war erschüttert; mit einem Strome von Thränen sank Alfred über sie hin. Mutter! liebe, theure Mutter! schluchzte er, du gehst nicht von dieser Erde, du bleibst bey uns, was sollten wir auf der Welt ohne dich!

Alfred! versetzte Emilie nach einer Pause, Alfred, mein geliebter Sohn! nicht unser, Gottes Wille geschehe. Höre meine letzte Bitte, und vergiß sie nie. Mache deinem Vater immer Freude, wandle auf Gottes Wegen, und betrübe dich nicht zu sehr, wenn ich sterbe.

Die letzten Worte sprach Emilie mit gebrochener Stimme aus. „Wenn ich sterbe" diese wenigen Worte erschütterten Alfreden so stark, daß er halb ohnmächtig an das Krankenbett der Mutter sank. In diesem Augenblicke trat leise der Vater herein. Die Scene rührte ihn bis zu Thränen. Sanft blickte die gute, treffliche Gattinn nach dem Manne hin. Ich gehe bald von dir, sprach sie leise, aber dir bleibt Alfred, dir bleibt ein großes Kleinod zurück.

Bestes Weib! stammelte Emanuel von Willingen, und wollte sich über Emilien hinbeugen, als

sie in einen Zustand von Zuckungen verfiel, und mit dem Tode zu ringen anfing. Mit gebrochenem Auge blickte sie noch ein Mal, nicht ohne sichbare Anstrengung, nach Mann und Sohn hin, und verschied.

Alfred erwachte aus seinem ohnmächtigen Zustande. Mein Sohn, sprach der Vater, und Thränen unterbrachen seine Rede, deine gute Mutter ist nun bey Gott.

Der Anblick der entseelten Mutter preßte Alfreden einen Schrey aus; er warf sich auf den geliebten Leichnahm, und konnte nur mit Mühe von demselben losgerissen werden. Laut waren seine Klagen, unbeschreiblich seine Schmerzen.

In dem Orte und der ganzen Gegend brachte die Nachricht von Emiliens Tode die größte Wirkung hervor. Sie hatte vielen wohlgethan, alles ehrte, alles liebte sie. Arme Familien eilten herbey, und beweinten ihre Wohlthäterinn mit den aufrichtigsten Thränen.

Nach zwey Tagen war das Begräbniß. Die Verstorbene hatte in einem ihrer Gärten einen Platz liebgewonnen, auf welchem eine schöne Linde stand. Mehrmals hatte sie, wenn sie im Kreise der Ihrigen unter dem Baume saß, scherzweise gesagt: hier müßt ihr mich begraben, wenn ich sterbe. Eingedenk dieses Wunsches, beschloß ihr Gatte, sie unter der Linde der Mutter Erde wieder zu geben. Viele Tausende wohnten dem Begräbnisse bey. Als der Redner mit ungeschminkter Wahrheit, einfach aber eindringend, das Gute der Verewigten schilderte, war auch nicht Eine Seele unter den vielen Tausenden, die nicht durch Thränen zu erkennen gegeben hätte, wie schmerzlich ihr der Tod Emiliens sey. Der Grabeshügel wurde ganz mit

Veilchenkränzen bedeckt, und lange Zeit hindurch von guten Menschen besucht.

Mehrere Wochen vergingen, bis Emanuel von Willingen und Alfred, tief niedergebeugt durch ihren großen Verlust, sich von ihren Schmerzen erhohlten, und ihr Inneres ruhiger wurde. Bey dem Vater währte die dumpfe, melancholische Stimmung, in die sich sein inniger Schmerz auflöste, lange fort; Alfred, so zärtlich er auch seine Mutter geliebt hatte, und so oft und aufrichtig er auch ihren Verlust betrauerte, fing früher an, wieder auf die angenehmen Seiten des Lebens hinzusehen, und sich der Erde von neuem zu freuen. Das jugendliche Herz vergißt leichter das Ungemach und die Leiden des Lebens. Dieß war auch bey Alfred der Fall. Sein Körper, der während der Krankheit Emiliens angegriffen worden war, erhohlte sich bald wieder; seine verlornen Kräfte kehrten zurück; die Wangen rötheten sich von neuem, und Alfred stand da, gleich einer frisch aufgeblühten Rose.'

Der Anblick des blühenden Sohnes, die Wahrnehmung der schönen Entwickelung seines Geistes, war für den alten von Willingen, der seine geliebte Gattin nie vergessen konnte, Balsam für die verwundete Seele, der wirksamste Trost in seinen bangen Stunden. Da er die Erziehung Alfreds unmöglich selbst besorgen konnte, so verband er sich mit einem jungen geschickten Gelehrten, der vorzüglich die wissenschaftliche Bildung des Sohnes übernahm, und von Willingen als ein Hausfreund auf die ehrenvollesste Art behandelt wurde.

Alfred stand in seinem sechzehnten Jahre. Der Vater beschloß, ihn auf ein etwas entferntes Gymna-

stium zu schicken, das in großem Rufe stand. Hier sollte er sich zur Universität zweckmäßig vorbereiten. Wohlbekannt waren dem wackern von Millinge n die vielen Irrgänge, in die besonders der Jüngling leicht geräth, die Seitenwege, die er oft einschlägt, um ein Ziel zu erreichen, das nicht zum Heile, sondern fast immer zum Untergange führet. Er vertraute aber dem Herzen Alfreds, das bis dahin mit aller Sorgfalt rein und unschuldig und für alles Gute und Schöne rege erhalten worden war, und hoffte von der Macht der guten Gesinnung, durch welche derselbe sich stets ausgezeichnet hatte, daß er nie vom Pfade der Tugend auf die schlüpfrige Bahn des Lasters verirren werde. Um sich dessen noch mehr zu versichern, nahm er ihn des Abends vor seiner Abreise an den Arm, und besuchte mit ihm alle Plätze, auf welchen er sich oft mit ihm über die Bestimmung des Menschen und seine Pflichten als väterlicher Lehrer unterhalten hatte.

Es war Alfreden, als gingen in dieser feyerlichen Stunde alle bisher an ihn gerichtete Belehrungen, Erinnerungen und Aufforderungen des Vaters noch ein Mal vor der Seele vorüber. Hinter einem östlichen Berge stieg der Mond majestätisch empor, und erhöhte die ernste Stimmung des Jünglings zu einer religiösen Rührung, wie er sie bis dahin noch nie bey sich bemerkt hatte.

Der Vater lenkte nach dem Garten zu, in welchem seine unvergeßliche Emilie ruhte. Sie näherten sich der Linde, und bald standen sie an dem Grabeshügel. Feyerliche Stille umschwebte sie. Ein heiliges Dunkel umschattete die Ruhestätte der besten Gattin, der liebevollsten Mutter. Höher stieg die goldne Scheibe des Mondes hervor; bald stand er rein über dem Hy-

rizonte, wie in Silberglanz gehüllt. In einiger Entfernung schlug eine einsame Nachtigall; ihre melancholischen Töne drangen tief in des Vaters und in Alfreds Herz.

Mein Sohn, hub jetzt der Vater an dem Grabeshügel Emillens mit bewegtem Herzen an, mein Sohn! es stehet mir und dir eine Stunde bevor, die uns auf einige Jahre von einander entfernt. Es wird mir wehe thun, dich zu vermissen, es wird Augenblicke geben, wo ich mich nach dir mit väterlicher Liebe sehnen werde; ich werde mich dann immer mit dem Gedanken trösten, daß unsre Trennung zu deiner vollkommenen Ausbildung nothwendig war. Aber in manchen Stunden wird es mir, mein Sohn! auch bange um dein Herz seyn — ich werde für die Güte, Reinheit und Unschuld desselben zittern, zittern davor, daß du auf Abwege geräthst, dich der Sinnlichkeit oder schlauen Verführern in die Arme wirfst, und am Ende nicht so gut und edel zu deinem Vater zurückkehrst, der dich innig liebt, und der in deinem Wohle seinen größten Trost, sein größtes Glück findet.

Schon zu Anfange der väterlichen Worte drängten sich Thränen in Alfreds Auge. Er fiel weinend dem Vater ans Herz, und vermochte kein Wort zu sprechen.

Mein geliebter, einziger Sohn, fuhr der Vater fort, deine Thränen sind mir Beweise eines guten, gefühlvollen Herzens. Sohn einer trefflichen Mutter! denke daran, auf welchem Platze wir jetzt stehen; dieser Hügel deckt die Hülle eines edlen Wesens, das dich über alles — das dich mehr, wahrlich! mehr liebte als sich selbst. O bey der Tugend deiner Mutter, bey ihrer grenzenlosen Liebe für dich, bitte, be-

schwöre ich dich, ihr Andenken durch einen tugendhaften Lebenswandel zu ehren, und nie von dem zu weichen, was recht und gut ist.

Vater, geliebter Vater! stammelte Alfred, erwarten Sie von mir das Beste!

Der Segen Gottes ruhe auf deinem Versprechen, mein Sohn! sprach Emanuel von Willingen, und drückte den Sohn der Hoffnung und Liebe an das gerührte väterliche Herz. Diesem war so, als befände er sich in der Gegenwart des Heiligsten, als schwebe der selige Geist der längst entschlummerten Mutter um ihn, als riefe sie ihm mit Engelstönen zu: vergiß dein Versprechen nicht!

Voll ernster Gefühle und Gedanken verließen Vater und Sohn die heilige Stätte. Als die Sonne am folgenden Morgen empor stieg, waren die größten Schmerzen der Trennung überstanden, und Alfred sah sich noch einmal von einem entfernten Hügel nach den heimischen Fluren um, auf welchen ihm die glücklichsten Jahre des Lebens verschwunden waren.

Alfred erreichte mit den besten Vorsätzen das Gymnasium zu Niederfels, und wurde besonders von den Professoren, denen er empfohlen war, auf das freundlichste aufgenommen. Sein eiserner Fleiß, die merklich schnellen Fortschritte, die er in allen Wissenschaften machte, in denen er unterrichtet wurde, und seine musterhafte Aufführung gewannen ihm bald die Liebe seiner Lehrer und das Vertrauen seiner Mitschüler. Oft erfreute er den Vater durch herzliche Zuschriften, und wuchs empor zu einem liebenswürdigen, trefflichen jungen Mann.

Zwey Jahre lang hatte der alte von Willingen lauter frohe Nachrichten von seinem Sohne erhalten,

Noch ein Jahr lang sollte dieser in Niederfels zubringen, und dann in die Arme seines Vaters zurückkehren, der ihn hierauf selbst nach Göttingen auf die Universität begleiten wollte.

In diesem letzten Jahre machte Alfred einige Bekanntschaften, die ihm ungemein vortheilhaft dünkten. Edmund von Böller und Max von Hoch wurden seine vertrautesten Freunde. Da sie mit den feinsten äußern Sitten eine einnehmende Art von Gutmüthigkeit verbanden, so warf er sich mit grenzenlosem Vertrauen in ihre Arme, uneingedenk der oft wiederhohlten Lehre des Vaters, daß man ohne vorhergegangene strenge Prüfung seiner Freunde sich ihnen nicht sogleich ganz hingeben müsse. Alfreds gutes Herz ahndete keine Täuschung.

Böller und Hoch gehörten in die Classe von Menschen, welche die Kunst verstehen, durch einen glänzenden äußern Schein für sich einzunehmen, und den Schalk, den sie heimlich in sich tragen, den Augen anderer zu verbergen. Beurtheilte man sie nach ihren gefälligen Manieren, nach den schönen, schmeichelhaften Worten, die sie jedem zu sagen wußten, an dessen guter Meinung ihnen gelegen war, und nach der Bereitwilligkeit, jedem etwas Angenehmes zu erweisen, so konnte man nicht umhin, sie für die liebenswürdigsten, besten Jünglinge der Schule zu halten. Sah man aber tiefer in ihr Herz, so bemerkte man Seiten an ihrem Charakter, die zu keiner günstigen Beurtheilung ihres sittlichen Werthes einluden, sondern sie vielmehr in den gegründeten Verdacht der Heucheley brachten. So tief blickte aber Alfred nicht in ihr Inneres, daß er Veranlassung erhalten hätte, in die Redlichkeit ihres Charakters Mißtrauen zu setzen. Es schien

ihm

ihm vielmehr ausgemacht, daß an der Güte und Gediegenheit desselben nicht zu zweifeln sey, und vertraute sich ihnen ganz an.

Böller und Hoch, geübt in den Künsten des Scheins, waren fein genug, die Maske so lange zu tragen, bis Alfred ganz der Ihrige war. Jetzt erst zeigten sie sich von Seiten, die Alfred bis dahin an ihnen nicht bemerkt hatte, doch auch dabey gingen sie so planmäßig und stufenweise zu Werke, daß er unvermerkt in das Netz fiel, das sie nach ihm ausgeworfen hatten, und es erst dann wahrnahm, als es schon zu spät war.

Täglich wurde Alfred von seinen Freunden zu Spaziergängen eingeladen, auf welchen über wissenschaftliche Gegenstände gesprochen, und zuweilen auch aus einem guten Dichter vorgelesen wurde. Diese nützlichen Unterhaltungen wurden aber allmählich eingeschränkt. An die Stelle bildender Gespräche traten leichtsinnige Scherze, an die Stelle edler Dichter verbothene Schriften, deren Verfasser sich über das Heiligste im menschlichen Leben, über Reinheit des Herzens, Tugend und Religion auf die tadelhafteste Weise aus-ließen, und in die Gemüther ihrer Leser den Saamen der Unzufriedenheit, des Zweifels und Unglaubens streuten.

So mißfällig dieß alles Alfreden anfänglich war, so bald gewöhnte er sich daran, und fing an, über Gegenstände, die dem bessern Menschen von Wichtigkeit sind, leichtsinnig zu urtheilen, und über die strengen sittlichen Grundsätze zu lächeln, nach welchen er bisher gehandelt hatte.

Böller und Hoch bemerkten nicht ohne Vergnügen die Fortschritte, welche Alfred in einer Gesin-

nungsart machte, die ihm sonst fremde gewesen war. Wer einmal, dachten sie ganz richtig, über seine bisherigen Grundsätze lächelt, von dem ist nicht zu zweifeln, daß er bald entgegengesetzte Grundsätze ergreift, und durch sie seine Handlungsweise bestimmt.

Die schlauen Freunde irrten sich nicht in ihren Erwartungen. Alfred, der sonst in seinen Urtheilen sehr vorsichtig und ein Feind aller Spötterey war, fing an, bisweilen der heiligsten Gegenstände zu spotten, und gefiel sich darin so wohl, daß er von nun an glaubte, immer witzig seyn zu müssen. Alle, die ihn kannten, und ihn bisher aufrichtig geschätzt und geliebt hatten, wurden in ihm irre, und bedauerten, daß er auf einen der gefährlichsten Abwege, auf den der Spottsucht, gerathen sey.

Böller und Hoch benutzten jede Freystunde, Alfreden zu besuchen. Dieser, dadurch in seinem Privatfleiße gestört, äußerte mehrmals, daß man die Besuche werde einschränken müssen, erhielt aber immer zur Antwort, dieß dürfe nicht geschehen; die Schulstunden strengten den Geist hinlänglich an; er habe Erhohlung nöthig; die Jahre der Jugend kämen nicht wieder, man müsse sie nicht ungenossen entfliehen lassen, sondern den Augenblick benützen. Durch solche Vorstellungen gelang es den Freunden, Alfreden vom Privatfleiße, der bey dem Studierenden von so großer Wichtigkeit ist, abzuziehen, und ihm Liebe zu Zerstreuungen einzuflößen. Von nun an wurde nicht leicht eine Lustbarkeit der Stadt und der umliegenden Gegend versäumt; den größten Theil des Tages brachte man in öffentlichen Gärten an der Kegelbahn oder am Spieltische zu; man unternahm Landparthieen, besuchte

fleißig das Theater, und schwelgte in sinnlichen Genüssen.

Mit Bedauern bemerkten die Lehrer der Schule Alfreds Verirrungen, und machten ihn von Zeit zu Zeit auf seine Fehltritte aufmerksam. Ihre Vorstellungen würden nicht ohne Wirkung geblieben seyn, wenn nicht Böller und Hof ihren Freund anders zu stimmen gewußt hätten. Du bist kein kleines Kind mehr, sprachen sie wiederhohlt zu Alfreden, du weißt, was du thust; was willst du dir von den Professoren vorschreiben lassen! sind sie etwa deine Herren, denen du blinden Gehorsam schuldig bist? Was geht sie dein Thun und Lassen außer der Schule an? Nein, unterdrücken, gängeln als ein Kind sollen sie dich nicht!

Alfreds Denkungsart war bereits so verschroben, daß er das Schiefe und Erbärmliche solcher Vorstellungen nicht einsah, und sich, getröstet durch dieselben, um die wohlgemeinten Erinnerungen seiner Lehrer nicht bekümmerte.

Nicht leicht ist etwas so verführerisch als das Spiel. Alfred wurde nach und nach dafür so sehr eingenommen, daß er sich demselben mit ganzer Seele hingab, und im Punkte der Spielsucht seine Freunde bald übertraf, obgleich das Glück ihm fast immer den Rücken wandte. Seine ganze Lebensart war nicht nur seiner Ausbildung ungemein hinderlich, sondern auch überaus kostspielig, und der gute Vater, der von dem entfernten Sohne immer das Beste hoffte, und täglich mit Liebe und Sehnsucht an ihn dachte, mußte ihm eine beträchtliche Summe nach der andern zuschicken. Zu Alfreds Ehre kann es nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß er bey dem Gedanken an seinen Vater immer im Innersten seines Her-

gens erbebte, und dann oft daran war, seine Sinnesart zu ändern, und auf den Weg des Guten zurück zu kehren; allein seine Verführer wußten die guten Regungen solcher Augenblicke zu unterdrücken, und Alfred, zu schwach, ihren Reitzungen zu widerstehen, ließ sich betäuben.

Dem alten von Billingen fielen am Ende Alfreds wiederhohlte Bitten um Geld und die Nachläßigkeiten seiner Briefe auf; allein sein Vertrauen zu des Sohnes Tugend war so stark, daß er lange darüber hinwegsah, und sie auf alle mögliche Weise bey sich selbst entschuldigte. Alfred hingegen sank immer tiefer. Da die Summen, die er von seinem Vater erhielt, nicht ausreichten — so machte er auch beträchtliche Schulden. Seine Gläubiger drängten ihn. In seiner größten Verlegenheit wandte er sich an seine Freunde, Böller und Hoch, und forderte sie auf, ihn aus seiner unangenehmen Lage zu retten. Umsonst! sie waren taub für seine Bitten, und gaben ihm den Rath, heimlich aus der Stadt zu fliehen, wenn er durchaus nicht bezahlen könnte. Diese Zumuthung empörte ihn; er machte ihnen Vorwürfe, er nannte sie Verführer — aber sie lächelten hämisch, und öffneten ihm dadurch die geblendeten Augen. Nun erst erkannte er in ihnen bösartige, falsche Freunde, und erblickte vor sich den Abgrund, an den sie ihn geführt hatten. Mit Abscheu verließ er sie, und beweinte die erlittene Täuschung.

Thränen, geweint über Verirrungen des Herzens, sind eine himmlische Erscheinung, sind tröstliche Vorbothen der Besserung, der zurückkehrenden Tugend. Wohl dem Verirrten, der sie weinen kann.

Niedergedrückt von beträchtlichen Schulden, verlassen von den Freunden, auf die Alfred so viel gebaut hatte, zur Verzweiflung gebracht von dem Gefühle seines sittlichen Unwerths und dem Gedanken an seinen Vater, dessen Ermahnungen er so leichtsinnig vergessen konnte, wußte der Unglückliche lange nicht, wozu er sich entschließen sollte. In einer glücklichen Stunde rieth ihm zwar sein Herz, dem getäuschten Vater offen seine Verirrungen zu bekennen, um Verzeihung zu bitten, und seinen Beystand zu erflehen. Aber das Gefühl einer unzeitigen Schaam hielt ihn davon zurück. Er schrieb an den Vater, versicherte, daß er sich wohl befinde, und bath um eine große Summe Geldes, unter dem Vorwande, daß er sie zur Anschaffung von Büchern und Kleidern nöthig habe.

Dem alten von Willingen kam diese neue Geldforderung unerwartet. Er fing an, die Verirrungen des Sohnes zu ahnden, und erschrak bey dem Gedanken, daß seine Vermuthung vielleicht gegründet seyn könnte. Um sich darüber Aufschlüsse zu verschaffen, schrieb er an den Rektor der Schule zu Niederfels, und bath ihn um einen offenherzigen Bericht über den sittlichen Zustand seines Sohnes.

Alfred harrte mit jedem Posttage auf das verlangte Geld. Es traf nicht ein. Seine Schulden vermehrten sich, und mit ihnen die zudringlichen Forderungen der Gläubiger. Mit jedem Tage stieg seine peinliche Verlegenheit. Endlich traf ein Packet Geld ein, aber nicht zum vierten Theile so viel, als Alfred verlangt hatte. Unglücklicher Weise bemerkte einer der Hauptgläubiger den Briefträger, als er mit dem Gelde in Alfreds Wohnung trat, eilte sogleich hin, und bemächtigte sich ohne weitere Umstände der ganzen Sum-

me in Gegenwart des Briefträgers, der sich diesen raschen Auftritt nicht zu erklären wußte.

Es läßt sich nicht leicht etwas Peinlicheres denken, als die Gemüthsstimmung, in die Alfred durch dieses Zugreifen des Gläubigers versetzt wurde. Es währte nicht lange, so stürzten mehrere Gläubiger in sein Zimmer, behaupteten, er habe Geld erhalten, und forderten mit Ungestüm Zahlung. Als der geängstigte Alfred ihnen betheuerte, daß er diese nicht leisten könne, stießen sie die härtesten Drohungen gegen ihn aus, und sprachen von Arrest. Er bath sie, noch eine Zeitlang Geduld zu haben, aber zornig riefen sie ihm zu: daß er nicht glauben müsse, sie wären Kinder; sie würden nun nicht länger von ihm sich am Narrenseile herumführen lassen.

Kaum hatten die Gläubiger Alfreds Zimmer verlassen, als er zum Rector citirt wurde. Er erschien sogleich, mit der Miene eines Verbrechers. Wie sehr erschrak er, als der Rector ihm ankündigte, daß er binnen vierzehn Tagen seine Schulden bezahlen, und das Gymnasium verlassen soll, an welchem man Menschen von seiner Lebensweise durchaus nicht dulden könne.

Niedergeschmettert durch des Rectors Worte, wankte er halbkrank nach seiner Wohnung zurück. Seine ehemaligen Freunde, Böller und Hoch, begegneten ihm. Hämisch lächelten sie ihn an, und Böller äußerte ziemlich laut: sieh' ihn an, wie freundlich er ist! er gleicht der lächelnden Sonne.

Dieser bittre Spott empörte Alfreds Herz; er gerieth in Zorn, sprang zu Böller, und versetzte ihm eine Ohrfeige, daß sogleich das Blut aus seiner Nase strömte. Böller vergalt Gleiches mit Glei-

chem, Hoch stand ihm bey, und es begann eine Schlägerey, die sich beynahe mit einem Morde geendigt hätte; denn Böller erhielt einen Schlag auf die rechte Schläfe, daß er halb todt zu Boden sank.

Alfred sah die Nothwendigkeit ein, vom Kampfplatze wegzueilen. Er sprang nach seiner Wohnung, steckte einige Kleinigkeiten zu sich, und eilte davon. Schon stand er in der Thüre, als er sich noch ein Mal umsah, und auf dem Tische den Brief seines Vaters erblickte. Er sprang zurück, und steckte ihn zu sich.

Nichts schien Alfreden gewisser, als daß man ihn, der Schlägerey wegen, gefänglich einziehen werde. Daher suchte er mit rascher Eilfertigkeit das Freye. Es währte nicht lange, so befand er sich außerhalb der Mauern der Stadt.

In die Stadt zurück zu kehren, schien ihm, aus mehr als einer Ursache, mißlich. Er überlegte lange, und faßte endlich den jugendlich raschen Entschluß, in die weite Welt zu gehen, und der Schmach, die ihm in Niederfels bevorstand, durch eine Flucht nach — Amerika zu entkommen. In dieser verzweifelten Entschließung wurde er noch mehr durch den Brief seines Vaters bestärkt, den er jetzt unter freyem Himmel las.

Der alte von Willingen hatte den von dem Rector der Niederfelser Schule sich erbethenen Bericht über seinen Sohn erhalten, und litt, wie nur immer ein gefühlvoller Vater bey den Verirrungen eines geliebten Sohnes leiden kann. Unter den größten innern Schmerzen schrieb er an Alfred den Brief. Klagen über getäuschte Erwartungen, herzangreifende Hinweisungen auf das am Grabe der Mutter gethane Versprechen, väterliche Drohungen, die aus lauter Liebe

flossen, machten den Inhalt des Briefes aus. Sie zerrissen Alfreds Herz; in die Erde hätte er sinken mögen, vor Schaam und Entsetzen über seine sittliche Verwilderung. Er erschrak bey dem Gedanken, daß der Vater auch seine letzten Auftritte in Niederfels erfahren, und ihn verabscheuen werde, so wie er ihn sonst geliebt hatte.

Alfreden schien nun alles verlohren; er selbst war sich zur Last, das Leben dünkte ihm eine Pein, die Erde ein Tartarus. Fliehen, fliehen wollte er so weit als möglich von seiner Heimath weg.

In der nächsten Stadt verkaufte Alfred seine goldne Uhr, und schlug den Weg nach Hamburg ein. — Die starken Fußreisen ermatteten ihn, und die Ermattung brachte bey ihm einen hohen Grad von Unentschlossenheit und Kleinmuth hervor, was besonders fast jeden Abend der Fall war. Sein Schlaf war unruhig; böse Träume ängstigten ihn. Oft trat das Bild seiner Mutter vor seine Seele, noch öfter gedachte er des Versprechens, das er an ihrem Grabe in einer feyerlichen Abendstunde gethan hatte; ihre Worte: „Mein geliebter Alfred, höre meine letzte Bitte, und vergiß sie nie; Mache deinem Vater Freude, und wandle auf Gottes Wegen" ertönten zu seinem Entsetzen fast täglich in seiner Seele. Ach, die zärtliche, treffliche Mutter hatte sie in ihrer Todesstunde gesprochen; sie waren Alfreden um so heiliger!

Mit zerrissenem Herzen setzte Alfred seine Flucht fort. Für seinen Vater war die Nachricht davon die schrecklichste, die er in seinem Leben vernommen hatte. O Gott! seufzte er, nachdem er sich von der ersten Betäubung etwas erhohlt hatte, nun sind meine süße-

sten Freuden, meine schönsten Hoffnungen dahin! O Alfred! Alfred!

Alle Nachforschungen des Vaters nach dem verirrten Sohne blieben ohne Erfolg. Emanuel von Willingen zog sich nun in die tiefste Einsamkeit zurück, und betrauerte sein Unglück. An Emiliens Grabe sank er oft, durch innere Schmerzen ermattet, nieder, und klagte ihr, der Verewigten, ihren und seinen Verlust.

Unterdessen erreichte Alfred die Gegend, in welcher die Güter seines Vaters lagen. Nur vier Meilen seitwärts lag der gewöhnliche Wohnort der Willingschen Familie. In Alfreds Brust regte sich der mächtige Wunsch, wenigstens den Grabeshügel, der seine Mutter umfaßte, noch ein Mal zu sehen, und an demselben ihren Geist um Verzeihung anzuflehen, daß er ihren Erwartungen so wenig entsprochen habe.

Die Abenddämmerung fing an, in nächtliche Finsterniß überzugehen, als er in dem Garten ankam, und in demselben die Linde erblickte, unter welcher Emilie ruhte. Unruhig pochte sein Herz bey diesem lang entbehrten Anblick; Thränen der kindlichsten Liebe, der edelsten Schaam und Reue stürzten von Alfreds Wangen, und eine innere Stimme rief ihm zu: noch ist nicht alles verloren; noch kannst du zurückkehren zum Guten, und der Liebe des Vaters und der Mutter würdig werden!

Eine Centnerlast fiel dem reuevollen Sohne bey diesem innern Zurufe vom Herzen; weinend eilte er an den Grabeshügel, und fiel auf seine Kniee; sein tiefer Schmerz löste sich in Worte auf; er bethete, wie er noch nie gebethet hatte, mit einer Theilnahme, mit einer Andacht, wie sie nur bey dem besseren, religiö-

sen Menschen gefunden wird. Er klagte sich großer Verirrungen an, betheuerte aber feyerlich, daß er von nun an wieder den Weg des Guten wandeln, und seiner Mutter, seinem redlichen Vater ähnlich werden wolle.

So vertieft in Klagen und feyerliche Gelübde, bemerkte Alfred nicht, daß ein menschliches Wesen sich ihm genähert hatte. Erst als er sich von demselben berührt fühlte, und die leisen Worte: Bist du es, Alfred? vernahm, ward er aufmerksam.

Bist du es, Alfred? wiederhohlte die Erscheinung. Jetzt erkannte Alfred die Stimme, und stürzte mit dem lauten Ausruf: o mein Vater! mein Vater! dem alten von Willingen ans väterliche Herz.

Der Vater war es wirklich. Nahe an dem Grabeshügel hatte er auf einem Rasensitze den Abend in traurigen Betrachtungen über das Schicksal seines Sohnes zugebracht, und war eingeschlummert. Von dem lauten Gebethe des Sohnes geweckt, näherte er sich leise der Linde, und glaubte die Stimme Alfreds zu erkennen.

Brust an Brust lagen Vater und Sohn einige Augenblicke lang; ihre Thränen flossen; Alfred stürzte auf seine Kniee, und bath um Verzeihung. Das väterliche Herz verzieh. Emanuel von Willingen schloß den verlohrnen, aber glücklich wiedergefundenen Sohn in seine Arme, und dieser erneuerte am Grabeshügel sein gethanes Gelübde, das Gelübde, auf den Weg der Tugend zurück zu kehren, und denselben nie wieder zu verlassen.

In Niederfels wurden Alfreds Angelegenheiten ins Reine gebracht, und alle zurückgelassenen Schulden sogleich getilgt. An der Seite des Vaters und eines

geschickten Lehrers bildete sich Alfred in dem väterlichen Hause weiter aus, und bezog hierauf die Universität, von der er mit einem reichlichen Schatze von Kenntnissen und Einsichten, und einem wackern festen Charakter, zurückkehrte. Nie irrte er wieder von der Bahn des Guten ab. Thätig für das Wohl seiner Brüder, bekleidete er mit Ruhm eines der wichtigsten Staatsämter. Im Alter zog er sich auf den Wohnsitz seiner Familie zurück, und besuchte oft die Stätte, auf welcher Vater und Mutter ruhte. Eines Tages fand man ihn todt am Grabeshügel unter der Linde. Ein plötzlicher Schlag hatte seinem gemeinnützigen Leben ein Ende gemacht. Man begrub ihn an der Aeltern Seite, und so beschattet jene Linde den Ruheplatz dreyer Edlen.

Glatz.

Nutzen der Sanftmuth.

Karl und Fritz saßen in der Laube vor dem Hause und wanden einen Kranz zum Geburtstage ihres Vaters. Es fehlten noch Blumen, und Karl ging in den Garten, noch einige zu pflücken.

In der Eile vergaß er aber beym Herausgehen die Gartenthüre wieder zuzumachen. Die Folgen dieser Nachlässigkeit waren für den armen Fritz sehr traurig.

Als er eine Stunde nachher in den Garten kam, fand er auf seinem kleinen Beete, das er selbst umgegraben und bestellt hatte, eine Menge geschäftiger Hü-

ner versammelt, welche sich emsig die Erbsen, die erst vor kurzem gelegt waren, aus dem lockern Erdreiche hervorkratzten und begierig verschluckten. Alle seine süßen Hoffnungen einer reichen Ernte waren nun auf einmal verschwunden; traurig stand er einige Augenblicke da und konnte sich kaum der Thränen enthalten. Jetzt kam Karl. Fritz zeigte nicht den geringsten Unwillen gegen ihn, sondern klagte ihm nur seine Noth in den rührendsten Ausdrücken, und bath ihn, in Zukunft bedachtsamer zu seyn.

Karl wurde durch die Sanftmuth seines Bruders im Innersten seiner Seele bewegt, ging sogleich aus, und kaufte für sein Taschengeld die besten Zuckererbsen, die er bekommen konnte, stand am folgenden Morgen sehr früh auf, bestellte seines Bruders Beet von neuem, und faßte während der Arbeit den festen Vorsatz, die Zufriedenheit eines so guten, sanftmüthigen Bruders nie wieder zu stören.

M.

Schadenfreude.

Es ist ihr schon recht geschehen! sprach Fleckchen mit sichtbarer Freude, als sie von Fanny hörte, daß Karolinchen auf einem Balle nicht viele Tänzer gefunden hatte. Das stolze, schnippische Ding hat immer die Nase zu hoch getragen, und geglaubt, sie sey die Prinzessinn des Kaisers von China. Nun hat

sie gesehen, daß die übrige Welt ganz anders von ihr denkt, und daß man von ihrer Hoheit keine so große Meinung hat. Es ist schon gut, wenn solche stolze Narren gedemüthiget werden.

Du machst es aber auch gar zu arg, versetzte Fanny. Karolinchen ist nicht so schlimm als du vorgibst. Sie besitzt etwas Eitelkeit, aber welches Mädchen ist frey davon? Manche gute Eigenschaften kann man ihr nicht streitig machen. Sie ist gefällig. —

Was? gefällig? rief Fiekchen. Denke dir nur, letzthin schicke ich zu ihr und lasse sie um ihre Zitternadel bitten. Glaubst du, daß sie mir sie schickte? Sie hätte sie dießmal selbst nöthig, ließ sie mir sagen.

Und dem war wirklich also, erwiederte Fanny. Karolinchen hat es mir kurz darauf selbst erzählt, und es bedauert, daß sie dir nicht gefällig seyn konnte. Sie war zu einem Gastmahle eingeladen, hatte bereits die Zitternadel aufgesteckt, und konnte sie nicht mehr hergeben, wenn sie ihren Schmuck nicht ändern wollte, wozu keine Zeit war.

Rede du, was du willst, sprach Fiekchen. In meinen Augen bleibt sie ein ungefälliges Mädchen. Doch das hätte ich ihr noch hingehen lassen. Aber letzthin hat sie mich stark beleidigt. Wir waren bey Willibalds mit einander in Gesellschaft. Wir spielten und tanzten. Glaubst du, daß sie sich die Mühe genommen hätte, mit mir zu reden. Nur abgebrochene Worte sprach sie mit mir.

Liebes Fiekchen, versetzte Fanny, du verlangst aber auch zu viel. Beym Spiele ist es ja nicht möglich, viel zu sprechen.

Nein! nein! entgegnete Fiekchen, ihr Hochmuth war Schuld daran, daß sie gegen mich so stumm that.

Ich war ihr zu gering; sie schämte sich, mit mir viel zu sprechen. Und dann hättest du sehen sollen, wie schön sie beym Tanze allen that. Ich konnte das nicht über mein Herz bringen; denn ich bin keine Schmeichlerinn. Was geschah? Ich blieb sitzen, sie aber tanzte in Einem fort.

Mißtrauisches Mädchen! versetzte Fanny. Karolinchen ist gewiß auch daran unschuldig. Du weißt, sie tanzt sehr gut. Du hast deine Tanzstunden noch nicht lange angefangen. — —

Schon gut! schon gut! rief Fiekchen. Ich freue mich herzlich, daß es ihr auf dem Balle nicht besser gegangen ist. Sie soll es auch fühlen, wie weh es thut, wenn man übersehen wird.

Fanny ging bald fort, und tadelte im Herzen Fiekchens schadenfrohes Gemüth. Was für eine häßliche Sache ist doch die Schadenfreude, dachte sie bey sich, sie raubt dem Menschen alle Liebenswürdigkeit und macht ihn blind und ungerecht gegen andere.

Fiekchen aber freute sich in Einem fort darüber, daß Karolinchen auf dem Balle gedemüthigt worden sey, lief zu ihren sogenannten Freundinnen, und erzählte ihnen dieß mit sichtbarem Vergnügen und manchen Zusätzen. Wie sehr verdroß es sie aber, als sie hörte, Karolinchen sey deßhalb nicht zum Tanze aufgefordert worden, weil sie sich gerade nicht wohl befand, was die meisten Tänzer wußten.

Nicht lange darauf bekam Fanny ein neues lillafarbenes Kleid, das ihr nicht übel ließ. Eines Sonntags kam sie in demselben mit Fiekchen in einer Mädchengesellschaft zusammen. Auch die letztere hatte ein neues Kleid, und glaubte, aller Augen würden nun

auf sie und ihren Anzug gerichtet seyn. Fanny hatte das Unglück, daß ihr Kleid besser gefiel, und daß alle Mädchen dasselbe dem Kleide Fiekchens vorzogen.

Dieß raubte dem eitlen Fiekchen nicht nur alle gute Laune, sondern sie wurde auch im Herzen auf Fanny böse. Sie hat es darauf angelegt, mich zu verdunkeln, dachte sie heimlich.

Die Gesellschaft begab sich in den Garten. Hier begegnete Fanny der Unfall, daß sie mit ihrem hübschen Kleide an einem Baumaste hängen blieb, und es unten stark zerriß. Das machte sie bestürzt. Auch die andern Mädchen erschraken, und bedauerten die gute Fanny. Fiekchen that gleichfalls mitleidig, und rief ein Mal über das andere aus: Arme Fanny! schade um das schöne Kleid! Aber in Fiekchens Herzen lag der Schalk. Sie freute sich heimlich über Fannys Unglück, und konnte ihre schadenfrohe Empfindung nur mit Mühe verbergen. Wer möchte gern an ihrer Stelle seyn? Wer findet ihre Schadenfreude nicht schändlich und verächtlich?

Fiekchen war in der ganzen Stadt als ein schadenfrohes Mädchen bekannt. Niemand liebte sie recht innig, und alle, die ihr Herz kannten, waren mißtrauisch gegen sie.

Sie befand sich in einem Mädchen-Institute. Ihre Erzieherinnen hatten bald die böse Neigung ihres Herzens, sich über Anderer Unfälle zu freuen, wahrgenommen, und sie liebreich ermahnt, sie zu unterdrücken. Ein edler Mensch, hieß es, will allen wohl, und freut sich nur über das Glück seiner Nebenmenschen. Nur unedle, niedrige Seelen können sich über fremdes Unglück freuen.

Aber solche Vorstellungen machten auf Fiekchen kei-

nen bleibenden Eindruck. Eines Tages gerieth sie mit Molly über eine geringfügige Kleinigkeit in einen heftigen Streit. Eine Erzieherinn untersuchte die Sache und gab Molly Recht. Fiekchen mußte schweigen, aber voll Rache schielte sie nach Molly, und that so, als habe sie nicht übel Lust, dieselbe zu verschlingen.

Noch an demselben Tage wurde von dem Institute ein Spaziergang gemacht. Molly stolperte auf der Straße, und fiel der Länge nach hin. Mehrere Menschen, die in der Nähe standen, erschraken über diesen Fall. Die Erzieherinn, von der die Mädchen begleitet wurden, und diese alle geriethen in Bestürzung, sprangen hinzu, und suchten der armen Molly aufzuhelfen. Nur Fiekchen blieb ungerührt; ja sie hatte sogar die Unverschämtheit, bey Mollys Falle höhnisch zu lachen, und dadurch ihre Schadenfreude zu äußern.

Mit größtem Unwillen wurde dieß von der Erzieherinn bemerkt. Mollys Hände bluteten; auch an der Stirne trug sie eine Wunde davon, und das ganze Institut kehrte mit ihr nach Hause zurück. Hier versammelten sich alle Erzieherinnen, und nahmen herzlichen Antheil an Mollys Unfalle. Mit dem größten Unwillen vernahmen sie, daß Fiekchen so lieblos und böse gewesen sey, und über Mollys Fall schadenfroh gelacht habe. Das ganze Institut ward zusammen gerufen. Fiekchens Benehmen wurde geschildert; alle sahen mit tadelnden Blicken auf sie, alle mißbilligten durch Worte und Gebehrden ihre schändliche That. Beym Abendessen mußte sie in einiger Entfernung von der Tafel stehen. In ihrem Halse hing eine Tafel mit den Worten:

Der Schadenfrohe gehört nicht in die Gesellschaft guter Menschen.

Die

Dieser Vorfall machte auf Fiekchen den tiefsten Eindruck. Unter Thränen versprach sie, in Zukunft auf ihrer Huth zu seyn, und sich vor der bösen Neigung ihres Herzens, vor Schadenfreude, in Acht zu nehmen.

Dann wird man dich edler, dann wird man dich mit mehr Freundlichkeit, Liebe und Vertrauen behandeln, sprach eine von den Erzieherinnen.

In ihren guten Vorsätzen wurde Fiekchen durch einige unangenehme Vorfälle bestärkt, die ihr begegneten. Sie hatte auf öffentlicher Straße mehrmals Unfälle, und wurde von schadenfrohen Bassenjungen belacht. Dieß schmerzte sie sehr. Sie fühlte nun selbst, wie weh' es dem Menschen thue, wenn sein Unglück durch anderer Schadenfreude noch vergrößert wird.

Es gelang ihr nach und nach glücklich, die Neigung ihres Herzens zur Schadenfreude zu bekämpfen, und seit dem erst war sie ein gutes, liebenswürdiges Mädchen.

Glatz.

Der Räuber.

Halte nicht so gleich den, dessen Bildung dir nicht gefällt, für einen Böswicht.

Der Herzog von S**, einer der reichsten Pairs von Großbritannien, war in London gewesen, und reisete auf eins seiner nahen Landgüter zurück. Er hatte niemanden bey sich, als den Kutscher und einen Be-

dienten. Er war noch nicht sechs Meilen von der Hauptstadt, und fuhr eben durch ein kleines Gehölz, als plötzlich sein Wagen von sechs Reitern umringt war. Zwey machten den Kutscher fest, zwey den Bedienten, und zwey besetzten die Schläge des Wagens, und hielten jeder dem Lord eine Pistole auf die Brust. „Ihre Brieftasche, Mylord!“ sagte der eine von den Räubern, der ein abscheuliches Gesicht hatte.

Der Herzog griff in die Tasche, zog eine schwere Börse heraus, und reichte sie ihm.

„Haben Sie die Gnade, Mylord! Ihre Brieftasche!“ sagte der Räuber, der mit der linken Hand die Börse wog und mit der rechten den Hahn der Pistole spannte. Mylord blieb gesetzt, zog seine Brieftasche heraus, und gab sie ihm. Der Räuber durchsuchte die Brieftasche, und Mylord besah gelassen des Räubers Gesicht. Solche kleine starre Augen, eine so verschobene Nase, solche verzerrte Wangen, einen so blöckenden Mund, und ein solches Vorgebirge von Kinn hatte der Herzog in seinem Leben nicht gesehen. Der Räuber nahm einige Papiere aus der Brieftasche und gab sie dem Herzog zurück.

„Glückliche Reise“ schrie er, und sprengte mit seinen Helfershelfern nach London zu.

Der Herzog kam nach Hause, untersuchte sein Portefeuille, in welchem er zweytausend fünfhundert Pfund an Banknoten gehabt hatte, und fand wider sein Vermuthen noch fünfhundert Pfund. Er freute sich über den Fund, erzählte die Geschichte seinen Freunden, und sagte zu allen: „Ich gäbe den Augenblick noch hundert Pfund, wenn ihr den Kerl gesehen hättet. Denn so kenntlich, als den, hat die Natur keinen Menschen zum Straßenräuber ausgezeichnet.“

Er hatte die ganze Geschichte wieder vergessen, und war zwey Jahre darauf in London, als er eines Morgens mit der Pennypost folgenden Brief erhielt:

Mylord!

„Ich bin ein armer deutscher Jude; der Fürst, dessen Unterthan ich war, saugte uns das Blut aus, damit er Hirsche parforsch jagen, und ihr Blut seinen Hunden zu lecken geben könnte. Ich ging mit fünf andern Juden nach Großbritannien, um mein Leben zu fristen. Ich war unterweges krank geworden, und das Fahrzeug, das uns vom Schiffe ans Land bringen sollte, wurde vom Sturme umgerissen. Ein Mann, den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, sprang vom Ufer in die See, und rettete mich mit Gefahr seines Lebens. Er brachte mich in sein Haus, ließ mich warten und pflegen, und hielt mir einen Arzt. Es war ein Wollfabrikant, der zwölf lebendige Kinder hatte. Ich wurde gesund, und er verlangte nichts von mir, als daß ich ihn bisweilen besuchen sollte. Ich kam einige Zeit darauf wieder zu ihm, und fand ihn sehr traurig; die Amerikanischen Unruhen waren ausgebrochen, er hatte für achttausend Pfund Waare nach Boston geschickt, und die Kaufleute von Boston wollten nicht zahlen. Er gestand mir, daß in vier Wochen ein Wechsel auf ihn fällig sey, den er nicht zahlen könnte, und daß er ruinirt wäre, wenn er nicht zahlte. Ich hätte ihm gern geholfen, aber ich war es nicht im Stande. Ich überlegte, daß ich ihm mein Leben zu danken hätte, und beschloß, es ihm aufzuopfern. Ich nahm die fünf Juden zu mir, die mir aus Deutschland gefolgt waren, und die mich alle liebten, wie ich sie.

Wir legten uns zusammen an die Straße, die Sie passiren mußten, Mylord; und sie wissen vielleicht noch, was Ihnen begegnet ist. Ich nahm aus Ihrer Brieftasche zweytausend Pfund, und in Ihrer Börse waren einhundert und zehn. Ich schrieb einen Brief unter unbekanntem Nahmen, schickte dem Manne die zweytausend Pfund, die er brauchte, und sagte, ich würde es wieder verlangen, so bald ich wüßte, daß ers hätte. Ich rettete damals den Mann, aber die Amerikaner zahlten nicht, und der Mann starb vor acht Tagen insolvent. Zum Glück gewann ich an dem nemlichen Tage viertausend Pfund in der Staats-Lotterie, und hier schicke ich Ihnen mit Zinsen zurück, Mylord, was ich Ihnen geraubt habe. Sie werden tausend Pfund darüber finden, diese geruhen Sie der F** schen Familie in S** zu schicken. Haben Sie die Gnade, sich bey dieser Gelegenheit nach einem armen Juden zu erkundigen, der ehemals von ihr gewartet worden ist. Mit dem Ueberreste gehe ich nebst meinen fünf Glaubensgenossen nach Deutschland zurück, und will noch einmal versuchen, ob man uns da leben läßt. Ich beschwöre Sie noch bey dem Gott meiner Väter, es zu glauben, daß keine von unsern Pistolen geladen war, als wir Sie anfielen, Mylord, und daß keiner von unsern Hirschfängern aus der Scheide ging. Ersparen Sie sich vergebliche Nachforschungen; wenn Sie diesen Brief erhalten, sind wir schon einige Tage übers Meer. Der Gott meiner Väter erhalte Sie."

Der Herzog ließ sich nach der Familie des Wollfabrikanten erkundigen. Kein Wort im Briefe war erdichtet. Der Herzog schickte der Familie alles, was in dem Briefe des Juden lag, und versorgte sie noch oben drein.

„Hundert Pfund geb' ich," sagte der Herzog oft, „wer mir das Gesicht des häßlichen Juden verschafft, und tausend, wer mir den häßlichen Juden selber bringt."

Der Schein trügt.

Eleonore war die Tochter eines wohlhabenden Mannes, der mehrere Güter besaß. Im Winter hielt er sich in der Stadt auf, im Sommer lebte er auf dem Lande. Er hieß Friedrich von Reitzenstein.

Eleonore wurde vernünftig erzogen. Sie war verständiger und besser gesinnt, als die meisten Kinder reicher Leute. Daß ihr Vater ein begüterter Mann war, machte sie nicht stolz, daß er aber ein gar lieber, guter Vater war, darüber freute sie sich herzlich. —

In der Stadt genoß Eleonore viele Freuden. Aber auf dem Lande gefiel es ihr noch besser. Kam das Frühjahr, so wuchs ihre Heiterkeit. Mit Sehnsucht sah sie dem Tag entgegen, an welchem sie mit den Aeltern die Stadt verließ, und auf eines von den Familiengütern des Vaters reiste.

Herr von Reitzenstein lächelte immer über die Ungeduld, mit welcher Eleonore den gedachten Tag erwartete. Du bist sehr undankbar gegen die Stadt, bemerkte er mit freundlicher Miene. Sie gewährt dir doch viele Freude. Du kannst hier mehr Besuche machen und bekommen, als auf dem Lande. Du besuchst bisweilen ein Konzert, dann und wann das Theater,

und in den letzten Faschingen ein Paar Mal die Redoute. Alle diese Freuden kannst du nur in der Stadt genießen. Und doch ziehst du ihr das Land vor. Das heiße ich undankbar!

Eleonore wußte wohl, daß es der Vater mit solchen Bemerkungen nicht ernstlich meine, und daß er selbst für das Land mehr eingenommen sey als für die Stadt. Indeß blieb sie keine Antwort schuldig. Die Stadt hat auch ihre Freuden, sagte sie mehrmals, aber besser ist besser. Vielen wird es freylich scheinen, als wenn das Stadtleben dem Landleben weit vorzuziehen sey. Aber der Schein trügt. In der Stadt gibts des Elendes genug. Freylich ist es ein glänzendes Elend; aber Elend bleibt es doch. Ich lobe mir das Land. Ich lobe Gottes freye Natur. Was sind Bälle, Schauspiele und Conzerte gegen die beblumten Wiesen, gegen die anmuthigen Thäler und Hügel, gegen die fischreichen Teiche, gegen die Wunder der Schöpfung, die man nur auf dem Lande in ihrem ganzen Umfange mit Herzlichkeit und ungestört genießen kann!

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn
So einzig, ach! so einzig hin!
Da lebt sichs gut, da lebt sichs froh,
Und nirgends, nirgends lebt sichs so!

Herr von Reitzenstein hörte mit inniger Freude der Tochter zu, wenn sie so sprach. Oft drückte er sie mit väterlicher Liebe an sein Herz, und nannte sie seine Freude, seinen Stolz, sein höchstes Lebensglück.

Thalfels hieß das Gut, auf welchem sich Herr von Reitzenstein am liebsten aufhielt. Es lag in einer anmuthigen Gegend, und die Bewohner des Ortes waren ein sehr guter Schlag von Menschen. Auch Eleo-

noren gefiel es in Thalfels am besten, und für sie war es immer die freudigste Nachricht, wenn es hieß: diesen Sommer werden wir in Thalfels zubringen.

Eleonore war mit den meisten Bewohnern dieses Ortes bekannt, und von ihnen herzlich geliebt. Nur Ein Mensch hatte für sie so viel Widriges, daß sie ihn nur ungerne anblickte, wenn dieß geschehen mußte. Mit aller Sorgfalt vermied sie es, ihm zu begegnen, oder mit ihm irgend wo zusammen zu treffen. Er hieß Adam Walten, und mochte in seinem achtzehnten Jahre stehen.

Mehrmals hörte der Vater Eleonoren über diesen jungen Menschen ungünstig urtheilen. Er billigte dieß nicht. Du bist doch sonst sehr gerecht und menschenfreundlich, sprach er einige Male zu ihr. Wie kommt es, daß du den Adam Walten so strenge richtest?

Ach, Vater, antwortete Eleonore, ich weiß nicht, warum mir dieser Mensch so sehr mißfällt. Er hat mich nie beleidigt, aber ich kann ihm nicht gut seyn, ich kann kein Vertrauen zu ihm fassen. Sein Gesicht verräth nichts Gutes. Er scheint mir ein schlimmer, tückischer Mensch zu seyn.

Meine Tochter, versetzte der Vater sehr ernsthaft, du hast mit wenigen Worten sehr viel gesagt. Ich wünsche, daß sie gerecht seyn mögen.

Eleonore gerieth in einige Verlegenheit. Sie fühlte es, daß sie über Adam Walten sehr hart, vielleicht allzuhart geurtheilt habe. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und sie verstummte.

Nach einigen Tagen erzählte Herr von Reitzenstein Eleonoren, daß er sich um Adam Walten genauer erkundigt, und erfahren habe, daß er ein thätiger, ehrlicher und sehr dienstfertiger Mensch sey.

Eleonore wollte etwas dagegen sagen, und fing wieder an, von seinem Gesichte zu sprechen. Aber der Vater unterbrach sie. Nach so etwas beurtheilt man den Menschen nicht, sprach er. Der Schein trügt. Eleonore sagte weiter kein Wort.

Nach einigen Wochen feyerte Eleonore ihren Namenstag. Das junge Volk von Thalfels versammelte sich auf dem Edelhofe, und brachte ihr Glückwünsche, Blumensträuße und Kränze. Auch Adam Walten war zugegen. Auch er reichte Eleonoren einen Strauß. Aber sie that so, als bemerke sie ihn nicht, wendete sich schnell um, und Adam konnte sein Geschenk nicht anbringen.

Dieß schmerzte den jungen Menschen sehr. Er hatte schon sonst bemerkt, daß Eleonore ihm nicht gewogen sey. Seinem Herzen that dieß außerordentlich weh, denn er war ihr mit ganzer Seele ergeben. Heute wollte er sie aber für sich gewinnen, und freute sich schon lange auf diesen Tag. Mit aller Sorgfalt hatte er die schönsten Blumen des Gartens und Feldes gepflückt, und sie mit vieler Kunst zu einem Strauße gebunden. Mit einigen herzlichen Worten wollte er ihr diesen überreichen. Wie schmerzhaft mußte es für ihn seyn, daß Eleonore sich mit solcher Hastigkeit von ihm wegwandte. Er fühlte es wohl, daß sie dieß absichtlich gethan habe, und seine Betrübniß darüber war so groß, daß sich Thränen in seine Augen drängten. Mit Kummer und Schmerz verließ er den Edelhof.

Eine Woche darauf ging Eleonore mit ihrer Gouvernante spazieren. Sie war ungemein heiter und munter. Fröhlich hüpfte sie über grüne Wiesen nach einem der Teiche. Hier mußte sie über einen schmalen Steg. Sie wollte schnell hinüber. Unglück-

licher Weise verlor sie das Gleichgewicht, und fiel in den Teich, der schon an seinen Ufern von beträchtlicher Tiefe war.

Die Gouvernante erschrak aufs heftigste. Sie erhob ein großes Geschrey. Eleonore suchte sich über dem Wasser zu erhalten. Vergebens! sie sank immer tiefer. Das Geschrey der Gouvernante dauerte fort, und wurde immer heftiger.

Adam Walten befand sich in der Nähe. Er hörte das Geschrey, und lief nach dem Teiche zu. Kaum vernahm er das Unglück, so sprang er in den Teich. Er konnte nur ein wenig schwimmen, aber es schien ihm Pflicht, zu versuchen, ob er Eleonoren retten könne.

Gott stand dem braven Jüngling bey. Er faßte Eleonoren, und zog sie glücklich ans Ufer. Aber es war bereits Wasser in ihren Mund gedrungen. Sie schien halb todt. Walten nahm sie in den Arm, und eilte mit ihr nach dem Edelhofe. Hier gerieth alles in Aufruhr und Bestürzung. Der Arzt eilte herbey. Alle Mittel wurden angewandt, die Unglückliche zu retten, und Gott segnete die Bemühungen. Eleonore erwachte ins Leben. Nach einigen Tagen war sie ganz hergestellt.

Wer wurde jetzt dankbarer gepriesen als Adam Walten, Eleonorens Erretter! Als diese hörte, daß er sie, mit Gefahr seines eigenen Lebens, gerettet habe, war ihr Auge mit Thränen gefüllt, ihr Herz voll der edelsten Rührung. Ich habe Walten bisher verkannt, ich habe ihn nicht für so gut gehalten, sprach sie. Er und Gott mögen es mir vergeben. Ach, wie sehr, wie sehr trügt der Schein.

Adam Walten wurde auf den Edelhof gerufen. Herr von Reitzenstein und seine Frau dankten ihm sehr verbindlich für die Rettung ihrer Tochter, und machten ihm mit einem großen, fruchtbaren Acker ein Geschenk.

Auch Eleonore ließ ihn vor sich kommen. Ihre Thränen flossen, als sie ihm dankte. Das that Waltens Herzen ungemein wohl. Er weinte, gleich einem Kinde. Seine Thränen waren Thränen der Freude über Eleonorens freundliches Benehmen gegen ihn.

Groß war das Geschenk in Waltens Augen, das ihm die Herrschaft gemacht hatte, und der ganze Ort pries ihn deßhalb glücklich. Aber mehr Freude als der Acker machte ihm Eleonorens Freundlichkeit, mit der sie ihn behandelt hatte; denn Walten hatte ein weiches, gutes Herz.

Von nun an erschien Adam Eleonoren in einem ganz andern Lichte. Nie hätte ich geglaubt, sagte sie oft, daß in diesem Menschen eine so liebe, gute Seele wohnen könne.

Das laß dir für immer zur Lehre und zur Warnung dienen, bemerkte der Vater. Die Nachtigall ist äußerlich nicht schön, aber sie singt trefflich. Mancher Mensch hat einen unansehnlichen Körper, aber eine schöne Seele, ein gutes, frommes, liebenswürdiges Herz. Der Schein trügt, und darum urtheilt der gute, verständige Mensch nicht nach dem Aeußerlichen, sondern nach dem Innern.

Wenn Eleonore jetzt dem guten Walten begegnete, so war ihr dieß immer sehr angenehm; sie blickte freundlich nach ihm, und redete ihn oft mit vieler Güte an. Bisweilen schickte sie ihm auch ein Geschenk, und wenn sie jemanden aus dem Orte zu irgend

einem Dienste nöthig hatte, so ließ sie niemanden anders rufen als ihn.

Als Eleonore in ihrem zwanzigsten Jahre stand, besuchten zwey junge Edelleute das Haus ihres Vaters. Der eine hieß Wilhelm von Sillingen, und war ein äußerst höflicher, zuvorkommender Mann. Der andere — Eduard von Braunfeld — war sehr ernst, und sprach in Gesellschaften sehr wenig.

Sillingen bezeigte Eleonoren große Aufmerksamkeit. Er sagte ihr viel Schmeichelhaftes, lobte ihre Schönheit, ihren Verstand und ihr Herz, versicherte sie an manchem Tage wohl hundert Mal von seiner großen Hochachtung für sie, und schien sich überaus glücklich zu fühlen, wenn er ihr eine Gefälligkeit erweisen konnte. Sein Wesen war immerfort freundlich und heiter.

Auf Eleonore machte dieß alles den besten Eindruck. Sie war von seiner Artigkeit fast bezaubert, und sagte oft von ihm: das nenne ich mir einen feinen, galanten Mann.

Weniger gefiel ihr Eduard von Braunfeld. Sein gesetztes, ernstes Wesen, seine Besonnenheit und seine Ungeschicklichkeit, jemanden etwas Schmeichelhaftes zu sagen, ließ glauben, daß er sehr wenig Gefühl besitze. Daher war auch Eleonore auf ihn weniger aufmerksam als auf Wilhelm von Sillingen.

Diese zwey jungen Männer bewarben sich zu gleicher Zeit um Eleonorens Hand. Jeder wünschte sie zu seiner Gattinn. Eleonore schätzte beyde, aber zu Sillingen hatte sie mehr Neigung.

Sie sprach über diesen Gegenstand mit ihren Eltern sehr offen. Ihr Vater schüttelte den Kopf, als sie den jungen von Sillingen auf eine übertriebene

Weise lobte, und von Braunfeld mit etwas Gleichgültigkeit sprach. Meine Tochter, sprach der Vater, du weißt es: Der Schein trügt. Manche Menschen kommen uns äußerlich schlimmer, manche aber auch besser vor, als sie wirklich sind. Man muß daher — was ich dir schon oft gesagt habe — alles nach seinem Innern, nicht nach dem Aeußern beurtheilen. — Sillingen hat ein angenehmes Aeußerliche, aber keine feste Denkungsart, und von seinem Herzen spricht man nicht zum Besten. Braunfeld hat in seinem Aeußern nicht viel Empfehlendes, aber er hat Verstand, Kenntnisse, Einsichten und ein treffliches Herz. Er ist kein geschmeidiger, aber ein männlicher Mann, und dieß sind die wahren Männer.

Eleonore beherzigte die Worte ihres Vaters. Sie beobachtete beyde junge Edelleute genauer, und fand, daß Sillingen allerdings ein angenehmer Schwätzer, aber ein Mann von wenig Geist und Festigkeit sey. Dahingegen bemerkte sie bey Braunfeld fast mit jedem Tage eine neue gute Eigenschaft.

Es stand nicht lange an, so bekam Herr von Reitzenstein einen Besuch von seinem Bruder. Eleonore hatte ihren Oncle viele Jahre lang nicht gesehen, und freute sich sehr über seine Ankunft. Ich gratulire, liebe Nichte, zum Brautstande! rief er ihr entgegen.

Eleonore wollte ihn nicht verstehen. Ey, so ziere dich doch nicht, sprach der Oncle, ich weiß, du bist Braut. Ich hätte nur gewünscht, daß du einen besseren Bräutigam bekommen hättest! Aber so gehts, wenn man niemanden um Rath fragt. Ich hätte dir manches sagen können, das dir nützlich gewesen wäre. Nun ists zu spät!

Eleonore versicherte, sie wisse nicht, was der Onele wolle. Sie sey noch keine Braut, und deßhalb habe sie ihn auch noch nicht um Rath fragen können.

Wie? rief der Oncle aus, du bist wirklich noch nicht Braut? aber doch nahe daran, eine zu werden?

Man wirbt um mich, versetzte Eleonore, aber ich habe mich noch nicht entschieden.

Bravissimo! rief der Oncle aus, da ist noch Rettung möglich. Das Schäfchen kann noch dem Rachen des hungrigen Wolfes entrissen werden! So höre mich denn an. Ich trete in dem nächsten Wirthshause von diesem Orte ab, und trinke in einem Winkel eine Tasse Kaffee. In demselben Zimmer toben dir einige Junkers herum, darunter denn auch der junge Sillingen. Schon lange kenn' ich den Zeisig als einen grossen Verschwender, einen falschen Spieler und den ärgsten Schwätzer von der Welt. Er kennt mich auch. Aber in meinen Reisekleidern erkannt' er mich nicht. Gegen seine Kameraden ließ er sich nun aus, er sey Bräutigam, du seine Braut, und er nahe daran, ein reicher Kavalier zu werden. Er heirathe dich, sprach er, aus vollem Halse lachend, bloß des Geldes wegen. Du selbst wärest ihm sehr gleichgültig. Er machte sich über dich tüchtig lustig.

Eleonorens Herz wurde bey diesen Reden heftig angegriffen. Sie wußte kein Wort zu sprechen. Ihr Gesicht veränderte mit jedem Augenblicke die Farbe. Was habe ich gesagt, sprach der Vater: der Schein trügt! Auf glatte Worte sollte man nie trauen. Sie sind glatte Stege über einen Abgrund. Man stürzt von ihnen leicht hinab. —

Wenn nicht ein braver Freund uns festhält! versetzte die Mutter, und der Oncle klopfte ihr freundlich lächelnd auf die Schulter.

Fallen sollst du mir nicht in den Abgrund, sprach der Oncle. Folge nur meinem Rathe, und suche den Taugenichts Sillingen von dir zu entfernen. Eleonore versprach dieß.

Des Abends erschien Sillingen. Er war unerschöpflich in Schmeicheleyen gegen Eleonoren. Sie hörte sie mit Kälte und Verachtung an. Als sie dieß einige Tage nach einander wiederhohlte, merkte Sillingen, was bey ihr vorgegangen war, und erschien seltener. Kurze Zeit darauf wurde Eleonore Braunfelds Braut. Sillingen ließ sich nicht wieder sehen.

Der wackre Adam Walten mußte mit bey der Hochzeit seyn. Er benahm sich recht ehrbar und zierlich dabey, und fühlte sich unaussprechlich glücklich. Braunfeld machte Eleonoren wahrhaft glücklich. Das Sprichwort: „Der Schein trügt" hielt sie allezeit in Ehren.

Glatz.

Herr Spielberg,

oder

der Schmeichler.

Fast gegen alle Menschen stellte sich Herr Spielberg, als ob er sie sehr liebe und schätze, obwohl sein Herz nichts davon wußte; vorzüglich betrug er sich

gegen diejenigen so, welche sehr angesehene oder reiche Leute waren, und ihm bey Gelegenheit viel hätten nützen oder schaden können! Alles, was sie anging, das lobte und bewunderte er, und schien ganz entzückt darüber zu seyn. Bey jeder Gelegenheit, auch bey der kleinsten, wußte er eine Menge von Dingen zu sagen, wodurch er ihnen gefällig werden wollte — er wollte sich einschmeicheln.

Hatte jemand ein neues Kleid an, so hieß es: „O das ist ein allerliebstes Kleid, was Sie da anhaben, werthe Madam, oder theurer Freund! Wie schön es Ihnen steht! In der That, Sie haben recht vortrefflich gewählt!“ — War er bey jemanden zu Tische, so hatte ihm noch nie eine Suppe so gut geschmeckt, so hatte er in langer Zeit kein so schönes Rindfleisch, und keinen so zarten Braten gegessen, und keinen so herrlichen Wein getrunken. — Sprach jemand etwas, und wenn es die gleichgültigsten Dinge waren, so bewunderte er das, er fand alles wahr, alles schön, und wenn jemand scherzte, so schien er über die vortrefflichen Einfälle gar nicht aus dem Lachen kommen zu können. Trug ihm jemand den kleinsten Dienst auf, so schätzte er sich deßwegen unendlich glücklich, und that, als würde er für den andern gern alles hingeben, was er hätte, wenn es verlangt würde. Hatte jemand einmal einem Armen ein Paar Dreyer gegeben, so rühmte er seine Freygebigkeit und wünschte, daß alle Leute so wohlthätig seyn möchten. Selbst an den schlechtesten Leuten wußte er Tugenden aufzufinden, die er loben konnte. Wenn sie grob waren, so nannte er das Aufrichtigkeit, und lobte sie.

So machte es Herr Spitzberg in allen Dingen, aber er meinte es doch niemals so, wie er sprach. Er wollte nur haben, daß ihn die Leute recht oft zu Tische nöthigten, oder sonst ihm dienen sollten, wo sie seinen Nutzen befördern konnten.

Es gelang ihm aber doch nicht an allen Orten. Bey einigen eiteln und stolzen Leuten war er sehr wohl ungerne gesehen, aber die andern verachteten ihn als einen falschen Menschen, und er verfehlte also doch größtentheils seine Absicht, auf diese Weise beliebt zu werden. Ja einigemale begegnete es ihm, daß er von mehrern Leuten wegen seiner Schmeicheleyen getadelt wurde.

„Herr, was hilft Ihnen alles das Loben und Bewundern, und die Kratzfüße und die Komplimente,“ sagte ihm einmal ein alter, aufrichtiger Mann. „Sie werden höchstens nur Narren damit betrügen! — Ich bin so alt geworden, aber ich habe noch niemals gesehen, daß es ein Schmeichler mit seinen Künsten lange getrieben hätte.“

Zusatz. Nicht nur andern, sondern auch denjenigen, welchen er eigentlich geschmeichelt hat, die es gern hörten, wird der Schmeichler früh genug verächtlich — denn aus welcher Absicht schmeichelt er?

Löhr.

Traugott und Rosine.

Als ich in meinen jüngern Jahren einmal durch K . . reiſete, kehrte ich bey einem Gürtler ein, welcher zwey Kinder hatte, einen Sohn und eine Tochter. Traugott, der Knabe, war ein freundlicher Menſch, der weder ſeinen Eltern noch ſonſt Jemanden etwas zu Leide that; aber er hatte einen übermäßigen Hang zu ſinnlichem Vergnügen. Das hielt er allezeit für einen recht guten Tag, an dem er lange ſchlafen konnte, und, ſobald er aufgeſtanden war, wünſchte er Etwas zu genießen, das gut ſchmeckte. Durch Leckereyen konnte man ihn weit locken, und er ließ ſich nicht verdrießen, zwey Stunden lang um eine ſüße Birne oder Feige zu betteln. Wenn er die freye Wahl hatte, ob er lieber ſpielen oder etwas Nützliches lernen wollte, ſo zog er gewiß allezeit das Spielen vor. Ja er war im Stande, ſechs Stunden nach einander ſpazieren zu gehen oder Kegel zu ſchieben und befand ſich recht wohl dabey. Wenn aber Komödie in der Stadt geſpielt ward; wenn Soldaten durchmarſchirten; wenn geputzte Leute ſich ſehen ließen, oder wenn ſonſt etwas Neues vorging, ſo war er immer der erſte Zuſchauer. Auch Muſik hörte er gern, und ſo oft im Gaſthofe zum Tanze gegeigt ward, war Traugott dabey. Ernſthafte Beſchäftigungen, die anhaltende Aufmerkſamkeit oder Anſtrengung der Gemüthskräfte erforderten, waren ihm beſchwerlich und daher kam es auch, daß er in ſeinem eilften Jahre noch ſehr wenig nützliche Kenntniſſe und Fertigkeiten beſaß.

Seine Schwester Rosine war zwar über Ein Jahr jünger; aber sie dachte ganz anders. Aus dem Spiele machte sie sich wenig. Alles, was einigen Nutzen brachte, war ihr lieber. Was gut schmeckte und schön aussah, warf sie zwar nicht weg; aber sie vergaß doch auch darüber die Arbeit nicht. Sie konnte weit besser schreiben als ihr Bruder, und wenn in der Haushaltung Nichts für sie zu thun war, so las sie in einem Geschichtbuche und suchte immer auszuweichen, wenn ihr Bruder sie nöthigte, mit ihm zum Spiele zu gehen.

Hier habt ihr zwey Kinder von verschiedener Sinnesart. Welches von beyden gefällt euch besser? Ich habe nicht gehört, was aus dem Traugott geworden ist; aber ich zweifle daran, daß er jemals etwas Nützliches gelernt hat.

Thieme.

Wie gut es sey, sparsam zu seyn.

Zwey von den Einwohnern eines in der Ernte durch den Blitz eingeäscherten Dorfs wurden von ihrer Gemeinde in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beysteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmannes. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke,

woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau, sprach einer zum andern, hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihr Unglück, und brachten ihr Begehren vor. Groß war ihre Bewunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach, eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeinde zu schicken. Ja, sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, es ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde! war seine Antwort, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können.“

Rochow.

Philipp von Richmond,

oder

schreckliche Folgen der Verzärtelung und Spielsucht.

Eine wahre Geschichte.

Vor etwa siebenzehn Jahren lebte in ** ein Herr von Richmond, der unter die reichsten Edelleute

dieser Gegend gehörte. Er hatte einen einzigen Sohn, Philipp, der sich schon als Knabe durch seine ungewöhnlichen Talente auszeichnete. Sey es nun der Besitz dieser schönen Anlagen, oder der Umstand, daß Philipp das einzige Kind war, oder irrige Begriffe von Elternliebe, oder — was das wahrscheinlichste ist — alles dieß zusammen, genug, Philipp ward von seinen ihn zärtlich liebenden Eltern auf die sanfteste, liebreichste Weise behandelt, seine Wünsche, auch die kindischen und schädlichen, wurden mit zu vieler Nachgiebigkeit befriedigt, und der Sohn dadurch in hohem Grade verwöhnt und verzärtelt. Bey dieser unweisen Behandlung war es natürlich, daß Philipp die größte Meinung von seiner Person faßte, auf andere mit Hochmuth herabsah, sich seinen Begierden überließ, und durch jeden Widerstand, der ihm aufstieß, nicht etwa zu kräftiger und entschlossener Besiegung desselben aufgefordert, sondern erbittert wurde. Er wuchs zum zornsüchtigen, rachgierigen Jüngling heran. Unausgebildet blieben die schönen Talente, unentwickelt die edleren Kräfte, die in ihm lagen. Im Schooße des Reichthums überließ er sich der trägen Ruhe, begünstigt von der Hoffnung, daß er einst als reicher Erbe auch ohne Kenntniß und Wissenschaft ein reichliches Auskommen haben werde. Fröhnte er nicht dem Müßiggange, so strich er auf den Bergen und in den Wäldern herum, und verschwendete seine Zeit mit Jagen. Auch verfiel er aufs Spiel, und seine Leidenschaft dafür wurde bald so heftig, daß er, der ans Widerstehen nicht gewöhnt war, sich derselben ganz überließ, Tag und Nacht am Spieltische saß, und beträchtliche Summen dem veränderlichen Glücke opferte.

Seine Ausschweifungen nahmen überhand. Die guten, leider, nur zu guten, nachsichtigen Eltern erwachten endlich aus ihrem Schlummer. Sie sahen die üblen Früchte ihrer unweisen Erziehung, und konnten sich es nicht länger verhehlen, daß ihr Sohn auf die gefährlichsten Abwege gerathen sey. Ach, sie sahen dieß nur zu spät ein! Philipp war bereits ein undankbares Ungeheuer, das die übergroße Liebe seiner Eltern mit Füßen trat, und sie dafür auf mannigfaltige Weise kränkte. Schmerzliche Thränen vergoß die zärtliche Mutter, bittre Klagen erhob der allzu gutmüthige Vater. Sie hatten eine Schlange am Busen genährt, deren giftiger Biß ihrem Leben Gefahr drohte. Glücklich für die Mutter, daß sie von dem Tode abgerufen, und so noch vor den Jammerscenen in ein anderes Leben versetzt wurde, welche bald nach ihrem Hintritte das Glück zweyer Familien auf eine schreckliche Art vernichteten.

Herr von Richmond glaubte, zu den Ausschweifungen seines bereits erwachsenen Sohnes nicht länger stillschweigen zu können. Er ließ ihn in sein Zimmer kommen, hielt ihm seine Verirrungen vor, verwies sie ihm mit väterlicher Strenge, und ermahnte ihn in einem ernsthaften Tone, sich zu bessern. — Der Ruchlose glaubte sich dadurch auf die empfindlichste Weise beleidigt; auch sein Vater sollte ihm nichts sagen, er gerieth in den heftigsten Zorn, und wurde zu einer Handlung hingerissen, die jedes unverdorbene Gemüth mit Abscheu gegen ihn erfüllen muß. Er griff nemlich — in einer Art von Raserey — nach einem Dolch, sprang zu dem Bildnisse seines Vaters, das an der Wand hing, riß es herab, und zerstach es vor den Augen des Vaters. Erstarrt vor Schrecken stand

dieser da. Sein Herz blutete. Seine große Liebe hatte ihm einen Mörder erzogen. Der Gedanke, das Ungeheuer von Sohn könnte sich wohl an ihm selbst vergreifen, weckte ihn aus seiner Erstarrung. Er entfernte sich eiligst, — der Vater entfloh vor dem Sohn.

Es wäre überflüssig, den traurigen Seelenzustand zu schildern, in welchen der unglückliche Vater durch diesen Frevel des ungerathenen Sohnes versetzt wurde. Länger konnte er den Rasenden unmöglich in seinem Hause dulden. Nach zwey Tagen zahlte er ihm sein Erbtheil aus, und befahl ihm, das väterliche Haus auf immer zu verlassen. Zum Abschiede sagte er mit Rührung noch die Worte zu ihm: Gehe hin, Unglücklicher, und bessere dich, sonst kann dir leicht das widerfahren, was du an dem Bilde deines Vaters verübt hast.

Der nichtswürdige Sohn, statt in sich zu gehen, und den gekränkten Vater mit Thränen und kindlicher Reue um Verzeihung anzuflehen, verließ mit Freuden das väterliche Haus, und war froh, daß er nun ganz sein eigener Herr sey, und mit einem ansehnlichen Vermögen nach Belieben schalten könne. Er miethete sich eine bequeme Wohnung, und überließ sich nun ganz dem Spiele.

In dieser Stadt lebte eine rechtschaffene Familie, die in allgemeiner Achtung stand. Der Familienvater hieß Traumund, und war ein Mann von dem biedersten Charakter. Seine einzige Freude war ein Sohn Friedrich, ein guter, liebenswürdiger Jüngling, der bey einem Onkle gleiches Namens als Kaufmannsdiener stand. Unglücklicher Weise machte dieser brave Jüngling die Bekanntschaft des durchaus verdorbenen

Philipp von Richmond, der ihn immer stärker an sich zog, und mit dem Gifte des Lasters anzustecken suchte.

Der Umgang mit dem Böswichte hatte bald den nachtheiligsten Einfluß auf das Herz des jungen Traumund. Es währte nicht lange, so hatte ihn jener so sehr zum Spiele verführt, daß er an demselben mit ganzer Seele hing. Bisher war Friedrich ein Muster von Ordnung und Pünktlichkeit in seinen Geschäften gewesen, jetzt wurde er mit jedem Tage fahrlässiger und endlich in hohem Grade liederlich. Nicht nur die Nächte brachte er am Spieltische zu, auch am Tage schlich er sich aus dem Comtoir des Onkles, und befriedigte seine Spielsucht.

Eine Verwirrung bietet der andern, ein Laster dem andern die Hand! Aus dem Spieler wurde bald ein unordentlicher Diener, aus dem Unordentlichen ein Betrüger! Der verführte Traumund verlor ansehnliche Summen, und sank zum Treulosen — zum Diebe herab. Unbegrenzt war des Onkles Zutrauen zu der Ehrlichkeit und Treue des Neffen; der bedauernswürdige Jüngling mißbrauchte es, und bestahl die Casse des treuherzigen Mannes. Eines Tages hatte er, mit pochendem Herzen und unter lauten Vorwürfen des Gewissens, eine starke Summe entwendet. Mit dieser wollte er die darauf folgende Nacht das so wankelmüthige, trügliche Glück von neuem im Spiele versuchen. Er kam mit dem jungen Richmond zusammen. Es wurde stark gespielt, und der unglückliche Traumund verlor die ganze entwendete Summe. Dieß brachte ihn zur Verzweiflung. Gefoltert durch die Bisse des Gewissens, das noch nicht ganz unterdrückt war, und jetzt in seiner ganzen Stärke erwachte, geängstigt durch den schrecklichen Gedanken, daß er so tief gesunken sey,

und niedergeschlagen durch den erlittenen großen Verlust, begab er sich nach Hause. Furchtbare Bilder umschwebten ihn, und brachten den Unglücklichen in einen Zustand, der dem Wahnsinne glich. Kein Schlaf kam in sein Auge; er durchwachte die wenigen noch übrigen Stunden der Nacht in der schrecklichsten Gemüthslage.

Der Tag brach an; die Sonne stieg empor; die Natur erwachte zu neuem Leben. Aber Traumund fühlte dieß nicht; ihm leuchtete die Sonne nicht mehr wie sonst Freude ins Herz; denn dieses Herz war nicht mehr unschuldig, ihn weckte die neuaufstehende Natur zu keiner Theilnahme, und der anbrechende Tag verscheuchte nicht die finstre Nacht, die in seinem Innern lag.

Du bist zum Verbrecher herabgesunken! das unbegrenzteste Vertrauen hast du auf eine schändliche Art gemißbraucht! du bist keiner Liebe, keiner Achtung mehr würdig. Diese Gedanken schwebten seiner Seele gleich furchtbaren Gespenstern vor, und erfüllten ihn mit Todesangst. In der Gestalt des Teufels trat sein Verführer, der junge Richmond, vor seinen Geist. Ihm fluchte das Herz des Verführten, und ein gräßlicher Gedanke stieg in seiner Seele auf.

Finster schlich Traumund herum, erwischte ein großes Trenschir-Messer, und schärfte es an einem Steine. Der Onkle sah es, und fragte, was dieß zu bedeuten habe? „Ey, ich will es heute recht scharf haben!“ versetzte der Neffe, und der redliche, alte Mann ging weiter.

Mit Ungeduld erwartete Traumund die Nacht. Sie sollte das Maas der Vergehungen voll, und ihn zum furchtbarsten Verbrecher machen. Die traurige

Stunde rückt heran. Es ist Mitternacht. Traumund kämpft mit der bessern Hoffnung, kämpft mit den letzten Gefühlen der geschwächten Tugend. Der Sieg neigt sich auf ihre Seite. Schon schlägt es Eins; noch ist der gräßliche Vorsatz nicht ausgeführt; noch ist die Rückkehr auf die verlaßne Bahn der Tugend möglich; es schlägt zwey, und der Unglückliche schwankt noch immer zwischen Reue und Verbrechen; ach, er ist zu schwach, er unterliegt der Macht des Lasters! Um drey Uhr begibt er sich, bewaffnet mit dem scharfen Messer, blutdürstend nach der Wohnung seines Verführers. Er findet sie verschlossen. Er pocht an, nennt seinen Namen, und die Thüre wird ihm geöffnet. Verzweiflungsvoll rennt er an Richmonds Bett. Schändlicher Verführer! ruft er schrecklich aus, zuckt das Messer, und durchbohrt die Brust des Schlafenden, versetzt ihm mehrere Stiche in den Unterleib, und richtet ihn gräßlich zu. Das Blut des Ermordeten strömt nach der Wand, und besudelt den Mörder. Der Bediente des ersten springt herzu, will seinem Herrn beystehen, und wird von Traumund auch auf eine fürchterliche Weise zerstochen.

Mit wilder Eile floh nun der Mörder davon. Schon dämmerte der Tag, als er an dem Orte W. ankam, wo ein Beamter gerade im Fenster lag und ins Freye sah, was er alle Morgen zu thun pflegte. Zu seinem Schrecken erblickte er den jungen Traumund, den er gut kannte, wie er, voll Blut, und noch immer mit dem Messer in der Hand, gleich einem Wahnsinnigen, durch seinen Hof lief. Der Beamte bebte bey diesem gräßlichen Anblick, und ahndete sogleich ein Unglück. Schnell schwang er sich auf ein Pferd, und sprengte in vollem Galopp nach der Stadt, um

dort etwas Näheres zu erfahren. Auf dem Wege begegnete er bald mehrern Häschern, die dem Mörder verfolgten. Er kehrte nun mit ihnen um, und erzählte ihnen, was er gesehen hatte.

Die Häscher verfolgten gleich die Spur des Verbrechers. Nicht weit von W. erreichten sie eine einzelne Hütte, in die sie einkehrten. Hier fanden sie den jungen Mörder schlafend. Die Einwohner der einsamen Hütte hatten sich bey seinem Anblicke entsetzt, und ihn nicht hereinlassen wollen. Allein er hatte ihnen mit dem Messer gedroht, wofern sie ihm diesen Zufluchtsort verweigern würden. Die Häscher fesselten ihn auf seinem Lager, und brachten ihn nach der Stadt. Er soll gräßlich ausgesehen haben.

Das Gericht, welches das Verbrechen untersuchte, verurtheilte ihn (da gerade damals die Todesstrafen in diesem Lande aufgehoben worden waren) zu einer lebenslänglichen Einkerkerung bey Wasser und Brod, und zu zweyhundert Streichen, die er jedes Jahr zu vier verschiedenen Zeiten erhalten sollte. Nur viermal des Jahrs, wann nemlich diese Züchtigung an ihm vollzogen wurde, bekam er das Tageslicht zu sehen.

Einige Jahre lebte der Unglückliche in diesem fürchterlichen Zustande, bis er, als Gerippe, eines Jahres unter den grausamen Schlägen seiner Züchtiger seinen Geist aufgab. Herzzerreissend soll das klägliche Winseln des auf der Züchtigungsbank liegenden Sterbenden gewesen seyn. Der edelste Mensch, der brauchbarste Bürger des Staats wäre aus dem unglücklichen Jünglinge geworden, wenn nicht Spielsucht, angefacht durch einen in seiner frühen Jugend verzärtelten Nichtswürdigen, ihn auf die Bahn des Lasters hingerissen hätte.

Kurz nach der Ermordung des Sohnes starb der alte Richmond, aufgerieben von dem tiefsten Gram. Der redliche Dukie des Mörders soll noch leben. Der Schmerz dieser rechtschaffenen Familie über diese unglückseligen Auftritte läßt sich nicht beschreiben.

Ueberflüßig wäre es, dem entworfenen Bilde von den schrecklichsten Folgen der Verzärtelung und der Spielsucht viele Erinnerungen beyzufügen. Der Leser frage dabey sein Herz; es wird ihm diese Erinnerungen geben; er folge nur der Stimme seines Herzens! —

Glatz.

Die Spötterinn.

„Kommt her, aber schnell! Seht, da geht er! wie gravitätisch! seht, jetzt guckt er sich um! hahaha! habt ihr die hochweise Miene gesehen, die er gemacht hat? paff! hahaha! da ist er gestolpert. So recht, Herr Philosoph! nur bedächtig einhergeschritten, und die Grillen ein wenig aus dem Kopfe getrieben, sonst liegen Sie einmal, wie ein Sterngucker, der Länge nach auf dem Boden. — Nun ist er um die Ecke. — Schade, daß wir nicht länger diesen erhabenen Anblick genießen können!“

So sprach Wilhelmine, die sechzehnjährige Tochter eines Edelmanns, zu ihren Schwestern, die um sie standen, und mit ihr über einen jungen Mann lachten, der eben von der Universität gekommen war, und, nach dem Urtheile aller Verständigen, ein gebildeter, selbst-

denkender Kopf war. Er hieß Buchwald, und genoß die Achtung vieler wackern Männer.

Wilhelminen fehlte es nicht ganz an Mutterwitz, destomehr aber an richtigem Verstande, und noch mehr an Güte des Herzens. Sie hatte von der Natur einen wohlgebauten Körper erhalten, in ihrer frühen Jugend aber zu wenig auf eine anständige, gute Haltung desselben gesehen, und war auf diese Weise schief geworden; die rechte Schulter stand höher als die linke. Ihre Aussprache hatte sie gleichfalls vernachlässigt, sie pipste als ein Küchelchen, und oft war es schwer zu entscheiden, ob sie weine oder lache. Dabey besaß sie wenige Kenntnisse; ein Bißchen Naturgeschichte und Französisch war alles, was sie wußte; in weiblichen Arbeiten hatte sie eine nur unbedeutende Fertigkeit, und um die Geschäfte in der Küche bekümmerte sie sich fast gar nicht. Trat sie auch einmal an den Herd, und mischte sich ins Kochen, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie etwas verderben, entweder die Suppe versalzen, oder das Ragout anbrennen lassen, oder sonst etwas bey einer Speise versehen werde!

Dieß alles vorausgesetzt, sollte man glauben, Wilhelmine werde ihre Schwächen gekannt haben, und daher desto geneigter gewesen seyn, die Unvollkommenheiten anderer mit Geduld zu tragen, und mit Schonung zu beurtheilen. So verhielt es sich aber nicht. Sie besaß eine große Eigenliebe, einen Dünkel, der oft ins Unausstehliche fiel, und andere beleidigte. Dabey hatte sie die häßliche Unart, an andern nur die Fehler aufzusuchen, sie zu bekritteln und ins Lächerliche zu ziehen. Spottsucht war ihr fast zur Natur geworden, und drückte sich auch deutlich genug in ihrem Gesichte aus. Wer nur einmal ihren verzogenen Mund-

winkel, ihr höhnisches Lächeln, ihre versteckten Blicke sah, mußte gleich von ihrem bösen Hange zum Spotte überzeugt werden. Ihr Gesicht, das in ihrer Kindheit regelmäßig und hübsch war, wurde in den spätern Jahren durch ihre Spottsucht häßlich entstellt, und zu einer widerlichen Grimasse.

Wilhelmine befand sich übel, wenn sie nicht alle Tage ihren Hang zum Spötteln befriedigen konnte; um dieß zu können, schonte sie fast keines Menschen; die besten, edelsten von ihnen waren oft der Gegenstand ihrer anzüglichen Witzeleyen, und selbst ihre jüngste Schwester Euphrosine mußte von ihr viel leiden, weil dieses sanfte, sittsame Geschöpf in Wilhelminens böse Unarten nicht einstimmte, und ihr zuweilen Vorstellungen über ihr tadelhaftes Betragen gegen andere machte. Sie gab ihr mehrere Spottnahmen, hieß sie bald „die weinende Prophetinn," bald „die Sittenpredigerinn," bald „die strafende Burgpfäffinn," bald „die düstre Nachteule."

Ob sich Wilhelmine bey einer solchen Gemüthsart wohl befunden habe? fragt vielleicht manche Leserinn. Wie wäre das möglich gewesen? Spottsüchtige Menschen stoßen bald hier, bald dort an, machen sich verhaßt, und ziehen sich oft die kränkendsten Unannehmlichkeiten zu.

So ging es auch Wilhelminen. Diejenigen, die sie näher kannten, verabscheuten sie, und vermieden sorgfältig ihren nähern Umgang, und sogar ihre Freundinnen, die selbst Spötterinnen waren, beurtheilten sie hinter dem Rücken nicht zum besten, machten sich über ihren schiefen Körper, ihre pipsende Sprache und ihre Unwissenheit in so vielen Stücken lustig. Ver-

trauen und Liebe fehlten ihr ganz, denn wer könnte eine Spottsüchtige mit Zutrauen und Liebe umfassen? Dieß alles merkte Wilhelmine sehr wohl; es gab Stunden, wo sie sich darüber grämte; doch blieb sie die Alte.

Um sich an den Menschen, die sich nicht, so wie sie wünschte, artig und freundlich genug gegen sie betrugen, zu rächen, nahm sie ihre Zuflucht zur Spötterey, suchte alles an ihnen auf, was lächerlich gemacht werden konnte, vergrößerte ihre Unvollkommenheiten und Fehler, oder dichtete ihnen welche an, und machte sich darüber lustig. Durch eine leidige lange Uebung brachte sie es dahin, daß sie die Stimme der meisten, ihren Gang, ihre Stellungen, kurz, ihr ganzes äußerliches Benehmen vollkommen nachmachen konnte, und sich in dieser Hinsicht recht gut zu einer Comödiantinn auf ein Kreutzertheater schickte.

Buchwald, dessen bereits erwähnt worden ist, hatte bald nach seiner Rückkehr von der Universität Wilhelminens Vater besucht, und der Fräulein Tochter die schuldige äußerliche Ehrerbiethung erwiesen, aber es unterlassen, ihr die Hand zu küssen. Schon dieß brachte sie gegen ihn auf, noch mehr aber sein übriges Benehmen, das er bald gegen sie zeigte. Er war ein Mann von Grundsätzen, und als solcher ein Feind von Schmeicheleyen. Er betrug sich gegen Wilhelminen artig, schmeichelte aber nicht im geringsten ihrer Eitelkeit durch Lobsprüche, die sie nicht verdiente, welche sie aber von jedem Manne als einen gerechten Tribut verlangte. Als er Einiges mit ihr gesprochen hatte, bemerkte er gleich, daß ihre Bildung alltäglich, ihr Witz oft fade und ihr Herz zur Spottsucht geneigt sey. Das letzte machte einen unangeneh-

men Eindruck auf ihn, was er ihr nicht verbergen konnte. Als sie über diesen und jenen Mann nachtheilig urtheilte, nahm er sich mit Freymüthigkeit desselben an, und trieb sie durch seine Einwürfe mehrmals in die Enge.

Dieß alles mußte sie gegen den wackern Buchwald in hohem Grade einnehmen. Sie faßte eine entschiedene Abneigung gegen ihn, hieß ihn nie anders als den Philosophen, und suchte ihn so lächerlich zu machen als möglich. Ein halber Narr ist er schon, sagte sie, bald wird er ein ganzer werden. Tag und Nacht sitzt er über dem Kant, und brütet über seiner Philosophie wie die Henne über ihren Eyern. Das wird ein schönes Spectakel geben, wenn er ins Irrenhaus eingesperrt wird, und dort in Ruhe ein nagelneues System der Philosophie entwirft.

Dergleichen höchst abgeschmackte Reden erlaubte sich Wilhelmine mehrere gegen Buchwald. Einige davon kamen ihm zu Ohren, er verachtete sie aber, und ging ruhig seinen Gang. Nicht so nachsichtig wurde ihre Albernheit von dem jungen von Merthal, einem Edelmanne von einigen zwanzig Jahren, aufgenommen, der Buchwalden kannte und innig schätzte. Er selbst war ein feiner, gebildeter Kopf, von bravem, rüstigen Charakter, sprach wenig, handelte aber desto mehr, und fand ein großes Vergnügen darin, sich der gekränkten Unschuld mit Entschlossenheit anzunehmen.

Als Merthal erfuhr, wie beleidigend Wilhelmine sich gegen Buchwald betrage, schüttelte er den Kopf, und sagte in etwas barschem Tone: Die unwissende Dirne, die! sie sollte sich selbst ansehen und verkriechen! Was will die über Männer urtheilen, die so

hoch über ihr stehen, daß sie sie mit ihren kurzsichtigen Augen nicht erspähen kann! Hey Gott! die erste beste Gelegenheit will ich ergreifen, ihr einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich ganz so sehen soll, wie sie ist. Mit solchen verkrüppelten Seelen muß man nicht viel Wesens machen! Sonst bleiben sie ewig in ihrer Maulwurfsblindheit stecken und glauben, wer weiß was sie wären.

Merthal erklärte, daß es sein fester Entschluß sey, Wilhelminens böses Herz zu demüthigen. Die Gelegenheit dazu gab sich bald. Er wurde kurz darauf zu einem Balle gebethen, auf welchem der junge Adel der Stadt und der umliegenden Gegend, weiblichen und männlichen Geschlechts, zugegen war. Wilhelmine war auch darunter.

Nachdem einige Menuets und Angloisen getanzt waren, machte man eine Ruhepause. Es wurden Erfrischungen gereicht, und im Saale herrschte eine ziemliche Stille. Bald aber wurde diese unterbrochen. Es rannte alles zum Fenster, an welchem Wilhelmine stand, und sah hinaus. Merthal glaubte, es sey draussen ein Unglück vorgefallen, oder ein fremdes Thier zu sehen. Er ging hin und sah — Buchwalden vorbey gehen. Dieser war es, der den Auftauf verursacht hatte. Wilhelmine hatte ihn erblickt, und die andern Fräulein herbeygerufen, sie auf den Philosophen aufmerksam gemacht, und ihren Witz spielen lassen. Merthal hörte ihre aberwitzigen Reden, hörte sie spöttisch den Nahmen Philosoph nennen, und konnte sich nicht enthalten, der heillosen Spötterinn die Wahrheit zu sagen.

Erlauben Sie, Fräulein Wilhelmine, sagte er, daß ich Sie in Ihrer witzigen Vorlesung unterbreche.

Sie

Sie erweisen Buchwalden die Ehre, ihn zum Gegenstande Ihrer allerliebsten Einfälle zu machen. Sie nennen ihn einen Philosophen, und glauben ihm dadurch recht wehe zu thun. Darf ich Sie denn fragen, was Sie unter einem Philosophen verstehen?

Wilhelmine verfärbte sich, und gerieth in Verlegenheit, die dadurch, daß alle Anwesende ihre Blicke auf sie richteten, so sehr vergrößert wurde, daß sie stumm da stand als eine Salzsäule, und kein Wort vorbringen konnte.

Sie dürfen sich nicht geniren, liebes Fräulein, fuhr Merthal mit einem satyrischen Lächeln fort, der Nahme Philosoph ist Ihnen, wie ich aus guten Quellen weiß, so geläufig, daß Sie doch einen Begriff damit verbinden, und diesen uns leicht aus einander setzen werden. Nun, was ist denn nach Ihnen ein Philosoph?

Wilhelmine suchte sich zu fassen, aber es gelang ihr nicht; sie stotterte: J nun — warum fragen Sie auch so? — Sie wissen ja — das wissen ja alle — ein Philo — Philo — Philosoph ist — ist — ist — ein Mensch. —

Ganz recht! versetzte Merthal, daß er kein gerupfter Hahn mit zwey Beinen sey, wissen wir andern freylich auch. Nur weiter — —

Wilhelmine verlor jetzt alle Fassung, ihre Lippen zitterten — sie wollte etwas sagen, vermocht' es aber nicht.

Mein liebes Fräulein, sprach jetzt Merthal in eindringlichem Tone, ich sehe schon, Sie werden uns die Erklärung schuldig bleiben; es ist klar, Sie wissen nicht recht, was der gedachte Name, der bey Ihnen zu einem Spottnahmen geworden ist, bedeute. Ich

will es Ihnen sagen. Ein Philosoph ist so viel als ein Liebhaber, ein Freund der Weisheit. Steht Ihnen dieser schöne Nahme nicht an? Nun gut, Sie, Fräulein, sollen ihn nicht erhalten, wir wollen Sie eine Feindinn der Weisheit nennen; daß Sie diesen Ehrennahmen verdienen, haben Sie schon längst, haben Sie auch jetzt eben bewiesen. Der arme, arme Buchwald! dem bleibt der Nahme Philosoph! Freuen Sie sich, Fräulein, freuen Sie sich von Herzen, der gottlose Mann ist nun auf ewig gebrandmarkt!

Dieser satyrische Ton schnitt in Wilhelminens Herz tief ein. Sie nahm alle ihre Kraft zusammen und rief: Herr von Merthal, mit diesen Sottisen bleiben Sie zu Hause.

Merthal veränderte jetzt den Ton und fuhr ernsthaft fort: Es thut mir leid, Fräulein, daß ich so zu Ihnen sprechen mußte. Erlauben Sie mir nur noch einige Worte. Ihre Spottsucht ist allgemein bekannt und verhaßt. Viele wackre Männer, Mädchen und Frauen, haben darunter gelitten. Viele, die hier anwesend sind, waren schon oft der Gegenstand Ihres Hohns. Ich will sie nicht nennen, um Ihnen Beschämung, und jenen Verdruß zu ersparen. Sie schonen die besten, würdigsten Menschen nicht, und vergessen bey Ihren Kritteleyen ganz das Sprichwort: Kehre zuerst vor Deiner Thüre. Sie machen sich seit einiger Zeit über Buchwald lustig. Kennen Sie ihn denn? — Ich kenne ihn genauer, und kann Ihnen auf Ehre versichern, er ist ein ganzer — Philosoph, das heißt, er ist ein selbstdenkender Mann, kennt Wissenschaften, von denen Sie, Fräulein, vielleicht noch nie den Nahmen gehört haben, ist in seinem Fa-

che wohl bewandert und taktfest, und hat — das merken Sie wohl! — einen rechtschaffenen Charakter, ein reines, edles Herz, das von keinem Falsche weiß. Das können Sie schon seinem Gesichte ansehen. Finden Sie darin nur einen einzigen Zug, der auf Verstocktheit oder tückische Spottsucht hindeutet? Wollte Gott! jedes Fräulein wäre in seinen Geschäften eben so erfahren und geschickt als Buchwald in denjenigen, die sein Fach erfordert! Und so einen Mann können Sie zum Ziele Ihres Gespöttes machen? Daß ich Ihnen doch Ihren bösen Hang aus dem Herzen reißen, und dieses Herz reinigen könnte von den Schlacken, die es jetzt verunstalten. Merken Sie sich's, Fräulein! Spottsucht entstellt die schönste Gestalt, und macht sie zur Grimasse; diese Zerrgestalt bleibt gewöhnlich bis an den Tod, und macht den Menschen verdächtig; Spottsucht ist etwas Teufliſches, das mächtig zurückschreckt; Spottsucht bahnt den Weg zu vielen Lastern, und ist ein Gift, das Leib und Seele und Herz zerrüttet. Machen Sie sich los von dieser Feindinn Ihrer Ruhe und Ihres Glücks.

Merthal war in Eifer gerathen, und sprach daher — ganz gegen seine Gewohnheit — etwas zu viel. Wilhelminens Unwille löste sich in Thränen auf; sie warf drohende Blicke auf Merthal, entfernte sich aus dem Saale, und kam nicht wieder. Die Ballgesellschaft verhielt sich einige Minuten stillschweigend, zertheilte sich dann, billigte im Herzen die Demüthigung, die der gewissenlosen Spötterinn wiederfahren war, und begann von Neuem zu tanzen.

Der Auftritt wurde in der ganzen Gegend bekannt und stark besprochen. Alle, die Wilhelminens Bösartigkeit kannten, behaupteten, ihr sey Recht gesche-

hen, und wünschten nur, daß der Vorfall eine gute Wirkung bey ihr hervorbringen möchte.

Auf den Vater der Spötterinn machte der Vorgang einen andern Eindruck. Er glaubte sich in seiner Tochter beleidigt, und wollte in der ersten Hitze den jungen von Merthal zu einem Zweykampfe herausfordern. Allein ein guter Freund des Hauses machte ihm Vorstellungen dagegen, schilderte ihm Wilhelminens tadelhaftes Benehmen gegen Buchwald und andere Menschen, nahm den Herrn von Merthal in Schutz, und stimmte den Vater bald dahin, die Sache weiter nicht in Anregung zu bringen, und das, was vorgefallen war, als eine heilsame Lection für seine Tochter anzusehen.

Einen Monath lang getraute sich Wilhelmine nicht, in Gesellschaft zu gehen. In jedem, der sie etwas schärfer ansah, glaubte sie einen heimlichen Feind zu erblicken, der sich über ihre erlittene Schmach innerlich freue. Auf diese Weise ward sie sich selbst eine grausame Quälerinn, und konnte nirgends Trost und Beruhigung finden.

Hätte Wilhelmine doch diesen unangenehmen Vorfall zu ihrer Besserung benutzt! Leider, war dieß nicht der Fall. Ihre Spottsucht ließ sie immer noch nicht; sie hatte sich so sehr bey ihr eingenistet, daß nur ein sehr guter Wille und viel Beharrlichkeit sie aus ihrem Herzen vertreiben konnte; doch beydes fehlte ihr, und sie blieb die alte Spötterinn, wurde mit jedem Tage bitterer und unleidlicher, und bestätigte die Wahrheit des Sprichworts: Jung gewohnt, alt gethan.

Der wackre von Merthal lernte Wilhelminens jüngere Schwester, Euphrosine, näher kennen; ihr Verstand, ihre nicht gewöhnliche Bildung, und besonders

ihre sanften, reinen Sitten, verbunden mit dem edelsten Herzen, nahmen ihn für sie ein, er both ihr seine Hand, und sie wurde seine Gattinn, mit der er die glücklichsten Tage lebte. Auch die andern Schwestern bekamen nach und nach Männer, nur Wilhelmine blieb sitzen.

Schon näherte sie sich den Dreyßigen, und noch immer war sie, durch eigene Schuld, unverehelicht. Sie wurde als Hofdame der Herzoginn von R.. empfohlen, und erhielt diese Stelle. Ihre erste Erscheinung am Hofe machte nicht den besten Eindruck, besonders mißfiel dem Herzoge ihre Physiognomie so sehr, daß er nie Zutrauen zu ihr fassen konnte. Dieß entging ihrem geübten Blicke nicht, und brachte in ihr eine geheime Abneigung gegen den Fürsten hervor.

Ihr Hang zur Kritteley und zum Spotte fand hier reichliche Nahrung, besonders da sie bald die innigste Freundschaft mit einer andern grämlichen Hofdame schloß, die auch an demselben Fehler litt. Dieser öffnete sie ihr Herz ganz, und gestand ihr unter andern auch ihre Abneigung gegen den Herzog. Die gute Freundinn plauderte das Geheimniß aus, und es kam dem Fürsten zu Ohren. Wilhelmine mußte mit Schand und Spott den Hof verlassen, und wurde der Gegenstand allgemeinen Tadels.

Sie nahm ihre Zuflucht zu der jüngsten Schwester, Euphrosine, die alles anwandte, ihre Spottsucht zu schwächen, und sie auf den Weg der Tugend zu bringen. Alle Mühe war vergebens. Wilhelmine legte den bösen Fehler nicht ab. Da sie von niemanden geachtet und geliebt wurde, so warf sie einen Haß auf Welt und Menschen, wurde mit jedem Tage

grämlicher und unerträglicher, und entstellte dadurch ihren Körper so sehr, daß sie in ihrem dreyßigsten Jahre aussah wie eine ägyptische Mumie. Sie starb noch in diesem Jahre an einem Gallenfieber, und von ihr konnte man mit Recht sagen, daß sie von Aerger und Verdruß getödtet worden sey. Ihre Schwestern weinten bey ihrer Beerdigung Thränen des Mitleids; aber auch nicht Eine Zähre der Liebe floß um sie.

Glatz.

Gelegenheit macht Diebe.

Es macht mir allemal vieles Vergnügen, wenn ich zu einem meiner Freunde komme, und nicht nur an ihm, und in seinem ganzen Hause, sondern vornehmlich auch an seinen Kindern, eine Liebe zur Ordnung bemerke, die man nur selten antrifft. Da ist alles an seinem rechten Orte, da geschieht alles zu der einmal festgesetzten Zeit, und zwar ohne das kleinliche Wesen, das man bey einer gewissen Art Menschen findet, die man Menschen nach der Uhr nennt. Man ist es einmal so gewohnt, und würde sich nicht wohl befinden, wenn es nicht so wäre. Nie — so oft ich auch da war, hörte ich nach etwas fragen, das etwa verlegt, oder nicht an den ihm einmal bestimmten Ort gelegt worden wäre. Nie hörte ich nur nachfragen, ob etwas geschehen wäre, was hätte geschehen sollen, man setzte allemal voraus, daß es gewiß geschehen sey, und man betrog sich nie. Besonders bemerkte ich

immer eine sehr große Vorsicht mit Schlüsseln und Verschließen der Thüren an Zimmern und Schränken und andern Dingen, die nicht für alle zugangbar seyn sollten. Jedes Kind hat sein Schränkchen, oder doch sein Fach in einem Schranke, worin es seine kleinen Habseligkeiten, Wäsche, kleinere Kleidungsstücke, Schreiberey, Bücher, Spielsachen, und dergleichen aufbewahren kann. Und wenn man einmal dazu kommt, daß eines derselben sein Schränkchen öffnet, — denn nie sah ich auch nur auf eine Minute einen Schlüssel stecken, außer, wenn man etwas heraus nahm, oder hineinlegte, — so ist alles in der schönsten Ordnung zusammen, oder neben einander gelegt, was zusammen gehört, und von diesen Kindern kann man in Wahrheit sagen, so wie von allen in diesem Hause, daß sie alles im Finstern finden können.

Da ich in meinem Leben schon so vielen Verdruß in Familien, bloß durch Unordnung, habe entstehen sehen, da ein verlohren gegangener, oder verlegter Schlüssel, oft auf Tage lang ein ganzes Haus in Unruhe bringt, da durch Vernachläßigung des Schließens der Zimmer, Gewölbe und Schränke — oft so viele Gelegenheiten zu Veruntreuungen und zu Diebstahl gegeben werden, so gab ich meinem Freunde schon einigemal meine Freude darüber zu erkennen, daß es ihm gelungen sey, eine so musterhafte Ordnung bey den Seinigen einzuführen. Aber er hatte mir nur immer wenig und gewöhnlich mit großer Ernsthaftigkeit darauf geantwortet: Es ist alles möglich! wenn man nur selbst ein gutes Beyspiel gibt und nicht ermüdet! — Es hat mir viel Mühe gekostet. — Wollte Gott! ich wäre in meiner Kindheit auch zu dieser Ordnung gewöhnt worden! Dieß und dem ähnliches erhielt ich

gewöhnlich zur Antwort, und dann — wendete er sich schnell zu einem andern Gegenstande!

Mir mußte das um so mehr auffallen, da ich ihn schon lange als einen sehr heitern und besonders, wenn die Rede von Erziehung ist, als einen sehr gesprächigen Mann kenne. Ich konnte daher nicht umhin, ihn bey einer günstigen Gelegenheit, da ich gerade mit ihm allein war, über die Ursache seines mir auffallenden Betragens, in dieser Rücksicht, zu befragen. Er konnte nicht läugnen, daß er mir einigemal absichtlich kurz geantwortet habe, als ich davon gesprochen hatte, bat mich aber, nicht zu sehr dieserhalb in ihn zu dringen. Sie wissen nicht, lieber Freund, fuhr er fort, welche Wunde Sie jedesmal in mir aufreißen, so oft Sie von dieser Sache sprechen wollen.

Meine Neugierde wurde dadurch nothwendig nur noch mehr gereitzt, und ich bat ihn bey seiner Freundschaft zu mir, wenn es ihm nicht gar zu viel kosten sollte, mir sein Zutrauen zu schenken. Ich zeigte ihm, daß er mir in Wahrheit schon zu viel gesagt habe, als daß ich nicht jedesmal, wenn ich sein Haus in Zukunft betreten, und die gewohnte Ordnung in demselben bemerken würde, an sein Mißtrauen gegen mich erinnert werden sollte. Jeder Kummer erleichtert sich durch Mittheilung; halten Sie mich Ihrer Freundschaft werth, sagte ich endlich, warum wollen Sie sich diese Erleichterung versagen? —

Es ist wahr, sagte er hierauf, ich habe Ihnen vielleicht mehr gesagt, oder vielmehr mehr Beschimpfendes für mich in dem ahnden lassen, was ich Ihnen gesagt habe, als mich im Grunde dabey trifft. Unvorsichtigkeit war mein Fehler und er entstand aus Mangel an Ordnungsliebe. Sie sollen alles wissen!

— Wie Ihnen bekannt ist, lebte ich vor meiner Versorgung einige Jahre in dem Hause des * * und hatte einen seiner Leute zu meiner Bedienung. Es war ein junger Mensch, der in dem Hause seiner Eltern eine gute Erziehung genossen hatte, aber bey ihrer Verarmung sich genöthigt sah, als Bedienter und Schreiber sein Brod zu suchen. Sein gutes Ansehen, seine nicht gemeinen Sitten, eine gute Handschrift, — seine Neigung, sich mehrere Geschicklichkeiten zu erwerben, der Fleiß, den er dabey anwendete, so wie seine Aufmerksamkeit auf seinen Dienst, erwarben ihm die Liebe Aller im Hause. Man hoffte in ihm bald einen jungen Mann zu sehen, der zu etwas Besserm zu gebrauchen seyn würde, als hinter dem Stuhle oder auf der Kutsche zu stehen — und plötzlich sah man sich auf das Unangenehmste in ihm betrogen.

Unordnung im Anzuge, Unsauberkeit seiner Wäsche, eine kränkliche gelbe Gesichtsfarbe, ein verstörter Blick, wenn man ihm scharf unter das Auge sah, ließen befürchten, daß ein Gerücht, welches unter den Leuten im Hause sich verbreitete, nicht ungegründet seyn möchte. Man sagte ihm nach, er komme oft sehr spät in der Nacht, oft erst gegen den Morgen, nach Hause, und bringe die Nächte in Spielgesellschaften hin. Man bedauerte, man warnte ihn, doch konnte man nichts Gewisses auf ihn bringen. In seinem Dienste versäumte er nichts, aber sein Fleiß in solchen Stunden, in welchen er für sich arbeiten konnte, war sichtbar verschwunden.

Um diese Zeit hatte ich einige Thaler Cassen-Billets, zu einer gewissen Bestimmung, auf meinem Schreibtische liegen lassen, und als ich sie brauchen wollte, vermißte ich zwey Stücke, jedes von zwey

Thalern. Vorher hatte mir schon Verschiedenes, bald mehr, bald weniger gefehlt — ich hatte darauf nicht geachtet, denn ich war meiner Sache nie gewiß; selten wußte ich genau, was ich an baarem Gelde in meinem Schreibepult hatte. Selbst da mir jene beyden Cassen-Billets fehlten, beredete ich mich, daß ich mich wohl verzählt haben könne. Aber wenige Tage darauf mußte ich Geld nach Leipzig schicken, und weil ich hierzu, um des bequemern Packens willen, wieder Cassen-Billets bestimmte, zählte ich sie genau ab, und legte sie auf den schon fertigen Brief. Ich würde sie an diesem Tage noch weggeschickt haben, wäre ich nicht, indem ich sie einpacken und den Brief siegeln wollte, gestört worden. Am andern Morgen früh öffne ich mein Schreibepult, um den Brief zu schließen und zuzumachen, zähle zufällig noch einmal die Cassen-Billets, und — es fehlen wieder zwey Stück — ganz neue, die ich gleich obenauf gelegt hatte. Jetzt war ich meiner Sache gewiß, und jetzt zum erstenmal fiel mir der Zweifel, ob nicht vielleicht der junge Mensch — ich getraute mich kaum, es mir selbst zu gestehen, denn indem ich mir es gestand, verurtheilte ich mich selbst — denn ich wußte nur gar zu wohl, daß ich ihm die Gelegenheit dazu selbst gegeben hatte, wenn er der Dieb gewesen seyn sollte. Ich dachte bisher nie daran, meinen Schlüssel weder am Schreibepulte noch an der Zimmerthür abzuziehen, und wenn ich mich auch oft auf ganze Tage entfernte. Ueberdieß hatte ich im Beyseyn des jungen Menschen oft Geld aus dem Schreibepult genommen, oft welches hineingethan; ja ich erinnerte mich sogar, daß er es gehört, als ich mich einst sehr unbedachtsam äußerte: ich wisse selten, wie viel baares Geld ich habe!

Wie? sagte ich mir da, wenn nun der Verdacht gegründet wäre, den man wider ihn hat? wenn er wirklich zum Spiel verführt, in demselben Verlust gehabt hätte, und, um sich zu retten, verleitet worden seyn sollte, dich zu bestehlen? Wer hätte ihm die Gelegenheit dazu gegeben? Was sollte ich thun? Er war gerade an diesem Morgen mit seinem Herrn auf etliche Tage verreiset, hatte mir aber zuvor, während ich noch in dem Cabinet, welches gleich an mein Wohnzimmer stieß, schlummerte, den Kaffee gebracht. Das Pult war zwar zugedrückt gewesen, aber der Schlüssel, wie gewöhnlich, nicht abgezogen. — Es war fast so gut als gewiß, daß er es geöffnet und die Cassen-Billets daraus entwendet habe! Ich beschloß, ihn bey seiner Zurückkunft, so liebreich ich es nur vermochte, zu warnen, und durch das Versprechen, einer ewigen Verschwiegenheit und zugleich durch ein Geschenk, welches ich ihm zu machen gedachte, im Fall er noch Schulden haben sollte, ihm vielleicht das Geständniß abzulocken. Es gelang mir nicht. — Da ich von dem Augenblick an, als ich das letzte Geld vermißte, mir fest vornahm, nie wieder einen Schlüssel stecken zu lassen: so mochte ihn meine Vorsicht wahrscheinlich auf die Vermuthung gebracht haben, daß ich ihn im Verdacht habe — und er vermied mich daher, wie ein Mensch in einem solchen Fall wohl thun muß. Ich konnte ihn nie allein sprechen. — Sollte ich schweigen? Wie? wenn er nun vielleicht gar auf schlimmere Wege geriethe?

Mit ihm waren noch zwey andere Bedienten im Hause, einer von ihnen, ein verständiger Mann, hatte mit ihm zugleich die letzte Reise mit dem Herrn gemacht, dieser konnte bemerkt haben, was sein Kame-

rad für Geld ausgegeben habe — ich nahm mir vor, ihn so behutsam, als möglich auszuforschen.

Sag' Er mir doch, lieber Freund, redete ich ihn, als er einmal zu mir auf die Stube kam, an, gibt euch denn der Herr gewöhnlich Cassen-Billets, wenn er Euch Euer Monathsgeld auszahlt? — Niemals, antwortete er, wir bekommen gewöhnlich Kreuzer; Cassen-Billets haben wir noch nie bekommen! — Aber, fragte ich ruhig, vielleicht hat er Friedrichen, (ich will den jungen Menschen so nennen) neulich — Er unterbrach mich schnell. Ja! der hat sich unterweges in ** eins wechseln lassen, und schon ehe wir abreiseten, noch an demselben Morgen hat ihm der Jäger eins gewechselt — wir haben uns alle darüber gewundert, wo er das Geld her hat. Vom Herrn hat er sie nicht, denn ich selbst habe ihm sein Monathgeld mitnehmen müssen, als mir der Herr das Meine auszahlte, und das waren Kreuzer. Ueberhaupt, fuhr er fort, ich versichere es Ihnen, wir haben ihn alle lieb, seit einiger Zeit ist er ein ganz anderer Mensch! — Ich unterbrach ihn: Man sagt, er spielt, — vielleicht spielt er glücklich? Nein! das gewiß nicht, versetzte er, er hat seine Uhr schon versetzt, und neulich versicherte uns jemand, daß er an einem Abend über vier Thaler verloren habe. — Ich ließ mir hierauf von diesem Bedienten die Versicherung geben, daß er Niemand von unserer Unterredung etwas sagen wolle. Und er gab sie mir. — Aber noch an diesem Abend höre ich ein fürchterliches Geschrey im Hause, als ich gegen neun Uhr von einem Spaziergange zurückkomme. Indem ich betroffen nach jemand mich umsehe, den ich fragen kann, — bringt man den unglücklichen jungen

Menschen geschlossen die Treppe herabgeführt! — Denken Sie meinen Schreck.

Was gibt's denn? frage ich einen von den Leuten. — Er hat gestohlen, antwortete man mir und will nichts gestehen! Ich bringe es so weit, daß man ihn noch nicht wegführt, eile zum Herrn — und hier höre ich die traurige Nachricht: daß der Unglückliche an diesem Tage, eben jenem Bedienten, mit dem ich früh gesprochen hatte, zwey Species aus seinem Koffer entwendet haben soll, daß man bey Durchsuchung seines eigenen Koffer nicht nur die zwey Species, sondern viele andern Sachen gefunden habe, die er nach und nach dem Herrn, mir und seinen Kameraden gestohlen habe, daß er aber durchaus zu keinem Geständniß zu bringen ist, und er jetzt in Verwahrung gebracht werden solle. Ich entdeckte hierauf dem Herrn meine Vermuthungen, und beschwor ihn, den jungen Menschen nicht ganz unglücklich zu machen. Er versprach mir, ihm zu verzeihen, und wenigstens keinen entehrenden Abschied zu geben, wenn er seinen Frevel eingestünde. — Froh sprang ich hinunter zu ihm, nahm ihn bey Seite, und drang so in ihn, daß er endlich erweicht wurde, und als ich ihm die Verzeihung des Herrn und einen freyen nicht entehrenden Abzug ankündigte, wenn er alles eingestünde, — endlich unter vielen Thränen sein ganzes Vergehen gestand! —

Er war, wie ich es vermuthet hatte, zum Spiel verführt worden, hatte nach und nach alles verloren, und da er sich nicht zu retten wußte, erst mich — dann den Herrn, und doch nur zuletzt — seinen Kameraden bestohlen! — Er mußte den Tag darauf aus dem Hause, und Gott sey Dank — ich habe ein Jahr darauf ihn in Diensten einer andern Herrschaft als einen

ordentlichen Menschen loben hören! — Aber, nun denken Sie sich, lieber Freund, wenn nun sein Herr sich nicht von mir erbitten ließ? wenn er ihn — wie es gewiß erfolgt wäre, in ein Zuchthaus bringen ließ? wenn dieser junge Mensch dadurch auf Zeitlebens entehrt und gleichsam zum schlechten Menschen gestempelt wurde? — Ich würde nie wieder ruhig geworden seyn. Aber sehen Sie hier zugleich die Ursache der von Ihnen oft so hoch gelobten Ordnung in meinem Hause! —

Wohl Euch, lieben Kinder, wenn diese Geschichte auf Euch den Eindruck macht, den sie auf mich machte!

Sft.

Der stolze Conrad.

Conrad, Eduards Bruder, war vielleicht noch geschickter, und wußte noch mehr, als dieser, auch diente er gern, und war gefällig, aber doch war er bey keinem so sehr geschätzt und geliebt. Conrad war stolz. Man konnte es an allem recht deutlich merken, daß er alles nur darum that, damit man ihn rühmen und loben sollte, und damit er vor allen andern den Vorzug bekäme.

Wenn ein Knabe irgend etwas bessers wußte als er, so ärgerte er sich nicht wenig darüber, und that dann, als ob er das auch schon längst gewußt hätte, er sagte auch wohl, daß er nur eben in Gedanken gewesen sey, und nicht recht darauf gemerkt habe. Im-

mer rühmte er sich, wie viel er schon wisse, und tadelte dann beyden auch, was andere Kinder wußten, und sprach mit verächtlicher Miene davon. Er erzählte dann auch den Kindern, wie ihn sein Vater und seine Tante gelobt hätten, und meinte, wenn er nur erst groß sey, da würde er gewiß ein vornehmer Mann werden.

Wenn jemand zu seinen Aeltern kam, so suchte er es immer so einzurichten, daß man ihn bemerken sollte. Er holte seine Bücher herbey, und las oder schrieb, oder lernte etwas, und stellte sich dann gewaltig nachdenkend. Wenn sie dann den kleinen Menschen bewunderten, und zu ihm sagten: „ey Conrad, du kannst schon französisch? — Du machst schon einige Aufsätze?“ dann freute er sich ungemein.

Weil Conrad stolz war, so wollte er auch alles besser wissen und können, als andere Kinder, bey allen Spielen wollte er der Erste seyn, und die andern sollten sich nach ihm richten, und er wurde böse, wenn sie das nicht wollten, und drohete, weg zu gehen. Mehstens bekam er darauf keine angenehme Antwort: „du bist ein hochmüthiger Junge, sagten die Kinder zu ihm, geh wohin du willst,“ — und dann ließen sie ihn stehen. Zuletzt kam es dahin, daß fast niemand mit dem Knaben mehr umgehen wollte, so verhaßt hatte er sich gemacht, indessen sich alle an seinen Bruder hingen.

Conrad nahm mit den Jahren an Kenntnissen und Geschicklichkeit zu, aber sein Stolz und sein Eigendünkel nahmen auch zu. Er tadelte und verachtete alles, was von andern kam, er nannte das elend, verächtlich, sehr fehlerhaft, was sie thaten, und nun sagte er, wie er Dieses oder Jenes würde gemacht haben, und wie es eigentlich hätte seyn sollen. Darüber wurde er je-

dem zuwider. Er hatte anfangs gemeint, man würde ihn überall suchen und ihm wichtige Stellen mit vielen Einkünften antragen, aber das geschah nicht. Er hatte geglaubt, die ganze Stadt sollte sich um ihn drängen, und von seinen Kenntnissen sprechen; aber niemand bekümmerte sich besonders um ihn, und die ganze Stadt sagte: „der Mensch ist doch ein recht eingebildeter Narr!“

Conrad, der anfangs glaubte, daß man ihn mit Aemtern und ansehnlichen Stellen gleich überlaufen, und zu einem Amtmann oder Rath machen würde, mußte sich nun um Stellen melden, und sie wurden ihm abgeschlagen. Er meldete sich nach und nach um immer kleinere und geringere Stellen, und erhielt sie ebenfalls nicht, indessen sein Bruder Eduard immer höher und höher stieg.

Conrad lernte aber immer seinen Fehler nicht einsehen. Er nannte die Menschen, unter welchen er war, dumme, einfältige Menschen, unwissende, verächtliche Narren, die keinen einsichtsvollen und geschickten Mann zu schätzen wüßten. Aber damit machte er es nur ärger, und Conrad hätte mit aller seiner Geschicklichkeit fast verhungern müssen, wenn ihn sein Bruder nicht unterhalten hätte.

Zusatz. Der Stolz, und wenn er wirklich mancherley Gutes hat, erbittert und empört — jedermann erkennt nur ungern die Verdienste desselben an.

Löhr.

Wilhelmine und Rahel.

„Ach, wenn mir doch die Zeit nicht so lang würde!“ sagte Rahel zu Wilhelminen, da sie ihr einmal auf der Gasse begegnete. „Weißt du mir denn gar keinen Rath zu geben, liebes Wilhelminchen?“ —

Wilhelmine. Ja! den weiß ich. Meine Mutter hat mir befohlen, in unsern Garten zu gehen und das Unkraut auszujäten. Wenn du nun lange Weile hast, meine Rahel, so komm und hilf mir jäten.

Rahel. Das scheint mir eben kein angenehmes Zeitvertreib zu seyn.

Wilhelmine. Dafür geb' ich's auch nicht aus, aber es ist doch nützliche Arbeit.

Rahel. Ey nun! wenn ich arbeiten wollte, so wäre ich zu Hause geblieben. Darum bin ich ausgegangen, daß ich Jemanden zu finden gedachte, der mit mir spielte, oder spazieren ginge. Ist euer Garten weit? —

Wilhelmine. Eine halbe Stunde.

Rahel. Nun, so will ich mit dir schlendern. Wir können wenigstens unterwegens mit einander plaudern. Eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde her! Mit der Manier vergeht mir doch eine Stunde. Wenn du nun gejätet hast, Wilhelmine, was wirst du alsdenn thun?

Wilhelmine. Alsdann gehe ich nach Hause, und helfe meiner Mutter Kohlgewächse auslesen, die sie morgen zum Verkauf schicken wird.

Rahel. Das sind ja ewige Geschäfte. Aber sagt mir nur in aller Welt, ihr Leute, da ihr so von

einer Arbeit zur andern lauft; wann geht ihr denn da spazieren?

Wilhelmine. Spazieren? wie meinst du das?

Rahel. Je nun, man kann doch nicht immer krumm sitzen, sondern muß sich zuweilen Bewegung machen, damit man nicht zusammen wächst.

Wilhelmine. Ja, dafür ist auch gesorgt. Bald schickt mich meine Mutter in den Garten, bald auf das Feld, bald auf die Bleiche, bald zu den Handwerksleuten, wo etwas zu hohlen oder zu bestellen ist; und so gibt es denn immer etwas zu laufen. Wenn aber ja Nichts ist, so sind im Hause mancherley Dinge, die ich verrichten kann. Da ist Etwas zu waschen; da ist junges Vieh zu füttern; da ist eine Stube oder Kammer aufzuräumen und dergleichen. Lauter Arbeiten, bey denen ich nicht krumm sitze. Folglich habe ich Bewegung genug, und brauche nicht erst spazieren zu gehen.

Rahel. Das geht wohl jetzt an, im Sommer; aber in den langen Winterabenden kannst du doch nicht auf die Bleiche oder in den Garten gehen; ich dächte, da müßte euch die lange Weile zum Sterben plagen.

Wilhelmine. Ich weiß in Wahrheit Nichts von langer Weile. Wir haben im Sommer so viel Zeit als im Winter, und im Winter so viel Arbeit als im Sommer; nur mit dem Unterschiede, daß wir im Sommer mehr beym Sonnenlichte und im Winter mehr bey Talglichte arbeiten.

Rahel. Was macht ihr aber im Winter?

Wilhelmine. Eine strickt, die Andere spinnt. Wenn meine Mutter nichts für die Haushaltung zu thun hat, so näht sie.

Rahel. Aber ich dächte, dir müßte doch bisweilen die Lust zu spielen ankommen, wenn du deine Brüder spielen siehst.

Wilhelmine. Meine Brüder sehe ich fast niemals spielen; denn sie haben auch ihre Arbeit. Heute rechnen sie, morgen schreiben sie; und wenn sie nichts Nützlicheres zu thun haben, so üben sie sich in der Musik, oder lesen uns Etwas aus einem Buche vor; das hören wir Mädchen auch gern. Bey uns hat alles schon seine bestimmten Stunden, und, wenn diese vorbey sind, so gehen wir zu Bette, stehen am folgenden Morgen früh auf, und fangen da wieder an, wo wir gestern aufgehört haben. So vergehen uns die Tage, wir wissen nicht, wo sie hinkommen.

Rahel. Aber bey dieser unaufhörlichen Arbeit werdet ihr ja eures Lebens nicht froh.

Wilhelmine. Gewiß mehr als du, oder nennst du das froh seyn, wenn dich der Müßiggang plagt, und du vor langer Weile nicht weißt, wie du dir rathen und helfen sollst?

Rahel. Nun, guten Tag, Wilhelminchen! Wenn ich keine Spielgesellschaft finde, so werde ich dich vielleicht in einer Stunde aus deinem Garten wieder abhohlen.

Nun sagt mir, Kinder: Welche von diesen beyden Mädchen hat euch am beßten gefallen? An welcher Stelle wünschet ihr wohl am ersten zu seyn.

Thiem.

Ehrenfels und seine Schüler.

Herr Ehrenfels, ein würdiger Lehrer der Jugend, von vielen Kenntnissen und einem edlen Herzen, befand sich eben mitten im Kreise seiner Schüler, als an der Thüre des Lehrsaales angepocht, und von einem einfach gekleideten ältlichen Manne ihm ein Papier überreicht wurde.

Ehrenfels las einige Zeilen von dem Aufsatze, den das Papier enthielt, und sagte zu dem Manne, der es gebracht hatte: Geh' er, lieber Freund! nur nach Hause und versichere den Armen, daß ich mein Möglichstes thun werde.

Als der Mann den Saal verlassen hatte, bath der ehrwürdige Lehrer seine Schüler, ganz still zu seyn; er wolle ihnen, sagte er, etwas vorlesen, was ihrem Herzen gewiß nicht gleichgültig seyn würde. In dem Augenblick herrschte eine tiefe Stille. Herr Ehrenfels las den Aufsatz, der auf dem eben erhaltenen Papier stand, laut vor:

An Menschenfreunde, welche helfen können und wollen.

Balthasar Ringk, wohnhaft in dem kleinen Dorfe Schwabhausen, ist ein Zimmermann und Vater von vier noch unerzogenen Kindern. Alle, die ihn kennen, geben ihm das Zeugniß, daß er ein rechtschaffener Mann sey, und daß er stets durch Arbeitsamkeit und Berufstreue sich die Zufriedenheit derjenigen erworben habe, die ihm Geschäfte übertrugen.

Durch seinen Fleiß erwarb Ringk immer so viel, daß er immer seine Bedürfnisse befriedigen und für

Weib und Kinder gehörig sorgen konnte. Seine brave Frau gab ihm hierin nichts nach; sie verdiente durch ihre weiblichen Arbeiten manchen Groschen. Allein es traf sie das Unglück, daß sie in eine gefährliche Krankheit versank. Ihr Mann wartete ihrer treulich, allein dieß hinderte ihn in seinen Geschäften, und seine Einkünfte verminderten sich mit jedem Tage, und reichten endlich nicht mehr hin, die Arzneyen zu bezahlen, die der Kranken verschrieben wurden. Der Arzt, ein edeldenkender Mann, entschloß sich nicht nur, sie unentgeltlich zu kuriren, sondern er bezahlte auch den Apotheker.

Die Frau genas. Ihr Mann konnte nun sein Haus verlassen, und seine Geschäfte so treiben, wie zuvor. Doch das Unglück schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Bald nach der Genesung seiner Frau wurde er in die nächste Stadt gerufen, um dort bey dem Baue eines Gebäudes mit zu helfen. Da traf ihn das traurige Loos, daß er von einem hohen Gerüste herabstürzte und seinen linken Arm brach. Auf einem kleinen Wagen brachte man ihn des Nachmittags in seine Wohnung, wo seine Gattinn mit ihren vier Kindern das Unglück des Vaters beweinte.

Von nun an konnte Ringk nichts verdienen. Schon seit einem Jahre wird an seiner Hand geheilt und noch immer ist sie nicht hergestellt. Alle Geschäfte geriethen ins Stocken, die Ausgaben vermehrten sich, und der unglückliche Ringk ward in die Nothwendigkeit versetzt, einige Summen zu borgen. Es ist Hoffnung da, daß er in einigen Wochen völlig hergestellt und im Stande ist, sein Handwerk zu treiben. Allein seine Wirthschaft ist zerrüttet, die Last der Schulden drückt ihn, und seine ganze Familie befindet sich aus

diesem Grunde fast immer in einer traurigen Gemüthsstimmung.

Edle Menschenfreunde könnten leicht durch thätige Unterstützung diesem Elende ein Ende, und einer rechtschaffenen, aber unglücklichen Familie das Leben wieder angenehm machen. O erwerbt euch dieses Verdienst, ihr, in deren Vermögen es steht, trocknet die Thränen der Verunglückten, unterstützt einen redlichen Mann, den treue Erfüllung seines Berufs in Armuth stürzte, verbreitet himmlische Freuden in dieser dürftigen Familie, und werdet ihre Engel. Euer Herz und das Herz vieler Redlichen wird euch dafür segnen.

Die vorgelesene Geschichte, besonders der Schluß derselben, rührte die meisten Schüler des würdigen Ehrenfels bis zu Thränen.

Kinder! sagte der Lehrer, solche Leidende sind unsrer Hülfe werth; sie zu unterstützen, ist heilige Pflicht eines jeden Menschen. Mir ist die Betteley sehr verhaßt, weil sie die Unverschämtheit und den Müßiggang befördert, und weil sich ihrer oft solche Menschen bedienen, die noch Kraft in ihren Knochen haben und die durch ihrer Hände Arbeit sich sehr leicht ihren Unterhalt verdienen könnten. Aber wenn ein rechtschaffener Mann unsre Hülfe anfleht, der an seiner Armuth nicht selbst Schuld ist, der vielleicht gar bey der treuen Erfüllung seines Berufs verunglückte, dann gebe jeder, der was hat, er gebe so viel er kann und er gebe gern. Wißt ihr was, lieben Schüler! Fast alle von euch haben etwas Geld. Ihr könnt dieses nicht besser anwenden, als wenn ihr davon einiges dem unglücklichen Ringk zukommen lasset. Doch zwingen will ich Niemanden dazu. Es steht jedem frey, ob? und was er beytragen will? Nach der Lehrstunde

können diejenigen, die etwas geben wollen, hier auf diesen Bogen hinschreiben, wie viel sie beyzutragen geneigt sind.

Als die Lehrstunde geendigt war, verließ der Lehrer den Saal, die Schüler aber blieben dort. Einer ergriff nach dem andern die Feder und schrieb hin, wie viel er zur Unterstützung der Ringkschen Familie beysteuern wolle. Der eine trug zwey, ein anderer drey, ein dritter vier, und einige acht Groschen bey.

Nun kam die Reihe an Siegismund Gabler. Alle waren neugierig, wie viel dieser wohl aufschreiben werde? Er war eines reichen Mannes Sohn, und in seiner Sparbüchse steckten viele Louisd'or. Ich wette, sprach einer, der ihn in Ansehung seines Charakters noch nicht kannte, Gabler schreibt einen Louisd'or auf. Aber wie sehr staunten alle, da Siegismund das Papier weiter gab und in einem muthwilligen Tone ausrief: Ich gebe nicht einen Heller! ha! ich bin kein Narr!

Ist das dein Ernst, Gabler? fragten ihn Einige.

Mein ganzer Ernst, erwiederte Siegismund, lachte spöttisch, drehte sich auf den Ferfen herum, und verließ den Lehrsaal.

Diese Gefühllosigkeit des jungen Kavaliers mußte natürlich Allen mißfallen. Jeder fühlte eine Art von Verachtung gegen ihn. Und diese verdiente er auch.

Was der rechtschaffene Lehrer, Ehrenfels, von Siegismunden dachte, als er sein Betragen erfuhr, kann man sich leicht denken. Es schmerzte ihn sehr, unter seinen Schülern einen so gefühllosen Klotz zu haben. Indeß freute er sich auch, daß die meisten derselben edler dachten und daß, außer Gablern, alle etwas zur Milderung des Elendes einer braven Familie beygetragen hat-

ten. Es kamen zwölf Gulden zusammen; er und seine eigenen Kinder legten eben so viel dazu; auch fanden sich noch einige andere Menschenfreunde, die, aufgefordert durch ihn, diese Summen um ein Beträchtliches vermehrten; kurz, Ehrenfels war bald im Stande, dem unglücklichen Ringk funfzig baare Gulden zu überschicken und ihm im Namen mehrerer Rechtschaffenen Trost zuzusprechen.

Was das für Freude gab, als Ringk, unverhofft, diese Summe erhielt! wie herzlich er mit Frau und Kindern seinen Wohlthätern dankte! O die Thränen hättet ihr sehen sollen, ihr edlen Seelen, die ihr ihn unterstützet, die Thränen, die seine Familie weinte, als eure Beyträge dem braven Mann mit einem herzlichen Briefe überreicht wurden. Wie hätte auch dir das Herz gepocht, Siegismund! wenn du den innigen Dank hättest vernehmen sollen, welchen die Unterstützten gen Himmel schickten, und der euch galt, die ihr seine Wohlthäter wurdet!

Ringk erhohlte sich, seine Hand ward völlig geheilt, und er war nun wieder im Stande, sein Handwerk zu treiben. Die meisten Schulden bezahlte er, und befreyte sich dadurch von einer Last, die ihm einige Zeit hindurch das Leben sehr verbittert hatte. Sein Hauswesen befand sich bald in einem besseren Zustande, und überhaupt begann jetzt für ihn und seine Familie ein neues Leben. Daß er seinen Wohlthätern für ihre Unterstützung dankte, versteht sich von selbst; er war ja ein rechtschaffener Mann. Er that dieß in einem herzlich geschriebenen Briefe.

Ohngefähr nach einem halben Jahre wollte Herr Ehrenfels seinen Schülern einen Spaß machen. Er kündigte ihnen eines Tages an, daß sie morgen frey

um sechs Uhr sich in der Schule versammeln und mit Proviant auf einen ganzen Tag versehen sollten. Da war Freude über Freude.

Um sechs Uhr des andern Tages waren alle in der Schule. Mit Sehnsucht erwarteten sie den Lehrer, und jubelten ihm entgegen als er erschien. Er ließ alle sich in eine Reihe stellen, und theilte ihnen die frohe Nachricht mit, daß er heute mit ihnen in den schönen Wald gehen wollte, der ohngefähr drey Stunden entfernt lag. Alle freuten sich darüber herzlich.

Man marschirte ab, und noch vor neun Uhr war man an Ort und Stelle. Man machte ein gewaltiges großes Feuer, lagerte sich um dasselbe, und beschäftigte sich mit Kochen und Braten. Ehrenfels schoß ein Paar Holztauben, sechs Goldhämmer, einen Hasen und ein Dutzend Krametsvögel. Das erlegte Geflügel wurde gerupft, und so gut zugerichtet, als es nur immer möglich war. Jeder bekam ein Stückchen davon. Man beschäftigte sich auf verschiedene Weise, machte sich Lauben, spielte, sang, und so verfloß für jeden der Tag recht angenehm.

Siegismunden Gabler wäre bald ein fataler Streich passirt. Etwas weit von dem Platze, wo man sich gelagert hatte, befand sich eine frische Quelle, aus der man das Wasser hohlte, welches getrunken wurde. Siegismund wollte auch einen Krug voll hohlen. Er ging und ging, und konnte die Quelle nicht finden. Wohl eine Stunde irrte er herum. Da kam er zu einem Mann, der Holz zurechte haute. Diesem klagte er seine Noth. Der Mann ließ alles stehn und liegen, und führte Siegismunden auf den rechten Weg. Diese Gefälligkeit des unbekannten Mannes war ihm sehr lieb, da er sich in keiner kleinen Verlegenheit befand und die

Furcht, sich noch immer tiefer in dem Walde zu verlieren, ihn sehr unruhig gemacht hatte. In weniger als einer Stunde kam Siegismund wieder zu der Gesellschaft, und hatte eine große Freude darüber. Der gefällige Mann wurde von ihm sehr gepriesen.

Als sich der Abend näherte, rief Herr Ehrenfels seinen Schülern zu: Stellt euch! Da standen alle in der schönsten Ordnung. Ehrenfels sah nach, ob nicht einer oder der andere fehle. Es waren alle da, und nun gings fort.

Man marschirte nicht zu stark; denn man hatte keine Eile. Es war gerade Vollmond, und man konnte daher auch bey Nacht dem Wohnorte zu wandern. Die Sonne sank immer tiefer und tiefer. Es war ein herrlicher Abend. Man stand gerade auf dem Gipfel eines anmuthigen Hügels als die Sonne unterging. Gewöhnlich ist dann die Natur am schönsten. Auch jetzt war dieß der Fall. Entzückt stand die Gesellschaft auf der Anhöhe, und blickte mit den seligsten Gefühlen in die schöne Welt hinein, gerade auf ein trauliches Dörfchen, dessen Häuser mit dem Thurme zwischen grünen Bäumen hervorragten. Die Brust eines jeden schwoll gen Himmel, mit wonnetrunknen Blicken schaute man nach der sanften Abendröthe; eine heilige Stille umschwebte die Wahderer, umschwebte Berg und Fluren; die ganze Natur stand da in stiller Majestät, und unwillkührlich entfuhren dem gerührten Ehrenfels die Worte: O wohl uns, daß wir Menschen sind!

Die Gesellschaft bath den Lehrer, ein Lied anstimmen zu dürfen. Das geschah. Man sang mit tiefer Empfindung das bekannte Lied:

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet;
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle:
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater alle:

Einen Vater in der Höh,
Der uns alle liebet,
Der uns Blumen, Kräuter, Klee,
Milch und Weitzen giebet;
Der mit gleicher Freundlichkeit
Blickt auf Pflug und Thronen,
Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl auch mir — auf mich sein Kind
Schauet er hernieder!
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.
Könnt ich ihn nun wohl mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen?

Blutete mir nicht das Herz
Bey des Bruders Leiden;
Blieb' ich kalt bey seinem Schmerz,
Kalt bey seinen Freuden:
Glücklich könnt ich dann nicht seyn;
Einsam und verlassen,
Würd' ich erst die Menschen scheun,
Dann mich' selber hassen.

Freunde! nein dieß Herze soll
Nie vor euch sich schließen!

Wann es ist von Freude voll
Soll sich's euch ergießen;
Auch sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen,
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

Nun ging man den Hügel hinunter. In einigen Minuten war man in dem Dorfe, wo Ringk wohnte. Dieser hatte schon einige Male Herrn Ehrenfels ersucht, ihn doch mit seinen Schülern zu besuchen. Jetzt sollte dieses geschehen.

Als man sich der Wohnung des wackern Ringk näherte, kam ein Mann in voller Eile der Gesellschaft entgegen und rief: willkommen! willkommen! Es war niemand anders als — Ringk.

Man trat in die reinliche Wohnung desselben. Seine ganze Familie strömte zusammen. Eine Thräne stand dem guten Manne im Auge, als er seine kleinen Wohlthäter vor sich sah. Er ergriff Siegmund Gablers Hand, schüttelte sie treuherzig und sprach: Dank! herzlichen Dank für die Wohlthaten, die Sie uns alle erwiesen haben. Gott segne Sie dafür. Nun kamen auch Frau und Kinder näher, und da sie den Vater bey Siegmund Gabler sahen, so glaubten sie, unter allen Schülern verdiene er den größten Dank. Sie faßten seine Kleider an und riefen: schönen Dank, junger Herr! schönen Dank!

Das ging Siegmunden ans Herz. Er hätte in die Erde versinken mögen, so beschämte ihn dieser Auftritt. Pfui! dacht' er bey sich, wie konntest du so gefühllos seyn, und gar nichts, auch nicht einen Heller zur Unterstützung einer so braven Familie beytragen.

Ihr Dank, den ich nicht verdiene, ist für mich ein Stich ins Herz.

Siegismund riß sich von Ringken, seiner Frau und den vier artigen Kindern los und verbarg sich unter den Andern. „Das war der Mann, sagte er zu ihnen, der mich heute im Walde, da ich mich verirrt hatte, auf den rechten Weg führte.“ Noch nie fühlte Siegismund so starke Regungen als jetzt.

Die Gesellschaft ward von Ringk in seinem Obstgarten mit schmackhaftem Obste traktirt, und mit so viel Gefälligkeit und Freundschaft behandelt, daß es allen wohl ums Herz war, und jeder sich freute, etwas zur Unterstützung so freundlicher und guter Menschen beygetragen zu haben.

Hinter einem Hügel ging der liebe Mond auf. Er glich einer feurigen, kupfrigen Kugel, und wurde von allen bewundert. Alle fingen auf einmal den Vers aus einem Liede von Hölty zu singen an:

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien;
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch labt uns in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Unter freundschaftlichen Gesprächen, Gesang und unschuldigen Scherzen kam man vergnügt zu Hause an. Alle freuten sich über den froh verlebten Tag. Auch Siegismund freute sich darüber, doch bey weitem nicht so sehr, als die Andern. Gern hätte er jetzt dem braven Ringk ein Geschenk gemacht. Allein nun war

es zu spät. Ringk bedurfte seiner Unterstützung nicht mehr. Alles, was Siegismund thun konnte, bestand darin, daß er Ringks Kindern einige schöne Bücher schenkte.

Gibt es unter meinen Lesern nicht auch einen Siegismund Gabler?

Glatz.

Der trotzige Erich.

„Ich will aber in den Hof! — Ich will nicht in der Stube bleiben. Es ist besser draußen.“

So schrie der kleine Erich, der so eben von einer langen Krankheit sich erhohlt hatte. Der eigensinnige Knabe hatte seit seiner Genesung an warmen Tagen in den Hof gedurft. Diesen Tag wollte er wieder in den Hof.

Die Mutter redete ihm zu. „Bleib in der Stube, sagte sie liebreich, heute ist es viel zu rauh für dich. Du würdest ja wieder krank werden!“ Sie legte ihn auf ein weiches Sopha, und schob ein Tischchen an das Sopha, und stellte seine schönen Spielsachen darauf. Da stund ein Wagen mit vier Pferden bespannt, und auf dem Bocke saß ein Kutscher mit einem großen Schnurbarte; eine Windmühle, in welcher der Müller zum Fenster hinaussah; eine ganze Stadt mit kleinen Häusern und Thürmen, und am Thore stand ein Soldat im Schilderhause; da standen Hunde, Jäger, Füchse, Hirsche, Soldaten und noch viele andere nützliche Spielsachen bunt unter einander.

Aber das alles beruhigte den eigensinnigen Jungen nicht; er schrie vielmehr um so stärker, je mehr ihn die Mutter zuredete, und je mehr sie Spielsachen herbeyhohlte.

„Nun so schreye, so viel du willst, sagte endlich die Mutter unwillig; heraus kommst du einmal jetzt nicht!“

Erich heulte noch eine Zeit lang, und dann, wie er sah, daß die Mutter sich gar nicht daran kehrte, wurde er ruhig.

Nach einer kleinen Weile verlangte Erich sein Mittagsessen. Die Mutter gab es ihm. Jetzt verlangte aber Erich, daß Friedrich, ein armer Knabe, den die Mutter zu sich genommen hatte, bey ihm seyn sollte. „Friedrich soll kommen, sprach Erich, Friedrich soll nachher mit mir spielen.“

„Dazu ist nachher Zeit genug, antwortete ihm die Mutter, jetzt ißt Friedrich, — er ist auch hungrig, so gut, wie du.“

Erich fing wieder an zu trotzen. „Ich mag nicht essen, schrie er, wenn Friedrich nicht kommt! Friedrich soll nicht essen, Friedrich soll bey mir seyn!“

„Böser Junge, sprach die Mutter, kannst denn du den ganzen Tag nichts, als trotzen und heulen und eigensinnig seyn? Warte, ich will es dir austreiben. Vor heute Abend sollst du keinen Bissen zu essen bekommen, und auch dann erst, wenn du wieder artig bist.“

Die Mutter ließ alles Essen wieder hinaustragen. Erich heulte, schrie überlaut, stampfte mit den Füßen gegen das Kissen des Sophas, aber die Mutter schien es kaum zu bemerken, er bekam nichts zu essen. — Ueberdieß mußte Erich den ganzen Nachmittag

allein bleiben, ohne daß man ihm Spielsachen gegeben hätte. Die Mutter schloß ihn ein.

Nachdem Erich noch eine Weile vergebens getobt hatte, wurde er ruhig. Jetzt hätte er gern gegessen, er hätte gern gespielt, er hätte gern Friedrichen bey sich gehabt. Die Zeit wurde ihm entsetzlich lang, er ging von einem Stuhl zum andern, er stellte sich ans Fenster, er setzte sich bald auf den Stuhl, bald aufs Sopha, und stund wieder auf, er wußte nicht mehr, was er anfangen sollte. Wie sehnlich wünschte er, daß es Abend seyn möchte, und wie sehr reuete es ihn, daß er so ungestüm gewesen war!

Der Abend kam, und jetzt ging auch die Mutter wieder durch die Stube.

„Ach, liebe Mutter, sagte Erich sehr sanft, willst du so gut seyn, und mir bald zu essen geben?“

„Ja, recht gern, antwortete die Mutter, wenn du wieder vernünftig seyn wirst!“

„Gerne will ich's seyn, liebe Mutter, sprach Erich, der Hunger hat mich recht geplagt, und die Zeit ist mir gewaltig lang geworden!“

„Wer ist aber Schuld daran, als du selbst? erwiederte die Mutter. Du hättest dir den Hunger und die lange Weile ersparen können, wärest du nicht so trotzig und ungestüm gewesen.“

Lehr.

„Oy weh!“

„O weh!“

Der kleine Julius hielt auf das Essen große Dinge. An seinem Bauche war ihm mehr gelegen, als an seinem Kopf. Das Wort „Pflaumenkuchen“ klang ihm tausend Mal schöner, als das Wort „Buch.“

Dabey hatte Julius die Unart, daß er oft sehr eigensinnig war, und trotzig auf dem bestand, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Nun ist es doch sehr gut, daß man auf dem beharrt, was man sich vorgenommen hat, sobald dieses etwas Gutes ist. Aber Julius nahm sich oft sehr thörichtes Zeug vor.

Einmal wurde er über eine Kleinigkeit gewaltig böse. Er zog sein kurzes Näschen hin und her, machte Grimassen, und schrieke wie ein Schuhuh. Sein Bruder Fritz fragte ihn um etwas. Julius wollte keine Antwort geben. Bist du böse, Julius? sagte Fritz.

Ja! rief er zornig.

Fritz. Willst du lange böse bleiben?

Julius. Ja! ja!

Fritz. Macht es die Freude, böse zu seyn?

Julius. Ja! ja!

Fritz. Du liebst wohl das Wörtchen „ja?“

Julius. Ja! ja! ja!

Fritz. Julius, du bist nicht recht gescheidt!

Julius. Ja, ja!

Fritz. Sey kein Stahrmatz!

Julius. Ja! ja! — Ich will heute zu allem „ja“ sagen.

Dieß sagte Julius mit vielem Trotz. Bald kam der Vater herbey und sah sein zorniges Wesen. Er

fragte ihn verschiedenes; aber Julius war so unverschämt, nichts als ja! ja! zu antworten.

Darüber wurde der Vater unwillig und verließ den eigensinnigen Jungen.

Nach einigen Minuten setzte man sich zu Tische.

Bist du noch böse? fragte ihn Fritz leise.

Ja! ja! murmelte Julius.

Die Mutter redete den Trotzkopf auch an. Aber er gab keine andere Antwort, als ja! ja!

Wart', dachte der Vater, ich will dich schon bekommen. Julius, sagte er, willst du heute fasten?

Ja! ja! rief Julius, ohne sich vorerst bedacht zu haben.

Gut! sagte der Vater, du fastest also heute.

„O weh!" rief Fritz, und Julius Mäschen wackelte herum; seine Augen wurden naß.

Das half aber nichts. Julius mußte fasten. In Zukunft nahm er sich wohl in Acht, seinen Vater durch seinen Eigensinn zu beleidigen.

Unmäßigkeit.

Ein Lehrer wollte einmal seinen Schülern und Schülerinnen einen festlichen Tag machen, und beschloß daher, einen kleinen Schmaus zu veranstalten. Als die Schulkinder davon hörten, waren sie vor Freude außer sich. Besonders war dieß bey dem kleinen Gotthilf Springer der Fall. Dieser schwenkte

seinen Hut, schlug mit der Hand an den Schaft der Stiefel, drehete sich auf den Fersen herum, und juchhezte in Einem fort.

Als der festliche Tag erschien, war Gotthilf Springer der erste in dem Saale, in welchem geschmauset werden sollte. Ich freue mich auf beydes, rief er aus, auf den Schmaus sowohl als auf den Tanz. Ich esse und trinke gern etwas Gutes — aber noch lieber tanze ich.

Um ein Uhr Nachmittags setzten sich die Schüler und Schülerinnen an die Tafel. Es wurden mehrere Gerichte und einige Bouteillen Wein aufgetragen. Die letztern hatte ein wohlhabender Schulfreund den Kindern zum Geschenk geschickt.

Als Gotthilf Springer den Wein erblickte, klopfte er sich auf den Unterleib, und sagte zu seinen Nachbaren: Das soll schmecken! den Rebensaft trink' ich für mein Leben gern!

Ich mache mir nicht viel daraus, versetzten einige, die neben Gotthilf saßen.

Ey, so gebt den Wein, den ihr bekommt, lieber mir! sprach Gotthilf, und mehrere versprachen ihm dieses.

Der Lehrer schenkte jedem der jungen Gäste ein Glas ein. Alle tranken es mit Anstand, und nicht auf Ein Mal aus. Gotthilf Springer aber nahm das seinige, und leerte es auf Einen Zug. Das hat geschmeckt! sprach er, und that sich etwas zu Gute darauf, daß er so wacker zechen könne.

— Ein Paar Schülerinnen, die ein feineres Gefühl hatten, stießen sich heimlich an, und sagten leise zu einander: Der Gotthilf Springer ist ein ekelhafter

Junge! er trinkt nicht, er säuft wie ein unvernünftiges Thier. —

Gotthilf hatte kaum sein Glas geleert, als er auch das seines Nachbars ergriff, an den Mund setzte, und hastig ausschlürfte.

Einige seiner Mitschüler gaben ihm zu verstehen, daß so ein Trinken nicht fein sey, und daß er sich mäßigen sollte. Aber der leichtsinnige Springer achtete nicht darauf, sondern ließ sich auch das dritte und vierte Glas wohl schmecken.

Jetzt wurde er schwindlich. Seine Fröhlichkeit verwandelte sich in Ausgelassenheit; er führte unanständige Reden, neckte diejenigen, die ihm nahe saßen, und da ihm einer seine Unarten verwies, wurde er im Gesichte roth wie ein Puterhahn, schimpfte, und schmetterte vor Zorn ein Glas auf die Erde.

Der Lehrer bemerkte den Vorfall, eilte hinzu, und fragte den kleinen Trunkenbold, was ihm fehle.

Gotthilf fing an zu stammeln — so, daß alle laut auflachen mußten. — Es fehlt mir — stotterte er — Jerusalem, — da wohnten die Juden — und die Stadt Jericho — und die Jünger von Emaus — und die da wohnen im Phrygien und Capadocien.

Gotthilf Springer! fragte der Lehrer, was fehlt dir? du redest ja wie ein Wahnsinniger; bedenke doch, was du sprichst.

Tuckticktuck! in vollem, — vollem — vollem Hau — Hau — Haufen, kommen sie herbey — gelaufen! stammelte der trunkene Gotthilf, lachte laut auf, und zog seinen Nachbar zur Rechten beym Schopfe. — Auf ein Mal verlor sich seine Lustigkeit. Er fing an zu weinen, und zu singen: Nun laßt uns den Leib begraben, u. s. w.

Der Lehrer erstaunte über das wunderliche Benehmen Gotthilfs, und konnte sich es nicht erklären, bis ihm die Schüler sagten, Springer habe zu viel Wein getrunken.

Das sind die Folgen der Unmäßigkeit! sprach der Lehrer, und ließ den Trunkenen aus dem Saale tragen. Gotthilf konnte nicht auf den Füßen stehen; es erfolgte ein heftiges Erbrechen; er verlor sein Bewußtseyn, und sah todtenblaß aus. Seine Eltern erschraken, als man ihn in diesem Zustande nach Hause brachte.

Dem Lehrer that es sehr wehe, daß durch diesen ärgerlichen Auftritt die Ordnung und das Vergnügen der Tischgesellschaft gestört worden war. Nichts ist häßlicher, sagte er zu seinen Schülern und Schülerinnen, als wenn ein Mensch durch Unmäßigkeit sich zum Thiere herabwürdigt. Ihr habt es jetzt selbst gesehen; — welch' einen widrigen Anblick bot der Betrunkene dar! Sein Verstand, seine Sprache, kurz, alles, was ihn als Mensch auszeichnete, war dahin, und er mehr einem Thiere ähnlich.

Nach dem Gastmahle belustigte sich die Schuljugend auf einer nahen großen Wiese durch allerley muntre Spiele. Dann ging der Tanz an, welcher bis eilf Uhr des Nachts währte. Alle waren dabey sehr vergnügt, und gingen mit den Worten: das war ein schöner, herrlicher Tag! aus einander.

Unterdeß hatte Gotthilf Springer viel gelitten. Das Erbrechen wurde immer heftiger; sein ganzer Körper ward dadurch angegriffen; alles, was ihn umgab, drehte sich mit ihm herum, und nur ein tiefer Schlaf von zehn Stunden brachte ihm einige Erleichterung. Als er erwachte, fühlte er im Magen eine

große Leere und einen Ekel gegen alles, was man ihm zu essen darreichte. Groß war seine Mattigkeit, aber noch größer seine Beschämung, als man ihm erzählte, wie ärgerlich er sich gestern beym Gastmahle benommen habe. Gern hätte er es verschmerzt, daß er von dem Vergnügen des Tages nichts genossen hatte, wenn ihn nur nicht der Gedanke: was werden die Leute von deiner garstigen Unbesonnenheit urtheilen? gequält hätte.

Jedermann, der von dem Vorfalle mit Gotthilf hörte, schüttelte den Kopf, und tadelte seine thierische Unmäßigkeit. Der Lehrer ließ ihn, als er wieder gesund war, zu sich kommen, und stellte ihm vor, wie sehr sich der Mensch vor sich selbst schämen müsse, wenn er sich durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken noch unter das Thier herabsetze.

Gotthilf sah beschämt nach der Erde, weinte, bath den Lehrer um Verzeihung, und versprach, nie wieder einen so häßlichen Fehler zu begehen.

Der Lehrer verzieh ihm, und entließ ihn mit den Worten: Sey allezeit verständig, mein Kind! und wirf dich nie weg, sondern halte etwas auf dich; vergiß nicht, daß der gute Mensch sich nie zum Thier herablassen darf.

Glaß.

Völlerey.

Zu Elserfeldt bey Stegen diente ein katholischer Bursche von ohngefähr etlich und dreyßig Jahren bey

einem erfahrnen Einwohner als Knecht. Der Fehler dieses Menschen war die Völlerey, und ob er gleich schon oftmals von vernünftigen Leuten gewarnt worden, auch schon einmahls zur Nachtzeit in der Trunkenheit in grosse Lebensgefahr gerathen war, so half doch alles nichts, um ihn von diesem verderblichen Laster abzubringen. Insonderheit war er gewohnt, die Sonntage dazu zu mißbrauchen. So hatte er denn auch am 16ten May 1792 auf einen Sonntag sich in verschiedenen Wirthshäusern mit Wein, Bier und Branntewein bis zum höchsten Uebermaasse betrunken, und verließ erst des Abends spät die Stadt, um nach seinem Dorfe zu gehen. Als er in dem Felde war, kam er ganz von seinem Wege ab, und gerieth im Dunkel an einen alten verfallenen Bergschacht, der elf bis zwölf Lachter tief war. In diesen stürzte er hinein, ohne daß ein Mensch etwas von seinem Schicksal erfuhr. Sein Herr zu Eisenfeld, der es schon an ihm gewohnt war, daß er bis in die späte Nacht ausblieb, dachte an kein Unglück, da er des Abends nicht nach Hause kam. Auch den Montag und Dienstag blieb er unbekümmert, weil ihm jemand die falsche Nachricht gebracht hatte, sein Knecht wäre noch in der Stadt in einem Wirthshause. Den Mittwoch ward er endlich doch unruhig; er erkundigte sich in der Stadt und an andern Orten, aber niemand wußte ihm zu sagen, wo sein Knecht wäre. Er konnte weiter nichts erfahren, als daß derselbe den Sonntag Abends spät von Siegen weggegangen wäre. Weil es ihm nun höchst wahrscheinlich wurde, daß ihm ein Unglück zugestoßen wäre, so suchte er den Donnerstag in den dort herum befindlichen Berggruben, in die er hätte können gerathen seyn, fleißig nach, ohne jedoch eine Spur von

die Tiefe in Schlamm und Waſſer geriethen, waren durch Kälte und Näſſe heftig angegriffen, und gleichſam erſtorben. Alle Mittel zu ihrer Erhaltung und Herſtellung waren vergeblich. Die untern Theile deſſelben gingen in Fäulniß über, und verurſachten einen unerträglichen Geruch. Man ſah ſich endlich genöthiget, ihm die beyden Beine abzunehmen, und ſo wurde er zwar nach unſäglichen Schmerzen vom Tode gerettet; allein wie traurig war die Zukunft, der er nun entgegen ſah! Am Körper verſtümmelt, entblößt von allem eigenen Vermögen, unfähig, ſich ſein Brod ſelbſt zu verdienen, mußte er nun dem gemeinen Weſen zur Laſt fallen, und bey dem allen marterte ihn der Vorwurf, daß er ſelbſt die Urſache ſeines Unglücks ſey.

Dieſe ſchauderhafte Geſchichte iſt durch die Zeitung weit und breit bekannt geworden, und das hat ohne Zweifel mancherley gute Folgen gehabt. Vielleicht iſt mancher, der dem Laſter der Völlerey ergeben war, durch dieſes ſchreckliche Exempel zum Nachdenken gebracht worden, und hat ſich daſſelbe zur Warnung dienen laſſen. Auch kann daſſelbe zum neuen Beweiſe dienen, wie nothwendig es ſey, Berggruben und andere gefährliche Orte dergeſtalt zu verwahren, daß nicht Menſchen oder Vieh, beſonders zur Nachtzeit, hineinfallen können. Und ſo läßt ſich hoffen, daß dieſes große Unglück, das den bedauernswürdigen Menſchen nicht ohne ſein Verſchulden betraf, mancherley gute Folgen gehabt habe, und von der Vorſehung dazu gebraucht worden ſey, um Mäßigkeit, Vorſichtigkeit und andere Tugenden unter den Menſchen zu befördern, und ähnliche ſchreckliche Vorfälle zu verhüten. Denn dieß, Kinder, müſſet ihr mit voller Zuverſicht eures Herzens glauben, daß die Weisheit Gottes alles, was in der

Welt geschieht, zu einem guten Ende leite, und daß sie auch die größten Uebel nur darum zulässt, weil sie siehet, daß daraus überwiegendes Gute entstehen werde.

Regeln der Tugend.

Doddridge, ein großer Gelehrter in England, machte sich schon in seiner Jugend folgende vortreffliche Regeln, nach welchen er seinen Sinn und Wandel einzurichten suchte:

„Meine ersten Gedanken, wenn ich erwache, sollen Gedanken an Gott seyn. Ich will ihm herzlich danken für den gnädigen Schutz, den er mir in der verflossenen Nacht erwiesen; ich will ihm kindlichen Gehorsam versprechen, und ihn bitten, daß er mich den Tag über beschütze, und mir beystehe, meine Arbeit zu vollbringen.

Eben so will ich niemals einschlafen, ehe ich Gott für die Gnade gedankt, die er mir den Tag über geschenkt, und ihn gebethen habe, in der Nacht mich und die Meinigen zu behüten.

So oft ich bete und ein frommes Buch lese, will ich meine Gedanken sammeln, und meine Andacht und Aufmerksamkeit durch nichts stören lassen.

Niemals will ich mich bey einem Buche aufhalten, daraus ich keinen Nutzen haben kann. Wenn ich ein Buch lese, will ich immer bemerken, was ich für gute und nützliche Sachen daraus lerne. Zu meinem Studieren will ich mir Gottes Beystand erbitten, und allen Fleiß darauf wenden, daß ich durch die Religion gebessert werde.

Ich will nie eine Minute Zeit verschwenden, noch mich in unnöthige Ausgaben einlassen, damit ich desto mehr Zeit und Geld nach Gottes Willen nützlich anwenden möge.

Wo ich gehe und bin, will ich mich mit guten Gedanken unterhalten, und von jedem gern gute Lehren annehmen. Ich will mich bemühen, mich allen denen, mit welchen ich umgehe, durch ein sanftes und freundliches Betragen angenehm und nützlich zu machen; alle Kleinigkeiten und ungeschickte Erzählungen vermeiden, und stets bedenken, daß es ein großer Fehler ist, unvorsichtig zu seyn.

Bey Mahlzeiten will ich die Mäßigkeit beobachten und mich hüten, daß ich meine Gebethe und Danksagungen bey denselben nicht mit Heucheley und Flatterhaftigkeit thue.

Ich will gleich thun, was ich zu thun schuldig bin, und es nicht aufschieben; es sey denn, daß ich es zu einer andern Zeit besser und nützlicher verrichten kann.

Ich will oft den Tag über bey meinen Arbeiten meine Gedanken zu Gott erheben, und die Bitten um die Wohlthaten, die mir die wichtigsten sind, wiederhohlen.

Ich will mir keine Sorgen und Unruhen darüber machen, wie es mir in Zukunft in der Welt gehen werde; sondern ich will Gott gehorchen, und mich seiner väterlichen Fürsorge übergeben.

Besonders will ich mich daran erinnern, daß meine Seele unsterblich, und daß Christus, um sie selig zu machen, gestorben ist. Ich will Gott dafür preisen, daß ich durch seine Barmherzigkeit die Hoffnung

habe, um Christi willen in wenigen Jahren im Himmel zu seyn.

Und damit ich diese Hoffnung behalte, so will ich danach streben, immer williger zur Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und den Erlöser zu werden; was er verbiethet, will ich unterlassen; was ihm an mir mißfällig ist, will ich ablegen, wenn es mir auch noch so lieb wäre; was er von mir will gethan haben, will ich thun, wenn es mir auch noch so sauer würde.

Nie will ich mir etwas erlauben, wodurch ich zu den Lästern der Jugend könnte gereizt und gelockt werden.

Vor Stolz und eitler Ruhmbegierde will ich mich hüten, und stets daran denken, daß ich alles Gute von Gottes Gnade besitze; daß ich dessen nicht werth bin, sondern meiner mannigfaltigen Jugendsünden wegen mancherley Strafen verdient habe.

Meinen Schlaf, alle meine Erholungen und Vergnügungen will ich darum genießen, damit ich gestärkt werde, alles zu thun, was ich nach dem Willen Gottes zu thun schuldig bin.

Ich will mich oftmals fragen: — Was ist jetzt meine Schuldigkeit zu thun? — oder welche Versuchung zum Bösen habe ich jetzt zu bekämpfen? —

Ich will diese Regeln fleißig überlesen, und mein Verhalten damit vergleichen. Ich will öfters nachdenken, welche von diesen Regeln ich jetzt vorzüglich auszuüben Gelegenheit habe. Wenn ich wider eine oder die andere gefehlt habe, so will ich mich desto sorgfältiger befleißigen, sie in Zukunft zu halten. Ich will mich nicht entschuldigen, noch viel weniger mich dadurch verleiten lassen, auch wider andre Regeln zu fehlen.

Freuden der Tugend.

Tugend und Freude sind zwey verwandte
Ein knüpfet sie ewig ein schwesterlich Band!

Eine sehr würdige Frau, aus einem angesehenen bürgerlichen Stande, verlohr ihren Mann sehr früh, und er hinterließ ihr bey einem sehr geringen Vermögen zwey unerzogene Söhne und eine Tochter. Er hatte aber noch einen Bruder am Leben, der sehr reich war, und in einer großen Stadt auf einem großen Fuße lebte. Da er keine Kinder hatte, so war er sich den ältesten, wenn er die Jahre der Kindheit zurückgelegt haben würde, vollends zu erziehen und für sein künftiges Glück Sorge zu tragen. Jeder pries nun diesen wegen dieses Vortheils glücklich, und bedauerte den jüngern. Die Mutter aber, die ihre Kinder liebte, und die Gefahren dieses Glücks kannte, hätte ihn lieber behalten, so sehr die Erziehung ihrer Kinder ihr auch dadurch erleichtert wurde, wenn sie es ohne Beleidigung des Onkels hätte thun können. Sie verschob es indessen so lange, als möglich, erzog sie so gut sie konnte, und gab ihnen nach ihrem Vermögen den besten Unterricht. Vor allen Dingen lehrte sie dieselben Gott erkennen und von ganzer Seele lieben. Und da sie viel Weltkenntniß hatte, belehrte sie sie von alle dem, was sie durch Erfahrung, Lesen, Umgang, Fleiß, und Nachdenken wußte, brachte ihnen durch kleine Erzählungen und Beyspiele von guten und bösen Handlungen mit ihren Folgen, Liebe für die Tugend und Haß für das Laster bey; gab ihnen gute Bücher in die Hände, fragte sie dann daraus, und

ließ sie ihre Urtheile darüber sagen, die sie berichtigte; kurz, sie bildete ihren Verstand und ihr Herz so gut, daß sie nur auf dem Wege fortgehen durften, um, auch ohne große Glücksgüter, glücklich zu werden.

Allein nun kam die Zeit, daß der älteste, Franz, von ihr abgefordert, dem Vetter übergeben wurde. Man wird sich leicht vorstellen, mit wie viel Furcht und Thränen, aber auch mütterlichen Ermahnungen sie ihn von sich ließ! Und sie hatte Ursache; denn welch ein Unterschied in der Erziehung! Zwar ließ man es nicht an kostbaren Lehrern in allen Künsten und Wissenschaften fehlen, und Franz lernte auch, so gut vorbereitet, alles, was er binnen der dazu bestimmten Zeit lernen konnte; aber die Hauptverschiedenheit, die ihm in der Folge so nachtheilig war, bestand erstlich darin, daß man die in ihn gepflanzte Liebe zu Gott nicht im Wachsthum zu erhalten suchte, und so vernachlässigte, daß endlich Kaltsinn, wo nicht Verachtung, daraus ward; zweytens in der Art, die Zeit auszufüllen, die ihm von seinen Arbeiten übrig blieb, und die ganz den Vergnügungen gewidmet war. Statt der vertraulichen und lehrreichen Gespräche, wodurch er die kurze, spärliche Mahlzeit über von seiner guten Mutter nebst seinen Geschwistern unterhalten wurde, befand er sich einen Tag und alle Tage an einer Tafel, wo Ueberfluß und Schwelgerey, lautes Lachen und leeres Geschwätz herrschte, und die man bis am Abend verlängerte. An die Stelle der ruhigen Nachmittags- und Abendstunden, wo er seine Gedanken auf seinem einsamen Stübchen, nebst seinem Bruder zu neuen Arbeiten sammelte, an die Stelle der süßen Lese- oder Ruhestunden, oder lieblichen einsamen Spaziergänge, wo sie, unter der Aufsicht ihrer tugendhaften Mutter,

sich über die Wunder Gottes in der Natur unterhielten, oder in Gesellschaft eines erfahrnen Freundes Blumen und Kräuter einsammelten, an jene Stelle traten Konzerte, Spiel, Bälle, Komödien, und andere tumultuarische Freuden. So schwer dieß unserm Franz die ersten Wochen fiel, weil er der Stille gewohnt, anfänglich wie betäubt umher lief; so ward er doch nach und nach derselben eben wieder so entwohnt, und seine Sinne so sehr von den immerwährenden Ergötzlichkeiten gereizt, daß es ihm schien, wann er einen Augenblick allein war, als ob er in eine Einöde versetzt würde: im Geräusche sehnte er sich zwar bisweilen nach derselben, kann genoß er aber ihrer, so wußte er nicht, was er anfangen sollte; zum Nachdenken war immer sein Kopf von vorhergehendem Geräusche zu wüste, und vor dem Lesen ekelte ihm.

Mit dieser Vorbereitung ging er auf die Universität. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel Zeit er auf die Erlernung der Wissenschaften und anderer nützlicher Dinge wandte. Seine einsame Stube mußte ihm nothwendig ein Kerker werden, und da sein Haus nicht mehr, wie bey seinem Onkel, ein Tummelplatz der Ergötzlichkeiten war, so suchte er seine Zeit in Wein- Spiel- und Kaffeehäusern zu tödten. Um diese Zeit starb sein Onkel, und setzte ihn in den Besitz eines Vermögens, das übrigens geringer war, als er erwartet hatte; (denn größtentheils war es schon verpraßt) indessen blieb immer so viel, daß er sich durch Haushältigkeit und Ordnung in einen sehr gemächlichen Zustand versetzen und auch seine Mutter und Geschwister hätte unterstützen können; aber er war alles Nachdenkens, aller Anstrengung so entwohnt, daß er bloß

auf

auf Zeitverſplitterung bedacht war, und ſich nicht einfallen ließ, nachzurechnen, wie weit er ſeinem Aufwande Grenzen ſetzen könnte. Er ward bald mit einer ſchlauen Weibsperſon bekannt, die ihn durch ihre Künſte ſo weit verführte, daß er ſie heirathete. Sie lebten nicht lange in den gewöhnlichen Zerſtreuungen fort, als ein Kapital nach dem andern aufgenommen wurde, und es bald hier, bald dort fehlte. Er gedachte ſich durchs Spiel zu helfen, und gerieth in Schulden. Sich von den Sorgen und Beängſtigungen, womit ihm die Gläubiger zuſetzten, zu befreyen, überließ er ſich dem Trunk; da aber die Menge derſelbigen ſo groß wurde, daß ihm keine Rettung übrig blieb, folgte er ſeiner Frauen Rath, ging bey Nacht und Nebel fort, und entfloh mit ihr nach Frankreich, um, ich weiß ſelbſt nicht, was für ein eingebildetes Glück aufzuſuchen. Unterweges aber, da er ſich in einem Wirthshauſe in Straßburg des Abends brav herauſcht hatte, und des Morgens nach Hauſe kam, hörte er, daß ſeine Frau den Abend vorher mit dem Wenigen, was ihnen an einigen Koſtbarkeiten übrig geblieben war, fortgegangen ſey, und ihm nichts als ſeine Kleidungsſtücke zurück gelaſſen habe. Nun war er nicht im Stande, das, was er mit ſeiner Frau die Zeit ihres Aufenthalts daſelbſt verzehrt hatte, im Gaſthofe zu bezahlen. Um ſich indeſſen nicht bloß zu geben, wollte er dem Wirthe weiß machen, er habe ſeine Frau zurück nach Frankfurt geſchickt, dort gewiſſe Gelder zu erheben, die man ihm nicht durch Wechſel übermachen wollte. Dieſer aber, ſchlauer als er, ließ ihn in Verhaft bringen. Er ſchrieb an ſeine arme Mutter, deren Herz über ſein Unglück blutete. Sie nahm alles zuſammen, was ſie hatte, und ſchränk-

te sich auf die äußersten Bedürfnisse ein, bloß um ihn zu retten. Dieß geschah auch in so ferne, daß er dem Gefängniß entkam, aber von der Lebensänderung wollte er nichts hören. Durch mancherley Zufälle und liederliche Streiche umhergetrieben, kam er endlich nach Italien, wo wir ihn jetzt verlassen.

Sein Bruder Karl, der indessen auf dem Wege der Frömmigkeit und Tugend fortgegangen war, brachte es auf der Schule so weit, daß er, von Menschenfreunden unterstützt, die Universität beziehen konnte, wo er durch seinen unermüdeten Fleiß seiner Lehrer Beyfall, und durch seine gesittete Aufführung die Hochachtung aller Menschen, und besonders auch die Liebe der besten und artigsten jungen Leute, die mit ihm zugleich studierten, sich erwarb. Unter diesen war auch ein reicher und sehr edelgesinnter junger Mensch, (wir wollen ihn Allwerth nennen,) der ihn so lieb gewann, daß er ihn zu seinem Reisegefährten durch Deutschland, England, Holland, Frankreich und Italien wählte. So vortheilhaft der Antrag war, so liebte er doch seine Mutter und Schwester viel zu sehr, als daß er sie nicht darüber hätte zu Rathe ziehen sollen. Als er ihre Einwilligung erhalten, ging er nach Hause, um von ihnen Abschied zu nehmen. Höchst zärtlich und rührend war ihre Trennung. „Mein lieber Sohn," sagte seine gute Mutter zu ihm, indem sie mit thränenden Augen seine Hand faßte, „du wirst lange von mir seyn, und ich gewisse, ob ich dich jemals wieder sehen werde. Deines Bruders Unglück hat meine Tage verkürzt, und deine Abwesenheit wird sie nicht verlängern, es müßte denn durch die Hoffnung seyn, daß du noch besser, tugendhafter und weiser zurückkommen werdest. Ich ergebe mich also darein.

Gott begleite dich, er segne dich! Gib dir Mühe, deinen unglücklichen Bruder aufzufinden, und sag' ihm, daß ich in meinen letzten Stunden für ihn beten und zufrieden sterben würde, wenn er von seinen Vergehungen zurückgekommen und glücklich wäre." — Sie konnte vor Kummer nicht mehr sprechen, drückte ihn in ihre mütterliche Arme und eilte in ihr Kabinet. Seine tugendhafte Schwester, Henriette, nahm einen eben so rührenden Abschied, und ihre letzten Worte waren ebenfalls: „Vergiß unsern armen Bruder nicht, und sag ihm, (o vergiß es nicht) daß zu unserer aller Glückseligkeit nichts weiter fehlt, als daß er wieder ist, was er vormals war — tugendhaft." Ihr Mund verstummte vor Jammer, der durch das Andenken an ihren ausgearteten ältesten Bruder und die melancholischen Ahndungen erhöht wurde, daß ihre Mutter ihrem Kummer unterliegen werde.

Bald darauf ging Karl mit Herrn Allwerth fort. Sie reisten aber nicht wie die meisten jungen rohen Leute, die die Länder durchlaufen, Dinge ohne Verstand angaffen, und Religion und gute Sitten, die sie etwa noch von Hause mitbrachten, kurz die Gesundheit der Seele und des Leibes dem Genuß fremder Thorheiten und Ueppigkeiten aufopfern. Sie reisten, wie man reisen muß, um es mit Vortheil zu thun, lernten die Länder, und die Menschen, die verschiedenen Naturprodukte derselben, und die Sitten kennen, machten Bekanntschaft mit gelehrten, geschickten und tugendhaften Männern, und besahen alles, was der Neugierde werth war. Auf ihrer Reise durch Italien lockte sie auch das Carneval nach Venedig, doch mehr um Zuschauer dieser Lustbarkeiten, als Theilnehmer zu seyn. Als Karl daselbst eines Abends am Meere spazieren ging, wurde

er am Ufer unter einigen Galeerensklaven ein Gesicht gewahr, das er zu kennen glaubte. Er heftete seinen Blick ganz auf ihn, und je mehr er ihn ansah, desto mehr fielen ihm seines Bruders Gesichtszüge dabey ein. Er wagte sich an den Aufseher derselben, der ihn aber von nichts weiter benachrichtigen konnte, als daß er ihm gegen ein gutes Trinkgeld die Erlaubniß geben könnte, selbst ein Paar Worte in seiner Gegenwart mit ihm zu sprechen. Kaum sah er ihn in der Nähe, so zweifelte er gar nicht mehr, daß er sich nicht in der Person geirrt habe; aber welch' eine Gestalt! sein Gesicht bleich, wie der Tod, seine Wangen eingefallen, seine Augen tief im Kopfe, in jedem seiner Züge Schwermuth und Angst! Nachdem er an ihn allgemeine Fragen gethan, woher er wäre, wie lange es sey, daß er sein Vaterland verlassen, fragte er ihn: ob er nicht daselbst eine gewisse Frau, Nahmens Sanders, gekannt habe? — In dem Augenblick hohlte er einen tiefen Seufzer und sagte: „Ach! diese theure und würdige Frau war meine Mutter, ich ihr Sohn; aber, ach! ich habe diesen Nahmen verscherzt! ich bin nicht werth" — — — Hier konnte sich Karl nicht länger halten, er fiel ihm um den Hals, weinte über ihn, und blieb einige Zeit sprachlos. Endlich sagte er: „So habe ich dich denn gefunden, mein Bruder! — dich, den unsere liebe Mutter, Schwester und ich schon längst aufgegeben? — Aber in welchem Zustande! wie verändert! Wo bist du gewesen? Wie kamst du hieher? Wie entreißt man dich deinem Elende?" — Schaam, Niedergeschlagenheit, Erstaunen und Freude bemeisterten sich seiner wechselsweise, und es währte lange, ehe er im Stande war, ihm die Reihe seiner Vergehungen und Unglücksfälle zu erzählen. Er war

zuletzt als Soldat in kaiserlichem Dienst gewesen, und hatte sich, um etwas zu gewinnen, als Spion in gewissen politischen Angelegenheiten brauchen lassen. Da man in dieser Republik auf solche Personen sehr aufmerksam ist, war er entdeckt und zu den Galeeren verdammt worden. Karl eilte zu seinem Freunde Allwerth, erzählte ihm die traurige Geschichte seines Bruders, und dieser liebte ihn so sehr, daß er sich sogleich erboth, alles zu bezahlen, wenn er einen Weg finden könnte, ihn in Freyheit zu setzen. Dieß ward durch einen Gesandten bewerkstelligt, der bey dem Doge viel galt; kostete aber dem Herrn Allwerth auf sechshundert Dukaten, und geschah unter der Bedingung, daß Franz sogleich das Venetianische Gebiet räumen müßte. Er ging also, nachdem er von dem großmüthigen Freunde seines Bruders noch einen Zehrpfennig erhalten, voller Dank und Versprechen, weiser und besser zu werden, zu seinem Regimente.

Kurz nach seiner Abreise erhielt Karl einen Brief von Henrietten, seiner Schwester, folgenden Inhalts:

„Welch eine traurige Nachricht habe ich Dir zu melden, mein lieber Bruder! Unsre gute Mutter ist todt, und ich weiß, dieser Verlust wird Dich, so wie er es bey mir gethan, in das tiefste Leid versetzen. Gestern zur Nacht ließ sie mich an ihr Bette holen, nahm mich bey der Hand und sagte: „Mein liebes Kind! ich fühle, daß ich dich verlassen und in wenig Stunden nicht mehr seyn werde. Ich unterwerfe mich gern dem göttlichen Willen, und übergebe dich und deine Brüder seiner guten Fürsehung, die allezeit die Tugend schützet. Gehst du auf dem Wege fort, den du bisher betreten, so kannst du nicht anders als glücklich seyn. Schreibst du an deine Brüder, und

siehst sie, so sage ihnen, daß sie mein mütterliches Herz noch im Tode segnet, und daß ich keinen größern Wunsch auf Erden kenne, als den zu hören, daß sie weise und gut sind. Von Karln weiß ich es zuversichtlich, und kommt er, wie ich hoffe, zurück, so werdet ihr in einander glücklich seyn. Wollte Gott, auch von Franzen dürfte, ich dieß erwarten; ach! dann würde ich vollkommen ruhig sterben. Leb wohl, mein liebes Kind! Gott erhalte dich fromm und tugendhaft. Leb wohl, meine Tochter! zu tausendmalen leb wohl!" — Mit diesen Worten schloß sie ihre Augen, übergab ihre Seele ihres Schöpfers Aufsicht und lächelte im Tode. O mein liebster Bruder! der Schmerz läßt mich nichts anders hinzusetzen, als daß mich sehr verlangt, Dich wieder zu sehen; dieß nur wird der einzige herzstärkende Trost für den unersetzlichen Verlust Deiner Dich liebenden Schwester seyn.

Henriette."

Diese Nachricht drang Karln durchs Herz, und er sehnte sich nach Hause, um seine Schwester zu beruhigen und ihr beyzustehen. Sein Freund Allwerth war auch sogleich bereit, seine Wünsche zu erfüllen, indem er seine Rückreise beschleunigte. Sie nahmen ihren Weg über Milano, wo sie Franzen zwar durch seine Unglücksfälle dem Scheine nach moralisch gebessert, aber in seiner Gesundheit desto verschlimmerter fanden. Durch seine zügellose Lebensart und die Unmäßigkeit im Genusse aller Ueppigkeiten hatte er nicht nur seinen Körper verderbt, sondern sich auch mancherley Elend und Gram, und dadurch eine Schwindsucht zugezogen. Karl gab ihm seiner Schwester Brief, und dieser machte einen so tiefen Eindruck, daß er in seiner guten Entschließung befestigt wurde. Allwerth

ließ ihm noch ein ansehnliches Geschenk zurück, und sein Bruder vertraute ihn einem Feldscheer an. Ihre Trennung war, zumal von Franzens Seite, äußerst rührend und traurig, da ihm sein Gefühl sagte, daß er seine tugendhaften Geschwister nie wieder sehen würde. Kaum hatten sie auch Italien verlassen, so erhielten sie in Wien die Nachricht, daß er gestorben sey.

Henriette bezog nach ihrer Mutter Tode ein ganz kleines Landgut, das sie von dem wenigen Vermögen (es mochten etwa ein Paar tausend Thaler seyn,) kurz vor dem Tode ihrer Mutter erkauft hatten. Hier gab sie ihrem ganzen Kirchspiel ein Beyspiel von Frömmigkeit, Häuslichkeit und Tugend. Ihre Sparsamkeit setzte sie in den Stand, den Armen daselbst auch in ihrer Armuth mancherley Gutes zu thun, so daß sie die Liebe und das Vertrauen der ganzen Nachbarschaft gewann. Sie war dabey schön und wohl gewachsen, und hatte so feine und anmuthige Gesichtszüge, die ihre ganze menschenfreundliche und sanfte Seele ausdrückten. Dieß zog ihr selbst die Aufmerksamkeit des jungen Landadels dort umher zu: da sie aber arm und von bürgerlichen Stande war, so war es überall auf keine ernsthafte Verbindung angesehen, und ihre Tugend hatte mancherley Versuchungen auszuhalten.

Als sie an einem schönen Frühlingsabend ihren gewöhnlichen Spaziergang in einem kleinen nahen Gehölze besuchte, hörte sie auf der Straße, die nicht weit davon vorüber ging, ein ziemlich starkes Geräusche, und auch darunter ein Paar Frauenzimmerstimmen. Sie schlich sich hinzu und sah außer einer Chaise, die im Wege lag, zwey dabey stehende Frauenzimmer, nebst dem Postillion und zwey Bedienten, die darum geschäftigt waren. Sie errieth gleich den Zu-

fall, der dieß veranlaßt hatte. Der Postillion war nemlich einer Eiche zu nahe gefahren, und hatte die vordere Achse losgerissen. Sie eilte, nach ihrer mitleidigen Gemüthsart zu der Dame, die sie für die vornehmste hielt, und schon ziemlich bey Jahren war, und both ihr mit ihrer gewöhnlichen Anmuth ihre Dienste an. Der Postillion erklärte, daß er mit der zerbrochenen Achse ohnedieß nicht weiter kommen könnte, die Nacht vor der Thüre sey und bis zur nächsten Station wenigstens noch zwey Meilen hätte. Die Dame nahm also die Anerbiethung Henriettens an, die Nacht bey ihr bis zum Anbruche des Tages zuzubringen. Sie erzählte ihr, daß sie aus einem Bade käme, und nach ihrem Landgute, das noch zwölf bis vierzehn Meilen entfernt wäre, zurückgehen wollte. Ich will nicht erzählen, wie sie von ihr bewirthet ward. Die Art, wie sie alles that, die liebenswürdige Unterhaltung, das einnehmende Wesen, die zuvorkommende Gefälligkeit bezauberten die Dame so sehr, daß sie sich nicht, wie sie Willens war, den Morgen darauf von ihr trennen konnte, sondern die Postpferde in die nahgelegene Stadt schickte, und einen Tag und noch einen Tag blieb. Was sie hier von ihr sah und hörte, nahm sie vollends so sehr für sie ein, daß sie ihr den Antrag that, auf einige Monathe mit ihr auf ihre Güter zu gehen, unter dem Versprechen, sie wieder, sobald sie es begehrte, zurückzubringen. Sie that das auf eine so freundschaftlich dringende Art, daß ihr die gefällige Henriette nicht widerstehen konnte.

Sie setzten also ihre Reise nach ein Paar Tagen fort, kamen auf dem Landgute der Dame an, und Henriette machte sich hier durch Tugend und ihren feinen Verstand vollends so Meister von dem Herzen ihr

rer Wohlthäterinn, daß sie ihr zu ihrem Glücke unentbehrlich schien, und von dem ganzen Hause beynahe angebethet wurde. Durch die Erläuterungen, die sie einander von ihrer gegenseitigen Geschichte gaben, machten sie eine sehr erfreuliche Entdeckung, daß nemlich Henriettens Bruder der Reisebegleiter von der Frau Allwerth Sohn sey, den sie stündlich zurück erwarte. Man kann leicht denken, wie glücklich sich die Dame in ihres Sohnes Wahl pries, da sie von der Schwester auf den Bruder schloß. Die Hoffnung, die sie ihr gab, daß dieser unfehlbar mit ihrem Sohne ankommen würde, hielt sie zurück, daß sie nicht zu geschwind nach Hause verlangte. Diese Ankunft erfolgte auch bald darauf, aber, leider! ohne ihren geliebten Bruder. Dieser, zu voll von brüderlicher Sehnsucht seine Henriette zu sehen, um ihr den Trost zu gewähren, den sie sich von ihm versprach, war an den Ort ihres vorhergehenden Aufenthaltes geeilt, wo er sie aber, zu seinem unaussprechlichen Leidwesen, nicht fand. Indessen war es für den jungen Allwerth keine geringe Freude, bey seiner Mutter die Schwester seines tugendhaften Freundes so unerwartet anzutreffen. Ihre liebenswürdige Gestalt fiel ihm sogleich in die Augen, und als er vollends nach einem kurzen Umgange entdeckte, wie sehr jene durch alle Tugenden, die nur ihr Geschlecht schmücken konnten, erhöht wurde, so fing er an, sie zu lieben und den Wunsch zu fühlen, sie auf immerdar zu besitzen.

Nothwendig konnten sie nicht lange beysammen seyn, ohne daß Henriette nach dem Bruder ihres Herzens und ihrer Liebe fragte, und kaum hörte sie, daß er nach dem Orte ihres vorigen Aufenthaltes gegangen sey, als sie mit Bitten und Flehen in ihre Wohl-

thäterinn drang, sie zurück zu schaffen. Herr Allwerth, der sich mit seiner Mutter eine heimliche Freude vorbereitete, sie zu überraschen, machte ihr Hoffnung, daß er sie nebst seiner Mutter dahin begleiten, und nur einige Tage von den Beschwerden seiner Reise ausruhen wollte, schickte aber heimlich einen Boten zu Pferde fort, wodurch er seinen lieben Reisebegleiter schleunig zu sich forderte, ohne ihm doch die wahre Ursache wissend zu machen. Er entdeckte indessen seiner Mutter seine Wünsche, einen solchen Schatz nie von sich zu lassen, und sie stimmte damit so überein, daß sie es als die höchste Glückseligkeit ansah, eine solche Freundinn in ihren letzten Lebenstagen in einer Schwiegertochter zu finden; denn sie schätzte Tugend über Reichthum, und besaß auch selbst genug, als daß sie bey einer Gattinn für ihren Sohn auf eine andere Mitgift als jene hätte sehen sollen.

Da Karl seine Schwester zu seinem großen Kummer nicht fand, und auch nichts Gewisses von ihrem gegenwärtigen Aufenthalte erfahren konnte, so eilte er auf die erste Aufforderung geschwind zu seinem Freunde. Nachdem er sich ein wenig erholt und ihm sein Herzeleid über seine Schwester erzählt, sagte ihm Allwerth: seine Mutter habe eine junge Freundinn bey sich, die sie ihm zur Gattinn bestimme; sie gefiele ihm unaussprechlich; er habe sich aber allezeit bey seinem Rathe so wohl befunden, daß er ohne seinen Beyfall keine Wahl thun könne und wolle. — Indessen hatte Allwerths Mutter auch Henrietten vorbereitet, daß ihr Sohn einen Besuch von einem alten Universitäts-Freunde bey ihr einzuführen wünsche. — „Alles, versetzte diese, was Sie angeht, kann mir nicht anders, als willkommen seyn; aber ach! daß es mein Bruder wäre!“ —

Unter diesem Wunsche trat er mit Karln ins Zimmer. Da sie einander seit vier Jahren nicht gesehen, und ein solcher Zwischenraum in ihrem Alter schon einige Veränderung in den Gesichtszügen macht, so kannten sie einander nicht gleich auf den ersten Anblick. Erlauben Sie, Mademoiselle," sagte Allwerth beym Eintritte, „daß ich Ihnen einen Freund vorstelle, den ich wie mein zweytes Selbst liebe, und den Sie gewiß nicht minder lieben werden, wenn Sie ihn näher werden kennen lernen." Hier kamen Bruder und Schwester einander näher, begegneten einander mit ihren Blicken, erkannten und fielen einander mit einem lauten Geschrey: „O mein Bruder! — o meine liebste Henriette!" um den Hals, und weinten lange, lange, ehe sie Worte genug für ihre Empfindungen finden konnten. —

Madame Allwerth und ihr Sohn wurden ebenfalls von dieser geschwisterlichen Liebe so gerührt, daß sie ihre Thränen mit den ihrigen vermischten. — „Ach mein Karl! fuhr Henriette fort, bin ich endlich so glücklich, dich wieder zu sehen? dich nie wieder von mir zu lassen? — Wie viel Dank bin ich Ihnen, (sie wandte sich zum Herrn Allwerth und seiner Mutter,) für die Freude schuldig, die Sie mir heute verschaffen? Ewig! — ewig — Und ich, Schwester! unterbrach sie ihr Bruder, o du weißt nicht, was wir diesem meinem Freunde und Reisegefährten in Ansehung unsers verstorbenen Bruders, in Ansehung meiner schuldig sind! und du, — wie kommst du hieher? beste Henriette!" — Sie wollte ebenfalls in Danksagungen gegen ihre Wohlthäterinn ausbrechen, von denen beyde Herzen voll waren; doch Herr Allwerth fiel ihr ins Wort? Gut, sagte er, meine liebenswürdige Freundinn! mein bester Freund! wenn Sie glauben, mir einige

Verbindlichkeiten schuldig zu seyn, so haben Sie es in ihrer Gewalt, mich so reichlich zu belohnen, daß mein Leben selbst nicht zureichen würde, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen. In dieser Hand, Henriette, biete ich Ihnen mein Herz an; halten Sie es Ihrer für würdig — o wie unaussprechlich glücklich würde ich seyn!" Sie schlug die Augen nieder, ein sanftes Roth und eine stumme Beredsamkeit erklärten ihre ganze Einwilligung. Seine Mutter ergriff ihre Hand, legte sie in ihres Sohnes seine, fiel ihr um den Hals und weinte vor Freuden; dieß that indessen auch Karl, der seinen Freund beynahe vor Freuden erdrückte. Wie glücklich diese tugendhafte Familie in der Folge war, wird man sich leicht vorstellen können. — —

Der Unbedächtige.

Ein Kind kann freylich nicht so klug und bedachtsam seyn, als Leute, die älter sind, aber allzugroße Unachtsamkeit ist einer der größten Fehler des Kindes, der gewiß sehr oft schlimme Folgen nachzieht. Ein erzunachtsamer Junge war der kleine Heinrich Walkheim. Wer unachtsam ist, ist auch ein Schwätzer und ein Schwätzer wird leicht ein Lügner — und — o wie schändlich ist das Lügen! Heinrich machte seinen Eltern tausenderley Verdruß; denn er schwatzte nicht nur in seiner Unbedachtsamkeit Sachen aus, die in seinem Hause begegnet waren, und die ein braves Kind nie wieder sagen muß, sondern er log auch öfters dazu, weil er in seinem Leichtsinn die Sachen bald vergaß,

und doch etwas davon sagen wollte. Aber auch außer diesem machte er oft dumme, unbedachtsame Streiche, die noch weit gefährlicher für ihn und seine guten Eltern waren. Einst stieg er bey einem Sturm in einen Nachen, der am Ufer stand. Er band ihn los, und der Nachen fing an zu schwanken. Der unvorsichtige Heinrich wollte sich an einem Seitenbret desselben halten, aber der leichte Nachen, von den Wellen umgetrieben, schlug um, und — Heinrich stürzte in den Fluß. Ein Armer, der in dem väterlichen Hause des Kleinen viele Gutthaten empfangen hatte, sah ihn stürzen; er sprang in den Fluß, und rettete ihn. Aber auch dieser Fall konnte den unbedächtigen und leichtsinnigen Jungen von seiner Unachtsamkeit nicht heilen. Einige Tage darauf bekam er, von einem eben so leichtsinnigen Jägerburschen für die Hälfte seines Taschengeldes eine Dute voll Schießpulver.

Er schlich sich damit in die Studierstube seines Vaters, und zündete es neben einem Haufen Papier an. Im Hui war das ganze Zimmer voll Feuers, und kaum waren einige Minuten vorbey, so stand das ganze Haus in Flammen, und in einigen Stunden war es ganz abgebrannt. Heinrichs Eltern wurden durch seine Unachtsamkeit so arm, als sie vorher reich waren.

Armbruster.

Philine.

Philine war die Munterkeit selbst. Das gefiel Aber Philine hatte einen Fehler, den viele Mädchen

haben sollen, das gefiel nicht. Sie konnte keinen Tadel ertragen, und vertheidigte sich gleich mit zu großer Heftigkeit; auch glaubte sie, das Recht zu haben, Erwachsene mit Dreistigkeit zu beurtheilen, und von Dingen, die sie noch nicht verstand, so zu sprechen, als wären sie ihr längst hinlänglich bekannt.

Die Unart Philinens kannten alle, die mit ihr umgingen, und waren ihr daher nicht von Herzen gewogen. Man nannte sie allgemein ein schnippisches Mädchen, und schnippische Mädchen haben nie gefallen.

Einmal besuchte ein Onkel ihren Vater. Er war ein Mann, der Philinen viel Gutes erweisen konnte. Sie freute sich über seine Ankunft, und belustigte ihn bald durch ihr muntres Wesen und ihre drolligen Einfälle. Das gefiel dem Onkel, und er gab sich viel mit ihr ab. Aber bald bemerkte er, daß man sich nicht gemein mit ihr machen müsse. Sie erlaubte sich Aeußerungen gegen ihn, die sehr unbescheiden und keck waren. Er schüttelte den Kopf, und sagte: Das Mädchen will mir nicht ganz gefallen.

Es währte nicht lange, so verdarb es Philine mit ihrem Onkel ganz. Ihr Vater hatte, ihm zu Liebe, eine große Gesellschaft zu Gaste gebethen. Alles war munter und fröhlich. Der Onkel, ein alter Mann, schien sich verjüngt zu haben. Er erzählte lustige Anekdoten, und würzte durch seine guten Einfälle die Unterhaltung. Philine war nicht minder aufgeräumt. Der Onkel wandte sich an sie, und fing an, mit ihr zu scherzen. Das nahm sie ihm sehr übel. Sie glaubte, er wollte sie necken. Sie that unwillig. Hm! rief sie, und warf sich in die Brust, glauben Sie, Herr

Onkel, daß ich Sie nicht verstehe? O so alt Sie sind, so wenig können Sie mich täuschen!

Ey, seht mir das junge Blut an, versetzte der Onkel, und die ganze Tischgesellschaft wurde aufmerksam.

Haha! das junge Blut! entgegnete Philine, auf den Bart kommt es nicht an, sonst müßte der Ziegenbock ein hochgeehrtes Thier seyn.

Junges Mädchen! sprach der erstaunte Onkel, und alle Gäste wunderten sich über Philinens Keckheit.

Auch junge Mädchen können Verstand haben, versetzte die schnippische Philine. Graue Häupter sollen nie muthwillig werden. O wie fein stehet es, wenn graue Häupter weise sind. So steht es in der Bibel. Ich glaube, Sirach sagts.

Der Onkel staunte, die ganze Gesellschaft war betroffen. Einer davon, der Philinens Worte nicht geduldig anhören konnte, rief ihr zu: Ey, mein liebes Kind, Sie verrathen schon in Ihrem zarten Alter viel Bekanntschaft mit der Bibel. Gewiß kennen Sie auch die Stelle: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren.“ Das steht auch in der Bibel. Ich glaube, Moses sagts.

Jetzt hat es gewiß kein Moses gesagt! entgegnete Philine in einem bittern, kecken Tone, der alle Anwesende in Erstaunen setzte.

Philinens Eltern befanden sich in der unangenehmsten Lage. Sie schämten sich der unverschämten Dreistigkeit ihrer Tochter, und der Vater konnte sich endlich nicht länger halten; er nahm Philinen bey der Hand, und führte sie zum Zimmer hinaus. Das war für sie eine Beschämung, über die sie laut jam-

merte. Da sie durchaus nicht still werden wollte, sperrte sie der Vater in eine hintere Kammer ein.

Der Onkel, auf den aller Augen gerichtet waren, wollte die Sache wieder gut machen. Kinder sind Kinder, sagte er, sie vergessen sich zuweilen. Aber tief in seinem Herzen blieb ein Gefühl von Unwillen zurück, das er nicht ganz unterdrücken konnte. Die Gäste waren auch innerlich unwillig, und es konnte zu keiner rechten Fröhlichkeit mehr kommen.

Als die Gäste aus einander gegangen waren, nahm der Vater Philinen vor. Du verdientest, sprach er, daß ich dich fortjagte. Du hast dich, mich und deine Mutter tief beschämt. Fühlst und weißt du es nicht, daß junge Personen gegen Erwachsene immer bescheiden seyn sollen?

Warum hat mich der Onkel geneckt, schluchzte Philine. Das werde ich nicht dulden, daß mich andere ungehindert verspotten.

Der Onkel hat deiner nicht gespottet, versetzte der Vater, er hat bloß auf eine ganz unschuldige Weise mit dir geschertzt. Lächelnd hättest du alles von ihm aufnehmen sollen. Aber gesetzt, er hätte dich auch geneckt, die schuldige Achtung gegen ihn durftest du doch nicht aus den Augen lassen, so keck, so schnippisch und unverschämt durftest du ihm nicht antworten. Die Jugend darf in keinem Falle die Grenzen der Bescheidenheit überschreiten, wenn sie nicht tadelhaft werden will. Du hast heute gezeigt, welch' ein unbescheidnes, schnippisches Mädchen du bist. Die Gäste werden vortheilhaft von dir urtheilen! Der Onkel, von dem du viel Gutes erwarten konntest, wird nun sein Herz ganz von dir abwenden! Deine Eltern hast

du

du tief gekränkte. Sie werden es dir so bald und so leicht nicht vergessen.

Mit verdienten Vorwürfen und einem verdrießlichen Gesichte verließ der Vater Philinen. Sie schluchzte. Es war zu spät. Was der Vater ihr prophezeyt hatte, geschah wirklich. Alle Gäste mißbilligten in starken Ausdrücken Philinens Benehmen bey Tische. So ein dreistes, schnippisches Ding ist mir noch nicht vorgekommen! sagte der eine. Gott bewahre mich vor so einem Kinde! sprach ein zweyter. Ich wäre ein unglücklicher Vater, wenn ich eine so schnippische, kecke Tochter hätte! bemerkte ein dritter. Und solche Urtheile wurden von allen über Philinen gefällt.

Mehrere von den Gästen hatten Töchter. Nur mit Philinen habt mir keinen Umgang! sagte jeder Vater zu den seinigen. Ihr könntet leicht von ihr angesteckt, ihr könntet so schnippisch und unartig werden wie sie.

Der Onkel verließ noch einigen Tagen seinen Bruder. Er hatte sich vorgenommen, seiner Muhme Philinen ein schönes Kleid zu schenken: aber ihr Betragen gegen ihn hatte ihn wieder von diesem Vorhaben abgebracht. Sie verdient es nicht, daß ich sie beschenke, dachte er bey sich, und reiste ab, ohne ihr etwas anderes zu hinterlassen, als die traurige Erinnerung an ihre Unartigkeit gegen ihn.

Nach und nach zogen sich alle Mädchen von Philinen zurück. Dieß war ihr auffallend. Ihre Eltern machten sie endlich darauf aufmerksam, daß die Ursache davon sicher ihr schnippisches Wesen sey.

Philine wurde älter. Ihr Fehler wuchs mit den Jahren, und schien ihr bereits zur andern Natur geworden zu seyn. Fast an jedem Menschen hatte sie

etwas auszusetzen, fast über jeden machte sie leichtsinnige Bemerkungen. Es speiste beynahe niemand bey ihren Eltern, über den sie sich nicht ein keckes Urtheil erlaubte. Auch Männer, die sie nicht im Stande war zu beurtheilen, bekrittelte sie auf die freyste Weise, und wenn man sie darauf aufmerksam machte, daß sie hier kein Urtheil habe, rief sie höhnisch aus: Es ist ja doch nur ein Mensch, über den ich urtheile, und bin ich denn etwas anderes als auch ein Mensch? Auf den Kopf glaube ich nicht gefallen zu seyn, und ich sehe nicht ein; warum ich mir kein Urtheil über diese Herren erlauben soll.

Damit kam sie aber oft übel an. Sie wurde mehrmals in großer Gesellschaft beschämt, indem man ihr bewies, daß sie nicht über alles urtheilen könne, daß sie gar sehr vieles nicht verstehe, und von dem, was sie zu verstehen glaube, keine wirklich richtigen Begriffe habe.

Auf diese Weise kam Philine in der ganzen Gegend in ein übles Gerede. Ihr schnippisches Wesen wurde allgemein getadelt, und es gab keinen einzigen Menschen, von dem sie aufrichtig geliebt worden wäre. Sie ging zwar mit einigen wenigen Mädchen um, die sich ihre Freundinnen nannten. Aber selbst diese waren ihr im Herzen gram. Anders konnte es auch nicht seyn. Schnippische Menschen kann niemand lieben. —

Nach dem Tode ihrer Eltern ging es Philinen traurig. Heirathen wollte sie niemand, denn wer möchte ein schnippisches Mädchen zur Frau nehmen? Noch lebte der alte Onkel. Zu ihm nahm sie ihre Zuflucht. Er empfing sie mit Artigkeit, erklärte ihr

aber, daß er sie, aus guten Gründen, nicht in sein Haus nehmen könne.

Diese Gründe kannte Philine recht gut, und sie beseufzte es nun sehr, daß sie durch ihr schnippisches Wesen das Vertrauen und die Liebe des Onkels verscherzt hatte.

Indeß wurde Philine von dem Onkel unterstützt. In dem Hause, in welchem sie sich aufhielt, mußte sie sehr eingeschränkt leben, und sich vieles gefallen lassen. Aber eben dieß wirkte vortheilhaft auf sie. Sie wurde sanfter, stiller, bescheidner. Ja es kam so weit mit ihr, daß sie an andern nichts weniger leiden konnte, als ein schnippisches Wesen. Nun wurden ihr viele Menschen gut. Sie bekam einen braven Mann, und lebte mit ihm glücklich. Der Onkel ernannte sie zu seiner Universalerbinn.

Glatz.

Undankbarkeit.

Sophie war eine arme Waise. Frau Sommer, die Gattinn eines Kaufmanns, hatte Mitleiden mit ihr, nahm sie zu sich in ihr Haus, ließ sie unterrichten, und erzog sie mit mütterlicher Sorgfalt. Jedermann pries Sophien glücklich; nur sie selbst wußte ihr Glück nicht zu schätzen. Statt sich dankbar gegen ihre Wohlthäterinn zu beweisen, benahm sie sich sehr gleichgültig gegen sie, und that so, als hätte sie ein Recht auf die Wohlthaten, die sie genoß.

Als Sophie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, both ihr ein junger Juwelenhändler seine Hand, und Sophie wurde seine Frau. Als sie von Frau Sommer Abschied nahm, dankte sie ihr zwar für das bey ihr genossene Gute, aber so kalt, daß man wohl merkte, es gehe ihr nicht von Herzen.

Diese undankbare Gesinnung Sophiens schmerzte die gute Frau Sommer sehr; denn Undankbarkeit ist jedem rechtschaffenen Menschen zuwider. Ich habe alles an ihr gethan, was ich nur thun konnte, sagte die gekränkte Frau, und sie vergilt mir mit einer solchen Gleichgültigkeit und Kälte! O Sophie! Sophie! du weißt nicht, wie wehe das thut!

Der Juwelenhändler zog mit Sophien in ein anderes Land, war in seinem Handel glücklich, und bald ein sehr reicher Mann. Sophie kleidete sich in Seide, machte großen Aufwand, trieb sich immer in vornehmen Gesellschaften herum, und vergaß ihre Wohlthäterinn ganz.

So vergingen acht Jahre. Unterdeß erfuhr Frau Sommer manches widrige Schicksal. Ihr Mann war im Handel unglücklich, gerieth in Schulden, und starb an der Auszehrung. Seine Gattinn behielt fast nichts übrig. Kümmerlich mußte sie sich durch die Welt helfen. Sie nähte und strickte zwar für andere, erwarb aber dadurch kaum so viel, als sie nöthig hatte, ihr Leben nothdürftig zu fristen. Gern hätte sie einen kleinen Handel angelegt; allein es fehlte ihr an Geld.

Gerade als Frau Sommer sich in der größten Noth befand, hörte sie, daß Sophie sich in einem nahen Bade aufhalte. Sie beschloß, hinzureisen, und Sophien zu ersuchen, ihr eine mäßige Summe Geldes zu leihen, mit der sie einen kleinen Handel anfangen

wollte. Sophie, dachte sie, hat bey mir viel Gutes genossen; sie kann es noch nicht ganz vergessen haben; sie ist reich, und wird mich gewiß unterstützen.

Voll angenehmer Hoffnungen reiste Frau Sommer nach dem Badorte, wo sie sich sogleich nach Sophien erkundigte. Man führte sie zu ihr hin. Sophie, statt ihr an den Hals zu fliegen, nahm sie sehr kalt auf, sprach in einem vornehmen Tone mit ihr, bot ihr nicht einmal einen Stuhl zum Niedersetzen; und als Frau Sommer ihre traurige Lage schilderte, zuckte sie die Achseln, und sagte in einem kalten Tone: ich bedaure Sie!

Als Frau Sommer Sophien merken ließ, daß sie von ihr eine kleine Summe vorgestreckt zu erhalten wünsche, that diese so, als verstünde sie ihre Bitte nicht. Ich bedaure es, sagte endlich das gefühllose Geschöpf zu Frau Sommer, daß ich nicht länger das Vergnügen genießen kann, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich erwarte eben den Friseur, und muß noch in dieser Stunde in Gesellschaft.

Der guten Frau Sommer that es in der Seele weh, sich von Sophien so behandelt zu sehen. Sie empfahl sich mit gekränktem Herzen der Undankbaren. Sophie drückte ihr beym Abschiede ein Papier in die Hand, mit den Worten: Nehmen Sie diese Kleinigkeit als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit an.

Als Frau Sommer im Gasthofe das Papier öffnete, fand sie darin — einen preußischen Thaler. — Das ist also der Beweis von Erkenntlichkeit? sagte sie. O Sophie! Sophie! mit welchem Undank lohnst du mir!

Frau Sommer schickte ihr sogleich den Thaler zurück. Sophie nahm dieß sehr übel auf. Hm! sagte

»ste, die Frau trägt ihre Nase hoch! ein Thaler ist ihr zu wenig! man sollte ihr ein Paar tausend Dukaten schenken! damit wäre sie am Ende auch noch nicht zur frieden.«

Sie nahm den Thaler, und schenkte denselben einem armen Jungen, der vor ihrem Fenster stand. — Als sie nach einer Stunde in Gesellschaft ging, begegnete sie der guten Frau Sommer, sprach aber mit ihr kein Wort, sondern wandte ihr Gesicht nach einer andern Seite hin, und that so, als wenn sie Frau Sommer nie gekannt hätte.

Mit gekränktem Herzen kehrte Frau Sommer nach ihrem Wohnorte zurück. Sie erzählte einer Freundinn alles, was ihr im Bade wiederfahren sey. Bald war es in der ganzen Stadt bekannt. Jedermann nannte Sophien ein häßliches, undankbares Weib. — Frau Sommer wurde von mehreren Familien unterstützt; aber der Gram über ihre Unfälle und Sophiens Undankbarkeit brachte sie nach einem Jahre ins Grab.

Nach einigen Jahren erschien Sophie in dieser Gegend — nicht als vornehme Dame, sondern als eine arme, unglückliche Frau. Durch ihre Verschwendung hatte sie es so weit gebracht, daß ihr Mann in große Schulden gerieth, heimlich entfloh, und sich in Holland nach Ost-Indien einschiffte.

Sophie wollte ihre Zuflucht zu Frau Sommer nehmen. Sie fand sie nicht mehr am Leben. Sie wandte sich an andere Menschen, und bath sie um Unterstützung; aber jedermann wies die Undankbare aus ihrem Hause, niemand wollte sie zu sich nehmen. Sie starb in einem Spitale.

Ende.

Empörender Undank.

Ein Wundarzt befand sich in der Nacht mit seinem treuen Diener unweit Paris auf der Landstraße. Er hörte in der Nähe das Winseln und Aechzen eines Menschen. Sein Herz zog ihn nach dem Orte hin, wo er einen lebenden geräderten Mörder antraf, der ihn um Gotteswillen bath, ihn zu tödten. Der Wundarzt schauderte zurück, und als er sich von seinem Schrecken erhohlt hatte, fuhr der Gedanke durch seinen Sinn: ob es nicht möglich sey, diesen Unglücklichen, durch seine Kunst wieder herzustellen. Er sprach mit seinem Diener, nahm den Mörder von dem Rade herunter, legte ihn sanft auf seinen Wagen, führte ihn nach seiner Wohnung, und unternahm seine Heilung, die glücklich von statten ging. Er hatte erfahren, daß das Parlament hundert Louisd'or dem zur Belohnung ausgesetzt hätte, der es anzeigen würde, wer diesem Mörder vom Rade genommen. Beym Abschied entdeckte er dem Mörder dieses, gab ihm Geld zur Reise, und rieth ihm, sich ja nicht in Paris aufzuhalten. Das erste, was dieser Elende that, war hinzugehen, seinen Wohlthäter bey dem Parlament anzugeben, um die hundert Goldstücke zu erhalten. Die Wangen der Richter, die so selten erblassen, wurden bleich bey dieser Anzeige, denn er gestand gerade zu, er selbst sey jener Mörder, den das Parlament auf der Stelle, wo er das Verbrechen begangen, hätte rädern lassen. Das Gericht meldete dem Wundarzt die gegen ihn vorhandene Anklage. Er, der seines Dieners gewiß war, läugnete sie standhaft. Man bedeutete ihm, sich zu bedenken, weil man Zeugen vorführen könnte, die ihn überführen würden.

Er foderte die Richter dazu auf. Man öffnete eine Seitenthür, der Mörder trat kalt und frech herein, stellte sich vor ihn und wiederhohlte seine Anzeige mit allen Umständen. Der Wundarzt schrie: „Was hat dich, Ungeheuer, zu diesem scheußlichen Undank gereitzt?“

Mörder. Die hundert Louisd'or, wovon ihr mir sagtet, da ihr mich entließet. Glaubt ihr, daß mir mit meinen gesunden Gliedern allein gedient sey? Ich ward für einen Mord gerädert, den ich um dreyßig Louisd'or beging, soll ich nicht hundert durch eine Anzeige zu verdienen suchen, wobey ich selbst nichts wage?

Wundarzt. Undankbarer! Dein Winseln und Aechzen rührte mein Herz. Ich nahm dich schaudernd vom Rade, besorgte, verband und heilte deine Wunden, nährte dich mit eigner Hand, so lange du deine zerschlagenen Glieder nicht brauchen konntest, gab dir Geld, das du noch nicht verzehrt haben kannst, um heim zu reisen, offenbahrte dir, um deinetwillen die Bekanntmachung des Gerichts, und ich schwöre bey dem lebendigen Gott! hättest du mir dein teuflisches Vorhaben vertraut, ich wollte eher alles bis aufs Hemd verkauft haben, dir die hundert Louis'dor auszuzahlen, damit der Menschheit dieses abscheuliche Beyspiel von Undank ewig ein Geheimniß geblieben wäre. Ihr Herren, richtet zwischen mir und ihm, ich erkenne mich der Anklage schuldig.

Präsident. Ihr habt die Justiz gröblich beleidiget, da ihr den erhalten, den das Gesetz, um der Sicherheit der Bürger willen, verdammt hat: doch dießmal soll die strenge Gerechtigkeit schweigen, und die Menschheit allein zu Gerichte sitzen. Euch werden

die hundert Goldstücke, und der Mörder werde noch einmal gerädert.

Muth im Unglück.

Der Hannöversche Hauptmann Wiedeburg befand sich mit verschiedenen Offiziers mit zwey Compagnien des Churhannöverischen Regiments von Schweden an Bord eines engländischen Transportschiffes, welches nach Gibraltar segelte. — —

Es entstand ein heftiger Sturm; das Schiff wurde leck, und das Wasser drang immer häufiger in dasselbe, so daß dessen Untergang unvermeidlich schien. — — Man sah nun überall nichts, als Schrecken und Verwirrung. Der Schiffskapitain, der alles verloren gab, dachte sich noch mit den sämmtlichen Oberbefehlshabern und dem besten Theil seiner Schiffsleute in dem kleinen Boote zu retten, und ein andres Schiff, das in der Ferne segelte, zu erreichen. Sie kamen aber alle in der See um. Der Hauptmann Wiedeburg hatte allein die Standhaftigkeit, sein Schiff nicht zu verlassen. Als alles sich nach dem Boote hindrängte, nahm er sich vor, bey seinen Untergebenen zu bleiben, und das Aeußerste mit ihnen abzuwarten. Er sprach ihnen in ihrer Todesgefahr Muth zu, und ermunterte sie zur Ergebung in den Willen Gottes. In der Angst und Verzweiflung war es ihnen Trost, noch einen ihrer Obern im Sterben bey sich zu sehen.

Durch den Gebrauch der Pumpen verminderte sich das Wasser im Schiffe, darum sorgte Wiedeburg

daß dieselben in gutem Stande blieben, und Tag und Nacht beständig fortgingen. Jeder Matrose und Soldat, der zurückgeblieben war, folgte treulich und willig seinen Anordnungen. — Er dachte in aller Lebensgefahr besonders an die Kranken, die sich in ihren Lagerstellen wegen Nässe und Kälte nicht bergen konnten, und ließ sie in die Offizier-Cajüte bringen; bey ihrem Anblick vergoß er viele Thränen.

„Ich konnte leicht einsehen, sagte der wackre, fromme Offizier, daß bey der Unwissenheit unsrer sechs übrigen Matrosen eine Landung ohne Gottes Beystand und Führung allemal mit vieler Gefahr für uns verknüpft seyn würde. Ich wandte daher meine jetzigen müßigen Stunden dazu an, mich nicht nur immer selbst mehr zum Tode zu bereiten, sondern hielt es auch für meine Pflicht, meine Leute daran zu erinnern, und sie zugleich zum fleißigen Gebet zu ermahnen."

Dabey that er nun immer seine Schuldigkeit, ermunterte die Leute zum Pumpen, suchte alles auf, was noch von ihrem Vorrathe an Lebensmitteln übrig war, und erquickte damit die Arbeitenden, die nun sehr entkräftet wurden. Der Unglücklichen Zustand wurde immer fürchterlicher — das Meer blieb verschiedene Tage und Nächte hindurch unruhig und tobend. Die heftigsten Stürme waren von den stärksten Regengüssen begleitet. Das Schwanken des Schiffes wurde so stark, daß die Leute, welche bey dem Pumpen arbeiteten, umfielen, und in Gefahr stunden, über Bord zu stürzen. Es mußten daher hinter die Arbeiter beynahe noch so viel andre gestellt werden, um jene, wenn sie zurückschlugen, aufzufangen, damit sie nicht ins Meer fielen. Oft wurden alle mit einander durch die ins

Schiff heraufschlagenden Wellen übern Haufen geworfen. Mit aufgeschwollenen Händen und Füßen mußten sie unaufhörlich fort arbeiten, und thaten es gern auf ihres rechtschaffenen Offiziers Zureden. Am dritten Tage fing die See an ruhiger zu werden. Nun war seine erste Sorge, die abgematteten Menschen mit warmen Essen erquicken zu lassen. Jetzt entstand eine neue Gefahr — die Schiffsküche fing an zu brennen. Aber das Feuer wurde durch Wiedeburgs thätige Fürsorge für die Erhaltung der Menschen, die bey ihm waren, bald gedämpft.

Nach kurzen Hoffnungen zur baldigen Rettung zeigten ihm die Matrosen wieder an, das Schiff würde wahrscheinlich nach einer halben Stunde untergehen. — Er hörte diese Nachricht ganz unerschrocken, und bat nur die Matrosen, ja nichts an ihrer Schuldigkeit zu verabsäumen. Er ging nun wieder mit vielem Muthe auf das Verdeck, und redete seinen Leuten Muth zu, führte sie auf gute Gedanken, und ermahnte sie zum fleißigen Gebet. Er blieb auf dem Verdeck, um sie durch seine Gegenwart anzufeuern und zu trösten. —

Das Schiff wurde glücklich aus einer gefährlichen Gegend fortgeführt — aber wieder eine neue Gefahr; es wurde zwischen Klippen getrieben, wo es wahrscheinlich scheitern mußte.

„ — — Nun entstand auf einmal wieder ein höchst trauriger und rührender Auftritt: Alle fingen noch einmal an zu beten, und Gott um ein seliges Ende anzuflehen. Ein Freund und Landsmann suchte und rief den andern, um sich noch einmal zu umarmen, und von einander Abschied zu nehmen. Einige hatten sich fest umarmt, und wollten so zugleich

mit einander sterben. — — Ich betete mit meinen Leuten, und empfand dabey eine besondere Stärke, den Tod mit Standhaftigkeit zu erwarten."

Der feste Mann wurde aber noch nicht muthlos, er bat noch immer seine Untergebenen, nicht von der Arbeit abzulassen.

Nach und nach faßte das Schiff öfters Grund, und that dabey solche Stöße, daß man auf dem Verdeck kaum stehen konnte. Das Ruder brach in Stücken, und fiel zertrümmert aus des Steuermanns Hand. Er blieb stehen, und erwartete in dieser Fassung seinen Tod. So brachten alle, unter steten Gedanken, daß jeder Augenblick der letzte sey, und unter beständigen Stößen des Schiffes, noch eine Stunde zu. — — Es kam die Zeit der höchsten Fluth. Mit dieser ging das Schiff über die Klippen weg, und ward nahe ans Land getrieben. Am Morgen entdeckten die Unglückchen die französische Küste.

Sobald einige Bewohner dieser Küste das gestrandete Schiff sahen, eilten sie, und holten viel Leute zusammen, und gaben sich mit einander die äußerste Mühe, den Verunglückten die schleunigste Hülfe zu leisten. Zur Rettung derselben wagten manche dabey ihr eignes Leben, sprangen ins Wasser und arbeiteten sich durch die ungestümen Wellen hindurch, um die Abgematteten wieder aus dem Wasser zu ziehen und ans Ufer zu bringen, die von den zusammen genagelten Balken, auf welchen man sie von dem Schiff ans Land zog, in die See stürzten.

Mit aller Freundschaft und Güte wurden die aus dem Schiffbruch geretteten Hannoveraner von den Französischen Soldaten aufgenommen. Man konnte es ohne Thränen nicht ansehen. Die Franzosen um-

armten die Hannoveraner nicht nur recht brüderlich, sondern hatten auch Brod, Wein und Branntwein mitgenommen, um sie damit wieder zu erquicken. Der Commandant gab Befehl, daß man allen Unteroffizieren und Soldaten Zimmer in den Casernen anweise, wo sie Holz, Licht, Betten, Brod, Fleisch und Geräthe zum Kochen fanden. Er selbst nahm den braven Wiedeburg unter den Arm, und führte ihn so nach seinem Hause zu einem großen Gastmahl. Nach demselben gab er einem Offizier den Auftrag, ihn in die in dem Hospital de la Charite ihm angewiesene Wohnung zu bringen, so lange er noch unbekannt wäre, alle Morgen zu ihm zu kommen, und ihn zurecht zu weisen. Die Wohnung war sehr bequem, und die Mönche bestrebten sich äußerst, ihm zu dienen. Seine Kleidung war bis aufs Hemde naß geworden, sie reichten ihm gleich trockenes Nachtzeug, und am folgenden Morgen fand er beym Aufstehen ein reines Hemd, und alle nöthigen Kleidungsstücke, Wäsche, Schuh und Strümpfe vor dem Bette fertig liegen. Seine naßen Kleider trockneten sie am Camin, und er wurde mit aller Wäsche und allem übrigen reichlich von den Mönchen versehen, bis er seine Sachen vom Schiff erhielt.

Allen seinen Untergebenen wurde liebreiche Dienstfertigkeit erzeigt. — — Bey dem Ausschiffen der Mannschaft ward einmal das ganze Fahrzeug durch die Wellen umgeworfen. Keiner von allen, die darauf waren, wäre gerettet worden, hätten hier nicht die Französischen Matrosen menschenfreundlichen Heldenmuth bewiesen. Aber sie suchten mit vieler Gefahr ihres eigenen Lebens die Verunglückten im Wasser wieder auf, zogen sie als todt heraus, und brachten

sie ans Land. Drey davon erhohlten sich bald wieder. Bey den drey übrigen wurden von den gutherzigen Leuten, die umher stunden, gleich alle Mittel zusammen gesucht und angewandt, die in dergleichen Fällen nur möglich sind, um Ertrunkene wieder ins Leben zu bringen. Bey zweyen war alles vergeblich. Der dritte hingegen fing wieder an, etwas Athem zu holen, nachdem man über eine Stunde an ihm gearbeitet hatte. Ein angesehener Bürger aus St. Martin auf die Insel Re, welcher dabey stand, zog gleich sein Hemd vom Leibe, und reichte es hin, solches diesem Wiederauflebenden anzuziehen; da es noch warm sey, sagte dieser Menschenfreund, so hoffte er, es würde ihm wohl bekommen. Er selbst ging nachher ohne Hemd wieder zurück in die Stadt.

Ein anderes Schiff aus England holte die gerettete Mannschaft wieder ab. Auf eignes Bitten des Französischen Commandanten marschirte sie mit fliegender Fahne und klingendem Spiel aus, und zwar ließ er dabey unter seiner Anführung ein Bataillon in Parade stehen. An dem Orte, wo sie abfuhr, waren die mehresten Einwohner und Offiziere der Stadt St. Martin versammelt, wünschten ihr Glück zur Reise und viele sahen ihr mit Thränen nach.

Edle Uneigennützigkeit.

Zu Marseille stund ein junger Mensch, Namens Robert, am Ufer, und wartete, ob jemand in seinen Nachen treten wollte. Ein Unbekannter stieg hinein,

war aber im Begriff, sogleich wieder heraus, und in einen andern zu gehen, weil — wie er zu Robert, der sich zeigte, und von jenem nicht für den Herrn des Schiffs gehalten wurde, sagte — weil der Schiffer nicht zum Vorscheine käme. — „Dieß Schiff ist mein! Wollen Sie zum Hafen hinausfahren? mein Herr.“ — Nein, mein Herr! — es ist nur noch eine Stunde Tag. — Ich wollte nur im Hafen ein paarmal auf und ab fahren, um des kühlen und schönen Abends zu genießen. — Er sieht ja aber nichts weniger, als einem Schiffmann ähnlich, auch hat Er die Mundart dieser Leute nicht. — „Es ist wahr, und im Grunde bin ich auch keiner; ich treibe dieß Handwerk an Sonn- und Festtagen, nur um mehr Geld zu verdienen.“ — — Pfuy! in Seinem Alter schon so geizig seyn! Das entehret Seine Jugend, und erstickt den Antheil, welchen Seine glückliche Gesichtsbildung im ersten Augenblicke einflößt. — „Wenn Sie, leider! wüßten, warum ich so sehr wünsche, Geld zu verdienen; wenn Sie mich kennten, gewiß würden Sie meinen Gram nicht dadurch vergrößern, daß Sie mir eine so niedrige Denkungsart zutrauen.“ — Ich hab' Ihm vielleicht Unrecht gethan; Er hat sich aber übel ausgedrückt. Wir wollen unsere Spazierfahrt antreten, da soll Er mir Seine Geschichte erzählen. — — Wohlan, mein guter Freund! sag Er mir jetzt, was hat Er für Sorgen? ich bin vorbereitet, Theil daran zu nehmen. — „Ich habe nur eine eine einzige: meinen Vater in Fesseln zu wissen, ohne ihn noch befreyen zu können. Er war Mäkler in dieser Stadt, legte das, was er selbst erspart, und meine Mutter in dem Handel mit Modewaaren gewonnen hatte, auf ein Schiff an, welches nach Smyrna bestimmt war, und machte, um auf-

die Umsetzung seiner wenigen Waaren ein Auge haben, und selbst wählen zu können, die Reise in Person mit. Das Schiff ist von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tetuan geführt worden, wo mein unglücklicher Vater, mit allen, die am Bord waren, jetzt Sklave ist. Seine Ranzion ist auf zweytausend kleine Thaler gesetzt; da er sich aber ganz erschöpft hatte, um seine Unternehmung desto wichtiger zu machen, so sind wir jetzt nicht im Stande, diese Summe zusammen zu bringen. Indessen arbeiten meine Mutter und Schwestern Tag und Nacht; ich thue desgleichen bey meinem Herrn, der ein Juwelier ist, und suche, wie Sie sehn, die Sonn- und Feyertage zu nützen. Wir haben uns bis auf Dinge der äußersten Nothdurft eingeschränkt. In einem einzigen kleinen Kämmerchen führt unsere unglückliche Familie ihre ganze Haushaltung. Anfangs glaubte ich, ich würde die Stelle meines Vaters einnehmen, ihn befreyen, und mich, statt seiner, in Fesseln legen lassen können; ich war im Begriff, dieß Vorhaben ins Werk zu setzen, als meine Mutter — die, ich weiß nicht wie, Nachricht davon erhielt, mich versicherte, daß es eben so unmöglich, als fantastisch wäre, und allen Capitains, die nach der Levante segeln, verbieten ließ, mich an Bord zu nehmen." — Erhält Er bisweilen Nachricht von Seinem Vater? Weiß Er, wer dessen Herr zu Tetuan ist, und wie er dort gehalten wird? — „Sein Herr ist Oberaufseher der königlichen Gärten; man behandelt ihn ganz menschlich, und die Arbeiten, die ihm aufgetragen werden, gehen nicht über seine Kräfte. Aber wir sind nicht bey ihm, ihn trösten, ihm sein Unglück erleichtern zu können; er ist von uns, einer geliebten Gattinn und drey Kindern, die er immer

aufs

aufs zärtlichste liebte, entfernt." — Und wie nennt sich Sein Vater zu Tetuan? — „Er hat seinen Nahmen nicht verändert, und heißt Robert, wie zu Marseille." — Ha! ha! Robert . . . Beym Aufseher der Gärten? — „Ja, mein Herr!" — — Sein Unglück geht mir zu Herzen; aber Seinen Gesinnungen nach, die es nicht verdienen, bin ich kühn genug, Ihm ein besseres Schicksal zu prophezeyen, und wünsch es Ihm von Grunde der Seele . . . Ich wollte mich, indem ich der Abendkühle genieße, auch der Einsamkeit überlassen; nehm' Er mirs also nicht übel, mein Freund! wenn ich einen Augenblick stille bin. — — Bey Anbruch der Nacht erhielt Robert Befehl, ans Land zu fahren, und, noch ehe er Zeit gehabt hatte, auszusteigen, oder das Schiff anzuschließen, machte sich der Unbekannte heraus, und erlaubte dem Robert nicht einmal, ihm für den Beutel, den er ihm zurück ließ, zu danken, so eilfertig machte er sich davon. In diesem Beutel waren acht doppelte Louisd'or und zehn Thaler Silbergeld. Eine so beträchtliche Freygebigkeit brachte dem jungen Menschen einen sehr hohen Begriff von der Empfindsamkeit des Unbekannten bey; aber vergebens wünschte er sehnlichst, ihm begegnen, und dafür danken zu können. Sechs Wochen nach diesem Zeitpunkte, als diese ehrliche Familie, die, um die nöthige Summe voll zu machen, unaufhörlich fortgearbeitet hatte, eben ein mäßiges Mittagsmahl, das aus Brod und dürren Mandeln bestand, annahm, überraschte sie der alte Robert, sehr sauber gekleidet, mitten in ihrem Kummer und Elende. — „Ach! meine Frau! ach meine lieben Kinder! Wie habt ihr mich so geschwind befreyen können, und auf die Art, wie ihrs gethan,

habt? Seht nur, wie ihr mich herausgeputzt habt, und dann die fünfzig Louisd'or noch, die man mir, als ich einschiffte, darzählte, da Reise und Unterhalt doch schon voraus bezahlt waren! Wie soll ich für so vielen Eifer, für so viele Liebe euch genug danken? Und diese entsetzliche Beraubung aller Bequemlichkeiten, der ihr euch mir zu Liebe unterzogen habt!" — Vor Erstaunen war es anfangs der Mutter unmöglich zu antworten; sie schwamm in Thränen, ihre Töchter desgleichen, und eine Umarmung folgte der andern. Der junge Robert blieb steif auf seinem Stuhle, immer ohne Bewegung, und fiel endlich in Ohnmacht. — Die Thränen, die sie vergossen, gaben endlich der Mutter die Sprache wieder; sie umarmt ihren Mann nochmals, sieht ihren Sohn an, zeigt ihn dem Vater, und — „das ist dein Befreyer," — sagte sie: „Sechstausend Livres waren für deine Ranzion gefordert; wir haben erst etwas über die Hälfte beysammen, und das meiste davon hat dein Sohn durch seine Arbeit verdient; seiner Liebe zu dir sind wir dich schuldig. Dieser wackre Sohn hat vermuthlich Freunde gefunden, die, gerührt von seinen Tugenden, ihm beystunden; und da er gleich im Anfang deiner Sklaverey heimlich den Vorsatz faßte, deine Stelle einzunehmen, so haben wir ohne Zweifel ihm unser Glück zu danken, und hat er ganz gewiß uns auf diese Art überraschen wollen. Sieh' nur, wie er es fühlt; aber wir müssen ihm beyspringen." Die Mutter eilte auf ihn zu, die Schwestern desgleichen. Mit großer Mühe entreißt man ihn seiner Ohnmacht; er wirft einen schmachtenden Blick auf seinen Vater, hat aber noch nicht Kräfte genug, um sprechen zu können. Auf seiner Seite wird der Vater auf einmal

still und nachdenkend; scheint bald darauf ganz bestürzt, redet seinen Sohn an, und sagt: „Unglücklicher! was hast du gethan? Wie kann ich dir meine Befreyung danken, ohne darüber zu erröthen? Wie konnte sie ein Geheimniß für deine Mutter bleiben, wenn du sie nicht auf Kosten deiner Tugend erkauft hast? In deinem Alter, Sohn eines Verunglückten, eines Sklaven, verschafft man sich nicht leicht auf ordentlichen Wegen so beträchtliche Hülfsmittel, als du nöthig hattest. Ich schaudere vor dem Gedanken, ob dich nicht kindliche Liebe vielleicht zu einem Verbrechen verleitet hat. Beruhige mich, sey aufrichtig, und wenn du aufhören konntest, ein ehrlicher Mann zu seyn, so laßt uns alle sterben." — „Geben Sie sich zufrieden, mein Vater!" antwortete er, und stund auf, voll Wehmuth über einen solchen Argwohn. „Umarmen Sie Ihren Sohn! er ist dieses schönen Titels nicht unwürdig. Sie haben Ihre Freyheit nicht mir, nicht uns zu danken. Ich kenne unsern Wohlthäter. Jenen Unbekannte, Mutter! der mir seinen Beutel gab, that sehr viele Fragen an mich. Zeitlebens werde ich ihn aufsuchen; ich werde ihn antreffen; er wird mit mir kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, Theil daran nehmen, und Thränen der Wollust mit uns weinen." Hier erzählt der Sohn dem Vater die Anekdote vom Unbekannten, und benimmt ihm seine Furcht. — — Robert fand in der Ruhe, die er jetzt wieder genoß, Freude und Beystand. Ein weit glücklicherer Erfolg, als er erwartet hatte, übertrifft seine Hoffnung, krönt seine neuen Unternehmungen. Nach zwey Jahren ist er reich; seine Kinder, die versorgt und glücklich sind, genießen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, die nichts würde gestört haben, wenn es dem Sohne

mit stiller ununterbrochenen Nachforschungen geglückt hätte, den verborgenen Wohlthäter, den Gegenstand ihrer Dankbarkeit und Sehnsucht, ausfindig zu machen. — Endlich traf er ihn an einem Sonntags-Morgen am Hafen an, wo er spazieren ging. „Ach mein Schutzgott!“ ist alles, was er sagen kann; wirft sich zu seinen Füßen, und sinkt ohne Sinne dahin. Der Unbekannte gibt sich alle Mühe, ihm beyzuspringen; mit etwas gebrauchtem Wasser gelingts ihm, ihn zu sich zu bringen; er ist eben so begierig, ihn nach der Ursache, die ihn in diesen Zustand versetzt hat, zu fragen. — — „Ach, mein Herr! kann sie Ihnen unbekannt seyn? Haben Sie Roberten und seine unglückliche Familie, die Sie durch Befreyung des Vaters auf den Gipfel des Glücks setzten, vergessen?“ — Er irrt sich, mein Freund! Ich kenn' Ihn nicht, und auch Er kann mich nicht kennen; ich bin fremd zu Marseille, und erst seit wenigen Tagen hier. — „Das ist alles möglich, aber erinnern Sie sich, daß Sie vor zwey Jahren auch hier waren; denken Sie nicht mehr an jene Spazierfahrt im Hafen, an den Antheil, den Sie an meinem Unglücke nahmen, an die Fragen, die Sie an mich thaten, und die alle nur solche Umstände betrafen, die Ihnen die nöthigen Erläuterungen geben konnten, um mein Wohlthäter werden zu können? Befreyer meines Vaters! können Sie vergessen, daß Sie der Retter unserer ganzen Familie sind, die nichts anders mehr wünscht, als Ihre Gegenwart? versagen Sie uns die Erfüllung unserer Wünsche nicht! kommen Sie! theilen Sie unsere Freude! vermischen Sie Ihre Thränen der Rührung mit unsern Zähren der Dankbarkeit! — —! Kommen Sie!“ — — Genug, mein Freund! Ich hab's Ihm schon ein-

mit gesagt. Er irrt sich. — „Nein, mein Herr! ich irre mich nicht. Ihre Züge sind zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich Sie mißkennen könnte; kommen Sie! ich bitte Sie.“ Hier nahm ihn der junge Robert beym Arm, suchte ihn fast mit Gewalt fortzuziehen, und um beyde fing nun das Volk an, sich zu sammeln. — Da sprach der Unbekannte mit einem ernsthaftern und festern Tone: Mein Herr! diese Scene ermüdet mich, ohne Sie zu erleichtern; eine auffallende Aehnlichkeit verursachte Ihnen Irrthum; rufen Sie Ihre Vernunft zurück, und suchen Sie im Schooße Ihrer Familie die Ruhe wieder, die Sie nöthig zu haben scheinen. — „Welche Beharrlichkeit! Warum wollen Sie, der Wohlthäter unserer Familie, durch Ihren Widerstand, durch Ihre Abneigung, mich zu begleiten, die Glückseligkeit verbittern, die Sie nur Ihnen zu danken hat? Soll ich vergebens zu Ihren Füßen liegen? und sollten Sie grausam genug seyn, den rührenden Tribut von sich abzulehnen, den wir schon so lange Ihrem fühlbaren Herzen vorbehalten haben? Und ihr, meine Mitbürger! ihr alle, die ihr von der Verwirrung und Unruhe, in der ich bin, gerühret seyn müsset, vereinigt euch mit mir, den Urheber meiner Wohlfahrt zu vermögen, daß er mit mir gehe.“ Hier schwieg der Unbekannte; auf einmal übernahm er alle seine Kräfte zusammen, um die Versuchung zu bestegen, in die ihn ein so köstlicher Genuß, den man ihm anbot, hätte führen können, und verlor sich im Getümmel, zum größten Schmerz des jungen Robert, der mit erloschnen und wild umherirrenden Blicken ihm nachsah.

Der Unbekannte, von dem die Rede ist, würde es noch seyn, wenn nicht seine Verwalter, die nach

dem Tode ihres Herrn unter seinen Papieren eine Note von siebentausend fünfhundert Livres fanden, den Herrn Robert Mayn von Cadix, an den sie geschickt waren, aus bloßer Neugierde (denn die Note war durchgestrichen, und das Papier zerdrückt, als zum Feuer bestimmt,) darüber befragt hätten. Dieser berühmte Englische Banquier antwortete, er habe die Summe angewandt, einen Sklaven zu Tetuan, Namens Robert aus Marseille, loszukaufen, auf Befehl des Herrn Carl von Sekondat, Baron von Montesquieu, Oberpräsidenten des Parlaments zu Bordeaux. Bey seiner thätigen, arbeitsamen und forschenden Lebensart reisete der Herr von Montesquieu sehr gerne, und besuchte oft seine Schwester, Madame d'Hericourt, die zu Marseille vermählt war.

Der brave Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann:
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht,
Er fegte die Felder; zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge ſchmolz der Schnee;
Der Sturz von tauſend Wellen ſcholl;
Das Wieſenthal begrub ein See;
Des Landes Heerſtrom wuchs und ſchwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felſen Eis.
Auf Pfeilern und auf Bogen ſchwer,
Aus Quaderſtein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten ſtand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner, mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfliech geſchwind!
Es dröhne' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus,
Der Zöllner ſprang zum Dach hinan. —
Und blickt in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?" —
Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beyden Ufern, hier und dort
Von beyden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler ſammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Sturm und Wind.
Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beyden Enden, hier und dort,
Zerborſten und zertrümmert, ſchoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umſturz ſich. —
„Barmherziger Himmel erbarme dich!" —
Hoch auf dem fernen Ufer ſtand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder ſchrie und rang die Hand,

Doch mochte Niemand Retter seyn.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, o braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann zeige dich!

Rasch gallopirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafens Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweyhundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ists der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beym höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann, —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bey Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hörts, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Der Zöllner vergebens mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann,
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen; vernahm sein Wort;
Und schaute das nahe Verderben dort.
Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm, und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von allen zugleich zu seyn.
Und dreymal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreymal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port;
So rollte das letzte Getrümmer fort. —
Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut;
So wagte der Bauer vielleicht sein Blut. —
„Hier! rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bey Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.
„Mein Leben ist für Gold nicht feil:
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner ward' eu'r Gold zu Theil,

Der Haab' und Gut verloren hat!
So rief er, mit adlichem Biederton,
Und wandte den Rücken, und ging davon.
Hoch klingst du, Lied, vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Bürger.

Hannchen

oder

die verkannte Unschuld.

In B.. lebte vor geraumer Zeit ein reicher Mann, Namens Bienau. Die ganze Stadt ehrte ihn als einen ihrer rechtschaffensten Bürger, gleiche Achtung und Liebe genoß seine Frau, Emilie, die reich an weiblichen Tugenden war. Sie hatten nur einen einzigen Sohn, der in die Fußstapfen seiner Eltern trat, und bereits in einer glücklichen Ehe lebte. Es war Bedürfniß für das Herz des alten Bienau und seiner Gattin, wohlzuthun, und Freude um sich zu verbreiten. Aus diesem Grunde unterstützten sie die Armuth, und nahmen mehrere Kinder, die entweder verwaist oder sehr dürftig waren, in ihr Haus, ließen sie

unterrichten und stärkten sie, wenn sie das Haus verließen, reichlich aus.

Ein ehrlicher, aber armer Mann, der in der Vorstadt von B. . lebte, hatte eine Tochter, die ihres Vaters würdig war, ein harmloses, arbeitsames und rechtschaffenes Mädchen. Sie hieß Hannchen. Emilie Bienau lernte sie kennen, gewann sie lieb und nahm sie in ihr Haus. Hier wurde Hannchen gut erzogen, befand sich sehr wohl, und entsprach völlig den Erwartungen ihrer Wohlthäter. Auf ihre Redlichkeit und Treue konnte man sich ganz verlassen. Mehrmals hatte man sie auf die Probe gestellt; sie hatte sie jedesmal bestanden. An nützlicher Geschäftigkeit und Ordnungsliebe kam ihr nicht leicht ein anderes Mädchen gleich. Ihren Versorgern entgingen diese Tugenden nicht, und Hannchen erhielt von ihnen immer mehr Beweise von Liebe und Zutrauen.

So waren mehrere Jahre verflossen; Hannchen wurde am Ende fast wie eine Tochter des Hauses behandelt, und mit Wohlthaten überhäuft, welche sie mit frommer Dankbarkeit erkannte, und durch musterhafte Geschäftsamkeit einigermaßen zu erwiedern suchte. Sie stand in der schönsten Zeit ihres Lebens, im achtzehnten Jahre, als ihre Wohlthäter eine Reise nach Dresden unternahmen. Hannchen blieb allein zu Hause; man vertraute ihr die Aufsicht über dasselbe, und sogar mehrere Schlüssel zu Gemächern und Schränken an, in denen eine Menge Sachen von Werth lagen.

Dies unbegränzte Vertrauen, das ihre Wohlthäter in ihre Redlichkeit setzten, rührte Hannchens Herz nicht wenig, und war für sie eine starke Aufmunterung, die Geschäfte, die man ihr aufgetragen hatte, mit der gewissenhaftesten, ängstlichsten Pünktlichkeit zu verrich-

ten, und noch mehr zu thun, als ihre Verfolger von ihr verlangten. Da blieb kein Winkel des Hauses, den sie nicht untersucht und gänzlich darin in die schönste Ordnung gebracht hätte. Alle Möbeln reinigte sie sorgfältig, und gab ihnen dadurch einen Anstrich von Neuheit; besonders verwendete sie viel Zeit und Mühe auf das Putzen des Silbers, womit einer der Schränke angefüllt war. Als sie damit fertig war, freute sie sich über ihre vollendete und wohlgelungene Arbeit und auf die Rückkunft ihrer Wohlthäter, die, wie sie hoffte, mit ihr vollkommen zufrieden seyn, und sich über die gute Verwaltung des Hauses, während ihrer Abwesenheit, freuen würden. Mit diesem süßen Vorgefühl setzte sich Hannchen, nach einem beendigten schweren Geschäfte, auf das Sopha, und versank bald in einen festen Schlaf.

Während das gute, redliche Mädchen schläft, fällt es einer Gärtnerinn, die dieses Haus oft zu besuchen pflegte, ein, Hannchen einen Besuch zu machen, und zuzusehn, wie sie sich in ihrer Einsamkeit gefalle. Sie tritt ins Zimmer und findet sie schlafend. Sie bietet ihr einen guten Tag; Hannchen erwacht nicht; sie setzt sich zu ihr, sie streichelt sie; alles vergebens, die Schlafende erwacht nicht. Die Gärtnerinn gehe noch weiter, sie versucht, ihr das Band Schlüssel, das an dem Arm derselben hing, abzunehmen; auch dieß gelingt, ohne daß Hannchen aufwacht. Bis jetzt war bey der Gärtnerinn noch kein böser Gedanke aufgestiegen; aber in diesem Augenblick regte sich eine lasterhafte Neigung in ihrem Herzen. Vor ihr stand der Silberschrank, die Schlüssel hatte sie in Händen, Hannchen schlief fest, die Versuchung war reizend, war stark; sie unterlag ihr.

Leise öffnete die Gärtnerinn den obern Theil des Schrankes und packte alles, was sie an Silber vorfand, in ihren Korb; schloß behutsam wieder zu; hängte das Bund Schlüssel an Hannchens Arm, und entfernte sich unbemerkt mit dem gestohlenen Gute.

Nach einer halben Stunde erwachte Hannchen aus ihrem süßen Schlummer, und ahndete nicht, was während desselben vorgefallen sey. Sie nahm mancherley Geschäfte vor, und da sie den Tag darauf Herrn Bienau mit seiner Gattinn erwartete, beschloß sie, noch Ein Mal alles im Hause zu untersuchen, ob vielleicht noch hie und da etwas besser geordnet werden könnte. Sie kommt auch an den Silberschrank; sie öffnet ihn; welch ein Schrecken! sie findet den Obertheil geleert. Starr und halb ohnmächtig steht sie da; sie durchsucht alles; das Silberzeug ist nirgends zu finden. Es ist ihr unerklärbar, wohin es gekommen sey; noch vor zwey Stunden hatte sie es betrachtet, und sich über den Glanz und die Nettigkeit desselben gefreut; ängstlich ringt sie die Hände gen Himmel, und weiß nicht, was sie anfangen soll.

In dieser angstvollen Lage erinnert sich Hannchen an ihren Vater; zu ihm will sie eilen, ihm ihr Unglück klagen, seinen Rath einhohlen, und an dem väterlichen Herzen Trost und Beruhigung suchen. Der Gedanke, daß der Verdacht des Diebstahls auf sie fallen möchte, war dem ehrliebenden Mädchen schrecklich, war ihr unerträglich.

Zerrissen im Innersten von den schrecklichsten Gefühlen, schloß sie das Haus zu, und eilte nach der niedern Hütte ihres Vaters. Dieser, ein streng ehrlicher, dabey hitziger Mann, empfängt sie mit Verwunderung, da er ihren Gemüthszustand bemerkt.

Die unschuldige, rechtschaffene Tochter erzählt ihm umständlich ihr Unglück; aber anstatt sie zu trösten, und mit väterlichem Rath zu erfreuen, blickt er sie mit einer kalten, vielsagenden Miene an. Hannchen erräth die Bedeutung derselben, und eine starke Schamröthe überzieht ihr vor Schrecken blasses Gesicht. Der Vater bemerkt es, und hält es für ein Zeichen ihrer Schuld.

„Hannchen!“ ruft er in durchdringendem Tone, und bräut ihr mit dem Finger. Schrecklich durchdringt das einzige Wort ihr gefaltertes Herz. Gott! ruft sie, auch mein Vater glaubt mir nicht, auch mein Vater hat mich in Verdacht!

„Hannchen!“ versetzte jetzt mit vieler Strenge der Vater, „Hannchen! schände dich, schände deinen Vater, schände deine Familie nicht! Große Wohlthaten hast du im Bienauschen Hause genossen, man hat dich als Kind behandelt, o sey nicht undankbar, lohne nicht die Liebe und das Zutrauen deiner Wohlthäter mit Untreue. Hannchen, ich beschwöre dich! bleibe meine Tochter, bleibe ehrlich und treu! Wer sollte, wer könnte das Silber entwendet haben! — Bekenne deinen Fehltritt, meine Tochter, noch ist es Zeit! noch weiß ihn niemand; er soll verschwiegen bleiben, und dir verziehen werden!“

Hannchen zitterte bey dieser Rede am ganzen Leibe; jedes Wort durchschnitt ihr Herz; sie sank betäubt dem Vater an die Brust, und rief, von Thränen unterbrochen: Vater, so wahr Gott lebt, ich bin unschuldig, ich habe das Silber nicht entwendet!

Aber der Vater maß ihrer Betheurung keinen Glauben bey, stieß sie von seinem Herzen, und rief: „Fort, aus meinem Angesichte! Du bist eine undank-

bare, schändliche Diebinn geworden, und willst dieß deinem Vater verhehlen! fort, und komme mir nie wieder unter die Augen! Sein Unwille stieg so sehr, daß er ihr mit einem Riemen einige Hiebe versetzte, und sie aus seinem Hause stieß.

Schrecklich durchtobten die schauderhaftesten Gefühle das Herz des unglücklichen Mädchens. Ach, lindernden Trost hatte sie bey dem strengen Vater gesucht, und dafür die empfindlichste, härteste Behandlung gefunden; verstoßen von dem Vater, wo konnte sie Ruhe finden, wo die Anerkennung ihrer Unschuld erwarten! Ehrliebe war schon in dem zarten Alter das Eigenthum ihrer Seele; ein guter Nahme ging ihr über alles. Diesen sollte sie jetzt verlieren, sie sollte als eine Treulose der Gegenstand übler Nachrede, des Spottes und der Schande werden; welch' ein erschütternder Gedanke, welch' eine schreckliche Aussicht für sie!

Der Verzweiflung nahe, kam Hannchen im Bienauschen Hause an. Wohin sie immer blicken mochte, überall schwebte ihr der geleerte Silberschrank vor, überall gaukelten grause Bilder vor ihrer Seele, und sie sah schon im Geiste eine Menge schadenfroher Menschen, wie sie auf öffentlicher Straße auf sie mit Fingern zeigten, und sich einander laut zuriefen: Seht, dort geht die Undankbare, die Treulose.

Ein Strom der bittersten Thränen stürzte aus ihrem Auge, und erleichterte etwas die beklommene Brust; denn Thränen gab der Himmel den Sterblichen, damit sie in den Stunden der verkannten Unschuld einen Theil der auf dem Herzen liegenden Last wegschwemmten, und es erleichterten! Dem Frommen sind sie ein Labsal in den Tagen der Trübsale!

Gleich einem sanften Engel, trat das Bewußtseyn der Unschuld vor Hannchens niedergeschlagene Seele, und winkte ihr Trost zu, aber bald verschwand dieser tröstende Geist wieder, und peinigende Bilder traten an seine Stelle.

Der folgende Tag erschien. Bienau sollte an demselben mit seiner Frau zurückkehren. Hannchen erbebte bey diesem Gedanken. Der Nachmittag war da. Sie hörte das Geräusch einer Kutsche und zitterte am ganzen Körper. Die Kutsche hielt still; es stieg Bienau und Emilie heraus. Beyde hatten erwartet, daß Hannchen, von der sie auf dem Wege oft und lauter Liebes und Gutes gesprochen hatten, ihnen, wie sonst, freudig entgegen eilen und sie mit Herzlichkeit bewillkommen werde. Dießmal wollte sie sich nicht sehen lassen, was ihren Wohlthätern sehr auffiel.

Mit pochendem Herzen empfing Hannchen, Angst in der Seele und Thränen im Auge, die Angekommenen im Vorhause.

Was fehlt dir, Hannchen? fragte sie Bienau, etwas betroffen. — Ist dir nicht wohl, meine Tochter? seine theilnehmende Gattinn.

Schluchzend, und mit verhülltem Angesicht, erzählte nun Hannchen das vorgefallene Unglück. Bienau erstaunte, seine Frau erschrak. Sie sagten kein Wort, sondern eilten mit dem niedergeschlagenen Mädchen an den Schrank. Sie fanden den Obertheil leer. Der Schade war ansehnlich; unbegreiflich beyden die Möglichkeit, ihn zu leeren.

Bienau, der, als ein edler Mann, in seinem Ursthelle behutsam war, besonders wenn es für andere kränkend seyn konnte, wollte die Sache sorgfältig untersuchen. Er besah genau das Schloß des Schran-

kes,

lös, konnte aber durchaus keine Spur von einer gewaltsamen Erbrechung entdecken. Um ganz sicher in der Sache zu gehen, ließ er einen geschickten Schlosser kommen, der den Schrank besichtigen mußte. Auch er fand nicht das mindeste Merkmal einer geschehenen Erbrechung. Jetzt erst stieg bey Bienau ein Verdacht gegen Hannchen auf. Er theilte seine Vermuthung seiner Gattinn mit, und diese stimmte ihm bey. Je mehr man alle Umstände erwog, unter welchen der Diebstahl geschehen war, desto mehr stieg dieser Verdacht; und das Benehmen Hannchens, die innerlich ganz verwirrt war, trug vieles bey, denselben zu verstärken. Bienau ermahnte sie, alles offen zu gestehen und auf Wiedergebung zu rechnen; allein Hannchen wies verhoßte die Versicherung ihrer Unschuld.

Dieses standhafte Läugnen der That bewog den sonst so milden, menschenfreundlichen Mann, die Sache gerichtlich untersuchen zu lassen. Hannchen erblaßte, als sie durch einen Polizeydiener vor Gericht gefordert wurde. Ihre Ehre schien auf immer verlohren; fast außer sich vor Schaam, folgte sie dem Gerichtsdiener.

Sie wurde gleich in ihrem ersten Verhöre hart angelassen. Der Schein zeugte gegen sie; fast keiner der Richter zweifelte an ihrer Schuld, und sie ward daher eingekerkert. Sie litt unbeschreiblich, und befand sich lange in dem Zustande vorübergehender Geistesverwirrung. Schon mehrmals war sie verhört worden, aber immer betheuerte sie, daß sie an der Entwendung des Silbers ganz unschuldig sey. Da in dieser Zeit noch die Tortur gebräuchlich war, so drohte man ihr damit, wenn sie nicht gestände. Wie konnte die Unglückliche ein Verbrechen bekennen, das

sie nicht begangen hatte, und bey ihrer Redlichkeit nicht begehen konnte!

Die Richter schritten zur Vollziehung ihres Urtheils. Hannchen stand in die Folterkammer geführt, und es wurden ihr einige Schrauben angelegt. Groß war der Schmerz, den die Unschuldige litt; standhaft betheuerte sie ihre Unschuld. Die Richter befahlen, einen höhern Grad der Tortur zu versuchen, und die Unglückliche wurde nach stärken gemartert. Sie bekannte nicht. Man führte sie ins Gefängniß zurück. Nach einigen Tagen schleppte man sie von Neuem in die Torturkammer, und folterte sie noch strenger als das erste Mal. Fürchterlich war die Pein, welche sie litt. Hannchens Klagen erfüllten das schauderhafte Gemach. Lieber wollte sie sterben, als sich noch länger so unmenschlich martern lassen. „Ich will bekennen!" rief sie im Gefühl des schrecklichen Schmerzes. Man nahm ihr die Schrauben ab, und die Unglückliche sagte nun aus, daß sie das Silber entwendet habe.

Ihr Bekenntniß, das sie im Gerichtssaale wiederhohlen mußte, wurde in das Protokoll eingetragen. Man frägte sie, wohin sie das gestohlne Gut gethan habe. Ohne sich lange zu bedenken, nannte sie einen Garten, in welchem sie es unter einem Baum vergraben hätte. Es wurde an diesem Platze sogleich eine Untersuchung angestellt, und das entwendete Silber — wirklich gefunden; nur etwas weniges fehlte davon. Durch ein Spiel des Zufalls mußte die scheinbare Wahrheit einer erdichteten Aussage bestätigt werden. Angst vor Entdeckung hatte die Gärtnerinn bewogen, das Gestohlene in jenem Garten zu verschar-

ren. Der Ungefähr wollte es, daß Hannchen gerade diesen Garten nahm.

An Hannchens Vergehen war nun nicht länger zu zweifeln. Siemon mit seiner Frau entsetzten sich über die Undankbarkeit und schändliche Gesinnungsart des unglücklichen Mädchens, von dessen Treue und Ehrlichkeit sie so fest überzeugt gewesen waren, und die ganze Stadt sprach mit Abscheu von ihr.

Kränkenderes konnte Hannchen nichts wiederfahren, als der Verlust ihres ehrlichen Namens. Sie wünschte nicht länger zu leben, und hoffte, daß man das Todesurtheil über sie fällen würde. Alles, was ihr das Leben lieb und werth gemacht hatte, war für sie, wie es schien, unwiederbringlich dahin; ewige Schande sollte auf ihr haften; dieser Gedanke entsetzte sie. Sie wünschte sich den Tod als die größte Wohlthat, die ihr unter diesen traurigen Umständen wiederfahren könne. Aber die Richter sprachen ein milderes Urtheil aus. Hannchen sollte nach demselben den Staupbesen bekommen, und über die Grenze der Stadt gejagt werden. Mit Schauder vernahm sie es, mit peinlicher Schaam über ihre höchst kränkende Demüthigung erlitt sie die entehrende Strafe. Ein Haufen höhern und niedern Pöbels folgte der Unglücklichen, als sie von einem Züchtiger mit Ruthenhieben bis an das Ende der Stadt gebracht wurde.

Hier fiel sie auf ihre Knie, blickte gen Himmel, und stammelte tief aus ihrem Herzen die Worte: „Gott! du kennst meine Unschuld!“ Ihre Thränen flossen, und der Gedanke an Gott, dieser für jedes unschuldig Leidenden so tröstliche Gedanke, goß lindernden Balsam in die verwundete Seele. Hannchen stand auf und ging weiter.

Nach einigen Stunden erreichte sie die Gränze dieses Landes, in welchem sie, ausser einem unschuldigen redlichen Herzen, alles verloren hatte, was ihr theuer gewesen war. Sie beschloß, in das Land eines benachbarten Fürsten zu gehen, und in der ersten Stadt R. . einen Dienst zu suchen. Der Abend, die Nacht brach ein. Die Luft war rauh, die Reise hatte Hannchen ermüdet, und sie fühlte sich unvermögend, weiter zu gehen. Nicht weit von der Landstraße erblickte sie einen Stein; sie wankte hin, und fiel hier nieder; ihr kleines Bündel, welches einige Wäsche enthielt, diente ihr zum Kopfkissen; sie versank in einen festen Schlaf.

Eine Stunde mochte sie geschlummert haben, als ein Wagen vorbey fuhr. Der Mond war aufgegangen, und der Fuhrmann erblickte auf dem Stein etwas Weißes. Er eilte hinzu und fand Hannchen. Sanft weckte er sie auf. Woher ist sie? wohin geht sie? waren die ersten Fragen, die er an sie that. Als er hörte, sie wollte nach R., bot er ihr einen Platz auf seinem Wagen an, und sagte ihr, daß er auch nach dieser Stadt fahre. Nach einem kurzen Gespräche vernahm der Fuhrmann, daß seine Reisegefährtinn in R. einen Dienst zu erhalten wünsche. Das kommt mir ja wie gerufen! sprach er, die Wirthinn, bey der ich in R. einzukehren pflege, hat mich schon lange gebethen, ihr aus B. eine Köchinn mitzubringen; da hätte sie nun gleich einen Dienst!

Man kam in N. an, und der Fuhrmann kündigte seiner Wirthinn mit vieler Freude an, daß er ihr eine Köchinn mitbringe. „Wenn sie nur arbeitsam ist!“ versetzte sie. Hannchen kam in das Zimmer, und wurde von der Wirthinn vom Kopf bis zu den Füßen gemessen. „Nein, rief sie, die taugt nicht für mich, die

scheint mir zu fein, zu vornehm! mit einer Mamsell ist nicht viel anzufangen!" Hannchen, der jetzt nichts so sehr am wunden Herzen lag, als bald in Dienst und in Thätigkeit zu kommen, versprach alles Mögliche, und brachte die Wirthinn endlich dahin, daß sie sie auf vier Wochen auf die Probe nehmen wollte.

Hannchen war voll Dank gegen den Himmel über ihr Glück, und strengte alle ihre Kräfte an, die Zufriedenheit ihrer neuen Herrschaft zu erwerben. Bey der Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Geschäftstreue und Geschicklichkeit gelang ihr dieses nach Wunsch. Ihre Frau bemerkte bald ihre Tugenden, und gestand, daß sie sich noch in keinem Mädchen so sehr geirrt hätte, als in diesem. Hannchen wurde ihr mit jedem Tage lieber, und als die vier Probewochen verflossen waren, nahm sie sie ganz in ihren Dienst.

Wer war froher als Hannchen! Sie hatte nun wieder einen Wirkungskreis, und sah sich von mehrern Menschen mit vielem Wohlwollen und Zutrauen beglückt. Es begann ein neues Leben für sie, und sie wäre mit ihrer jetzigen Lage vollkommen zufrieden gewesen, wenn nicht die Erinnerung an die erlittene Schmach in B. sie zuweilen in die traurigste Gemüthsstimmung versetzt, und ihr die bittersten Thränen ausgepreßt hätte.

Fromm, bescheiden, still und thätig lebte Hannchen mehrere Jahre in diesem Hause. Ihre Frau hatte einen einzigen, erwachsenen Sohn, den sie gern bald verheyrathet gesehen hätte. Sie eröffnete ihm eines Tages ihren mütterlichen Wunsch, rühmte ihm Hannchen als ein geschicktes und tugendhaftes Mädchen, und schlug sie ihm zur Frau vor. Mit Vergnügen vernahm sie von ihrem Sohne, daß seine Wahl schon

längst auf Hannchen gefallen wäre, und es wurde ihr nun bey einem Gastmahle seine Hand angetragen. Mit vieler Befremdung vernahmen Mutter und Sohn, daß Hannchen, die dem letztern ihre Hochachtung versicherte, entschlossen sey, nie zu heyrathen. Die Mutter hielt es für jungfräuliche Verschämtheit und Ziererey, und gab ihr einige Tage Bedenkzeit. Aber auch nachdem diese verflossen war, blieb Hannchen bey ihrer ersten Erklärung, und hielt sich auch ferner, wie bisher, in einer bescheidenen Entfernung von dem Sohne des Hauses. Mehrmals wiederhohlte dieser seine Anträge; allein sie wurden von Hannchen nicht angenommen, und der abgewiesene Liebhaber betrübte sich darüber nicht wenig; denn er liebte das gute Mädchen mit Innigkeit.

Einige Zeit darauf war das Haus voll Gäste. Hannchen bewirthete sie. Man verlangte Kaffee, und Hannchen brachte einige Tassen in die Gaststube. Im Hereintreten zog einer von den Anwesenden ein Zeitungsblatt hervor, und fing an, einen darin befindlichen Aufsatz laut vorzulesen. Wie erschrak Hannchen, als sie ihren Namen und dabey die Aufforderung vernahm, sich in B. zu stellen. Entsetzen durchlief alle ihre Glieder; sie ließ die Tassen auf die Erde fallen, lief mit einem ängstlichen Schrey aus dem Zimmer, stürzte in ihre Stube, verschloß sie, und weinte bitterlich. Die Hausfrau, benachrichtigt von diesem Vorfall, eilte mit ihrem Sohne herbey; sie erbrachen die Thüre, und drangen in Hannchen, ihnen die Ursache ihres Schreckens und ihrer Angst zu entdecken.

„O Gott!“ rief sie schluchzend, und rang ihre Hände, o man hat mir ja in B. alles, alles genommen, man hat mich unschuldig gemartert, mich entehrt

[illegible] Staubbesen verdieben! [illegible] noch nicht zufrieden! soll ich noch ein Mal hin, um noch mehr gemuttert zu werden?

In diesem Tone fuhr sie fort; ihre Klagen rührten das Herz der Wirthinn und ihres Sohnes, die jetzt in das Gastzimmer eilten, um hier Aufklärung über diesen räthselhaften Auftritt zu erhalten. Sie ließen sich den Aufsatz vorlesen. — Er enthielt das nicht, was Hannchen vermuthete, sondern die Nachricht, daß sie vor einigen Jahren unschuldig wegen eines vermeinten Diebstahls bestraft, daß der wahre Thäter entdeckt worden, und Hannchens Unschuld ans Tageslicht gekommen sey. Sie werde deßhalb von Obrigkeits wegen aufgefordert, nach B. zu kommen, wo man ihr eine Ehrenerklärung thun, und sie für das erlittene Unrecht mit einer Summe von zehntausend Thalern entschädigen wolle."

Mit dem Zeitungsblatte in der Hand, eilten Mutter und Sohn zu Hannchen, und letzterer las ihr die frohe Nachricht vor. „Gott!" rief sie, und sank auf ihre Kniee, „so ist denn meine Unschuld an den Tag gekommen! — das ist die schönste, seligste Stunde meines Lebens!"

Man hob sie auf, man nahm herzlichen Antheil an ihrem Glücke, und ermunterte sie, sich bey der Obrigkeit in B. zu melden, und sich die Entschädigungssumme auszahlen zu lassen. Aber Hannchen erklärte feyerlich, daß alle Schätze der Welt nicht vermögend wären, sie für die erlittene Schmach zu entschädigen, und daß sie nie, nie die zehntausend Thaler annehmen werde.

Nach wenigen Tagen erfuhr man von B. aus die Entwickelung der Geschichte. Unentdeckt vor dem An-

ge der Gerechtigkeit, lebte die Gärtnerinn, von welcher der Diebstahl begangen worden war, in B. ruhig fort, nur bisweilen von den Vorwürfen des Gewissens im Genusse der irdischen Freuden des Lebens gestört. Eines Tages überfällt sie plötzlich ein heftiger Blutsturz. Sie läßt den Arzt holen, und dieser erklärt ihr, daß der Zustand, in welchem sie sich befinde, gefährlich sey. Er verschlimmerte sich mit jeder Stunde, und der Arzt fand es endlich für nöthig, sie auf ihren Tod aufmerksam zu machen, damit sie sich darauf gehörig vorbereite.

Jetzt erwachte ihr Gewissen mit Macht, und das Bild von Hannchen, die durch ihre Schuld so gemißhandelt worden war, trat in schrecklicher Gestalt vor ihre Seele. Sie ließ ihren Beichtvater kommen, und gestand ihm, unter reuevollen Thränen, den von ihr ausgeübten Diebstahl. Dieser forderte sie auf, ihr Verbrechen auch der Obrigkeit zu bekennen, und dadurch die Unschuld Hannchens ans Tageslicht zu bringen; dieß wäre ihre heiligste Pflicht, und das Beste, was sie in ihrem Leben noch thun könne. Sie versprach es. Es erschienen mehrere gerichtliche Personen bey ihr, nebst dem Arzte, der ihren Zustand untersuchte und erklärte, daß sie noch bey gesunder Vernunft sey. Die Kranke gestand ihr Verbrechen, und man fand noch einiges Silberzeug, das man bey dem wiedergefundenen vermißt hatte, in ihrem Schranke. Die Biennasche Familie, der dieses sogleich berichtet ward, empfand den größten Schmerz wegen Hannchen, die schuldlos so vieles gelitten hatte, und Bienna erklärte sogleich, daß er ihr zehntausend Thaler als Entschädigung für ihre Kränkung auszahlen wolle, worauf denn jene Aufforderung in dem Zeitungsblatte erschien.

So groß Hannchens Freude darüber war, daß nun ihre Unschuld an den Tag gekommen sey, so unangenehm mußte es ihr doch seyn, daß man im Hause die Geschichte ihrer erlittenen Demüthigung erfahren hatte. Aber wie gerührt wurde sie, als nach einigen Tagen der Sohn des Hauses ihr von Neuem Herz und Hand anboth, und die Mutter mit Bitten in sie drang, ihre Tochter zu werden. Wie, rief sie aus, indem sie verschämt den Sohn anblickte, Sie wollen ein Mädchen zu Ihrer Gattinn, daß man tief erniedrigt, dem man öffentlich seine Ehre geraubt hat?

Der Sohn faßte mit Liebe ihre Hand, drückte sie an sein Herz und sagte: Hannchen, dieses Herz schlägt nur für Sie! verschmähen Sie es nicht?

Gerührt durch diesen Edelmuth, versetzte Hannchen: Nun dann, Sie wollen es, und mein Herz spricht Ja dazu. Lange schon liebte ich Sie, aber ich versagte Ihnen meine Hand, weil ich, so lange meine Unschuld nicht anerkannt war, nie heirathen wollte.

Der junge rechtschaffene Mann umarmte sie, die Mutter bezeigte ihre Freude über den Bund, und nach wenigen Wochen war die Ehe durch Priesters Hand geschlossen. Sie war glücklich.

Verurtheilet, o Menschen, niemanden nach dem Scheine, und ihr besonders, meine jungen Freunde, die ihr einst den Beruf habt, als Richter für das Beste eurer Brüder zu wirken, gehet gewissenhaft und behutsam bey Fällung eures Urtheils zu Werke, damit nicht die Unschuld gekränkt und genöthigt werde, über eure Voreiligkeit zu weinen!

Glatz.

Der unvorsichtige Knabe.

Der kleine Wilhelm Spring war munter, artig und fleißig, aber er hatte den Fehler an sich, daß er bey seinen Reden und andern Handlungen nicht vorsichtig genug war. Oft ermahnte ihn zwar der Vater, auf das, was er spräche und thäte, mehr Acht zu geben, aber der gute Vater erreichte nicht seine Absicht; Wilhelm blieb unvorsichtig wie zuvor. Dadurch schadete er nicht nur sich, sondern auch Andern; Niemand konnte viel Zutrauen zu ihm fassen, und war er in Gesellschaft, so nahm man sich vor ihm in Acht, wie die Indianer vor der Klapperschlange, die in Amerikanischen Wäldern zwischen Gebüschen still liegt, und die Vorübergehenden oft anfällt, beißt und durch ihr Gift tödtet.

Von Wilhelm Springs Unvorsichtigkeit im Reden und Thun nur einige Beyspiele:

Eines Tages besuchte seinen Vater Herr Cling und klagte ihm, daß ihm vor zwey Tagen ein goldner Ring, den er von seinem Vater geerbt und der ihm daher überaus lieb gewesen wäre, entwendet worden sey. Ich kam von einem Leichenbegängniß, sagte er, zog meine Sonntagskleider aus und nahm den Ring von dem Finger. Ich legte ihn auf den Tisch hin. Niemand war in der Stube als meines Nachbars kleiner Sohn, Stephan, der wollte etwas geborgt haben; ich holte die Sache, die er verlangte, aus der Kammer herbey und gab sie ihm. Darüber vergaß ich den Ring. In einer Stunde, da ich längst alle meine Kleider an Ort und Stelle hingelegt hatte, kam mir der goldene Ring in den Sinn. Ich suche

ihn auf dem Tische, aber weg war er; ich hab' ihn auch bis diese Stunde noch nicht wieder.

Wilhelm Spring, der mit Aufmerksamkeit dieser Erzählung zugehört hatte, schüttelte sein Köpfchen, und sprach: Herr König, der Ring muß sich finden.

Weißt du, wer ihn hat? das wäre ja erwünschte! sagte Herr König höflich.

Gewiß weiß ichs nicht, versetzte Wilhelm, aber ich glaube, Jörgs Nachbars Sohn hat ihn genommen.

Wilhelm! Wilhelm! bedenke was du sprichst, sagte sein Vater; hast du wohl hinlängliche Ursachen, Stephan des Diebstahls zu beschuldigen? Sey vorsichtig in deinen Reden.

Ja wohl habe ich Ursache, so zu sprechen, antwortete Wilhelm. Denn hören Sie mich nur an. Gestern kam Stephan in die Schule und zieht seinen besten Kameraden, den kleinen Thomas Quixl bey Seite und zischelt ihm was heimlich ins Ohr, gewiß hat er ihm was vom Ringe gesagt.

Oho! wo denkst du hin, mein Sohn! rief Wilhelms Vater. Daraus läßt sich noch nichts schließen. Wer weiß, was Stephan seinem Kameraden ins Ohr geflüstert hat? Er ist als ein gesitteter, wackrer Knabe allgemein bekannt und beliebt; du bist in deinen Urtheilen sehr unvorsichtig und voreilig, das gefällt mir nicht.

Obgleich Wilhelms Vater den kleinen Stephan entschuldigte, so machte doch Wilhelms unvorsichtige Rede den Herrn König mißtrauisch gegen Stephan. Wer anders als er kann mir den Ring gestohlen haben? dacht' er bey sich, und gewiß hat er seinem Kameraden davon etwas ins Ohr gezischelt. Voll von diesem argwöhnischen Gedanken verließ er Herrn

Spring und ging gerade zu Stephans Vater. Diesem erzählte er, wie er um seinen goldenen Ring gekommen sey, was er von dem kleinen Wilhelm Spring gehört habe, und wie er steif und fest glaube, Stephan müsse den Ring entwendet haben. Der Vater des letzteren erschrak sehr, und sagte: das ist unmöglich, daß mein Sohn eine solche Schlechtigkeit begangen hat! das ist unmöglich! O Gott! ich wäre ein unglücklicher Vater, wenn das wahr wäre, was Sie von meinem Sohne sagen. Er ließ sogleich den muntern Stephan vorkommen und fragte ihn zuerst, was er gestern in der Schule dem kleinen Thoms Quirl in die Ohren gezischelt habe?

Stephan wurde im Gesichte über und über roth, und wußte kein Wort zu antworten. Sein Vater erschrak und wurde zornig. Mit heftiger Stimme rief er, indem er ihn beym Arm faßte: Bube! rede, oder ich verweise dich für immer aus meinen Augen. Gesteh' es nur, du hast den Ring genommen.

Stephan erschrak. Was für einen Ring? sagte er stotternd.

Läugne nicht, rief der Vater; den goldnen Ring des Nachbars.

O mein Vater! mein Vater! sagte Stephan und weinte bitterlich; Sie können so was Schlechtes von mir denken! so wahr ich lebe und redlich bin, ich weiß von keinem Ring!

Aber was hast du deinem Kameraden ins Ohr gezischelt? fragte der Vater in einem ruhigeren Tone, und warum geriethst du in eine so große Verlegenheit, als ich dich darum befragte? —

Lieber Vater! erwiederte Stephan, ich will Ihnen Alles sagen. Es ist wahr, ich habe gestern

Thomsen was heimlich ins Ohr gesagt, aber nichts Schlechtes. Lieber Vater! Sie werden morgen Ihren Geburtstag feyern und da haben wir uns, Thoms und ich, verabredet, Ihnen eine kleine überraschende Freude zu machen. Ich sagte meinem Freunde gestern heimlich ins Ohr, daß ich schon mit der Zeichnung fertig sey, die für Sie bestimmt ist.

O dem Himmel sey's gedankt! rief entzückt der Vater, daß ich dich, mein lieber Stephan, unschuldig finde. Du hast mir noch keine einzige Unwahrheit gesagt, darum glaube ich deinen Worten. Komm an deines Vaters Brust, mein theurer Sohn, und nimm hier diesen Kuß. (Er umarmt und küßt ihn.) Sey treu und redlich bis in dein stilles Grab.

Herr Kling ging nun fort. Noch immer hatte er den wackern Stephan in Verdacht. Er theilte seiner Frau seine Gedanken mit und bald verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß Stephan einen goldenen Ring gestohlen habe.

Wer war daran Schuld? —

Am meisten — Wilhelm Spring. Seine unvorsichtige Rede hatte all' dieß Unheil angerichtet.

Zum größten Glück mußte bald darauf Herr Kling sein Sonntagskleid anziehen. Von ungefähr griff er in eine Seitentasche, und welch eine Freude! — er fand darin den verlohrnen goldnen Ring. Er selbst hatte ihn eingesteckt, dieß aber vergessen.

Nun lief Herr Kling zu seinem Nachbar und bath ihn und den rechtschaffenen Stephan herzlich um Vergebung; auch zu Herrn Spring ging er und erzählte ihm, daß er den Ring gefunden habe. Beschämt hörte dieses Wilhelm und es gereuete ihn sehr, daß er durch seine unvorsichtige Rede einen Unschuldigen in einen

übeln Verdacht gebracht hatte. Er ging noch in dieser Stunde zu Stephan und bath ihn gerührt um Verzeihung.

Einmal befand sich Wilhelm bey einem guten Freunde, der seinen Geburtstag feyerte. Die munstern Knaben hatten ein Paar Täßchen Chokolade getrunken und nun beschlossen sie, in den Garten zu gehen und dort sich durch ein Spiel zu belustigen.

Wilhelms Freund, Alexander, der sein Geburtsfest beging, bat alle Knaben, sie möchten im Garten nur ein wenig Acht geben, daß nichts zertreten würde; unter andern zeigte er ihnen ein kleines Johannisbrodbäumchen, das er nun schon drey Jahre mit der größten Sorgfalt gepflegt und ziemlich groß gezogen hatte. Er bath seine Freunde, sie möchten doch vorzüglich auf dieses Bäumchen Acht geben, um es nicht zu beschädigen oder gar zu zertreten.

Nun ging das Spiel an. Es hatte kaum zehn Minuten gedauert, so war die ganze Freude verdorben. Wilhelm war wieder unvorsichtig. Er trat auf das schöne Johannisbrodbäumchen, und brach es ganz entzwey.

Alexander war untröstlich; er weinte um sein Bäumchen, welches ihm mehr Freude gemacht hatte, als alle seine übrigen Sachen und nun nahm das Spiel ein Ende. Alle warfen dem unvorsichtigen Wilhelm scheele Blicke zu und überhäuften ihn mit verdienten Vorwürfen. Doch was geschehen war, konnte dadurch nicht ungeschehen gemacht werden. So lustig Alexander und seine Freunde vorher waren, so still und unmuthig wurden er und sie jetzt. Sie gingen bald auseinander. Und wer war der Freudenverderber? —

An einem schönen Herbsttage beschlossen mehr als

zwanzig muntre Knaben, worunter sich auch Wilhelm Spring befand, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen in Gesellschaft ihres Lehrers in den nahen Wald auf die Jagd zu gehen. Wilhelm konnte nicht übel mit dem Bogen schießen; und er freute sich gewaltig auf die Lust, die es im Walde geben würde. Alle sahen schon im Geiste die Vögel und andere Thiere vor sich, auf die sie ihre Pfeile losschießen würden, und mit vielem Jubel nahmen sie den Ruf des Lehrers auf. Marsch! Es geht in den Wald.

Jedem Jäger konnte man die Freude recht deutlich im Gesichte lesen; besonders aber dem Wilhelm Spring; der war vor Freude außer sich. Aber sie dauerte nicht lange. Man war erst ein Paar hundert Schritte weit gegangen: so fing Wilhelm schon an zu schießen, und zwar so unvorsichtig, daß der abgeschossene Pfeil beynahe einen von seinen Jagdgefährten an den Kopf traf. Der Lehrer gab ihm deßhalb einen scharfen Verweis und nahm ihm den Bogen sammt dem Köcher mit den Pfeilen weg. Wenn man, sagte er, mit andern Menschen in Gesellschaft leben will: so muß man vorsichtig seyn, um ihnen keinen Schaden zuzufügen. Denn keinem gefällt es, und keiner darf es dulden, daß ihm ein anderer, sey es mit Vorsatz oder aus bloßer Unvorsichtigkeit, schade.

Wilhelmen schmerzte das sehr, daß er nun an der Jagdlust keinen größern Antheil nehmen konnte, und noch größer wurde sein Schmerz, da einige Rehe aufgejagt und ein Paar davon von zwey der besten Bogenschützen an den Bauch getroffen wurden. O wie groß wäre die Freude für ihn gewesen, wenn er auch auf diese Thiere hätte schießen können! Doch wer brachte ihn um diese Freude? —

Bey einer Winternacht hatte es hart gefroren. Wilhelm kam zu seinem Vater und bath ihn, er möchte ihm doch erlauben, auf den Teich zu gehen, der nicht weit vom Hause lag, und auf demselben Schlittschuhe zu laufen.

Ich will es dir erlauben, sagte der Vater; aber du mußt fein vorsichtig seyn, und nicht dahin laufen, wo das Eis nicht stark genug ist, sonst könntest du leicht einbrechen, dich erkälten oder gar ums Leben kommen.

Das soll nicht geschehen! rief Wilhelm, nahm seine Schlittschuhe, die ihm der Vater aus Nürnberg hatte schreiben lassen, und marschierte auf den Teich. Hier schnallte er sie schnell an und nun gleitete er auf dem Eise wie auf einem Spiegel daher. Sein Herz hüpfte vor Freude und vor lauter Lust vergaß er um sich zu sehen, ob nicht an irgend einer Stelle das Eis schwach sey. Auf einmal knackte es an dem einen Ende des Teiches; Wilhelm brach ein und versank bis an den Hals. Er schrie um Hülfe, und wollte sich herausarbeiten; aber das Eis brach immer weiter, und Wilhelm sank tiefer und tiefer. Zum Glück kamen auf sein Geschrey einige Menschen herbeygelaufen und retteten ihn von dem nahen Tode. Ohnmächtig trug man ihn nach Hause, und er mußte seine Unvorsichtigkeit mit einer langwierigen Krankheit büßen.

Von nun an erlaubte ihm sein Vater eine lange Zeit hindurch nicht, allein auszugehen, und er mußte daher so manches Vergnügen ungenossen vorbeyfließen lassen. Wenn andere sich belustigten, mußte er die Stube hüten. Darüber beklagte er sich oft; allein sein Vater sagte: ich kann kein Zutrauen zu dir haben, mein Sohn; sondern muß immer das Schlimmste von dei-

deiner Unvorsichtigkeit befürchten, wenn ich dich ohne dich entgehen lasse.

Es schmerzte Wilhelmen sehr, daß der Vater kein Zutrauen zu ihm hatte, denn er hatte Gefühl und jeden Menschen, der auch nur wenige Funken Gefühl hat, thut es weh, wenn er bemerkt, daß man ihm nicht alles zutraut.

Um dieser unangenehmen Empfindung los zu werden, und sich das Zutrauen des Vaters zu erwerben, wurde Wilhelm Spring mit jedem Tage vorsichtiger sowohl in seinen Reden als bey seinen übrigen Handlungen. Er freute sich ungemein über die Fortschritte, die er in Rücksicht der Vorsichtigkeit machte, und hatte jetzt mehr Respect vor sich selbst als sonst.

Ende.

Das unvorsichtige Kind.

Wann Louischen nähete, oder sich anzog, so hatte sie die schlimme Gewohnheit, daß sie die Nähnadeln und Stecknadeln in den Mund nahm. Ihre Mutter verwies ihr dieses sehr oft. Louischen kehrte sich aber nicht daran.

Einmal hielt sie auch eine Nähnadel im Munde, als ihr Bruder in das Zimmer trat, der sein Gesicht geschwärzet, und eine Perücke von Werg aufgesetzt hatte. Sie fing darüber so heftig an zu lachen, daß sie die Nähnadel vergaß, und hinunter schluckte.

Nun kam sie weinend zur Mutter, und klagte ihr

Unglück: Liebe Mama! liebe Mama! schrie sie, helfen Sie, helfen Sie mir! Die erschrockene Mutter lief sogleich zu einem Arzte.

Dieser gab sich alle Mühe, Loulschen zu retten. Es war aber unmöglich. Die Nähnadel hatte sich in die Därme fest eingestochen, und das arme Loulschen mußte, den vierzehnten Tag, unter den größten Schmerzen, sterben.

Salzmann.

Jungfer Eichhorst

oder

die Verläumderinn.

Von allen Leuten wußte die Jungfer Eichhorst Böses zu sprechen, aber nie hörte man, daß sie von einem einzigen Menschen etwas Gutes sprach, selbst von ihren nächsten Verwandten nicht. Jungfer Eichhorst war eine Verläumderin. Denn einen beschrieb sie als einen dummen und einfältigen, den andern als einen eiteln und stolzen Menschen, diesen als einen Säufer, und jenen als einen Verschwender. Dieß Mädchen hieß sie eine Pugnärrin, die jeden Dreyer für Staat hingebe; und jene Frau war eine schlechte Wirthinn, die keine Suppe zu kochen wußte. Diese und jene Eheleute lebten nach ihrer Beschreibung wie Hunde und Katzen mit einander, und ihre Kinder wuchsen auf wie die

wilden Ranken, und jene hatten ihr Vermögen durch Betrug und Ungerechtigkeit erhalten.

Damit sie nun immer recht viel zu verläumden hatte, so merkte sie genau auf alles, was andere Leute thaten, und suchete es aus. Dann trug sie es aus, und suchte es recht bekannt zu machen, und stellte es viel böser und häßlicher vor, als es war, oder erzählte es auf eine solche Weise, daß auch die unschuldigsten Dinge sehr abscheulich heraus kamen. Zu Zeiten ersann sie auch wohl Dinge von andern, und betheuerte dann, daß sie wahr wären.

Ein sehr angesehener Mann traf sie einst in einer großen Gesellschaft, in welcher sie alle Abwesende verläumdete, auf welche das Gespräch kam.

Das ist wahr, fing dieser Mann an, nachdem er eine Zeitlang sehr aufmerksam schien zugehört zu haben, das ist wahr, Sie haben eine große Fertigkeit, von allen Menschen Böses zu sprechen. Sie verdienten, daß man Sie zum Zimmer hinauswärfe, und daß Sie nie zu einer Gesellschaft besserer Menschen zugezogen würden. Der Mann drohte ihr, daß er allen Personen Nachricht geben wollte, welche von ihr so eben wären verläumdet worden, sie möchte es dann auch zu beweisen suchen, wenn sie deßwegen verklagt würde.

Denkt euch, wie verwirrt und niedergeschlagen dieses elende Mädchen seyn mußte, da ihre schlechte Gemüthsart so öffentlich beschimpft wurde. Sie hatte den Muth nicht, ein einziges Wort dagegen zu sagen. Sie entfernte sich den Augenblick, und ließ sich von dieser Zeit an fast niemals mehr in Gesellschaft sehen. Niemand verlangte sie auch bey sich zu haben, so sehr war sie wegen ihrer bösen Zunge verhaßt und gefürchtet.

Alle Leute lobten den Mann, der ihr so öffentlich ihre schlechten Gesinnungen vorgehalten hatte — das ist, sagten sie, der verdiente Lohn der Verläumdung!

Zusatz. Der Verläumder nimmt anfangs andern das Vertrauen seiner Mitmenschen — zuletzt verliert er es aber selbst, und jemehr er verläumdet, desto allgemeiner wird er verächtlich.

Löhr.

Kunigunde.

Durch eine fehlerhafte Erziehung war Kunigunde so verderbt worden, daß sie nichts gut finden konnte, das nicht viel Geld kostete. Sie hatte zwar einen grossen Garten, in welchem eine Menge Küchengewächse im Ueberflusse wuchsen, diese achtete sie aber nicht, und glaubte, sie könne nicht leben, wenn sie nicht täglich Braten und Gebackenes auf ihrem Tische hätte. In dem Strome, der an ihrer Stadt hinfloß, gab es viele Hechte und andere Fische, die man um einen sehr wohlfeilen Preis haben konnte. Diese wollten ihr aber nicht schmecken; sie lobte sich dafür Lachs, Sardellen, Brickem, Austern und Muscheln. Auch war sie immer mißvergnügt über das Bier, das man in ihrem Ort brauete, das zwar sehr gut war, davon aber das Maaß nicht mehr als sechs Pfennige kostete. Sie trank lieber ausländischen Wein, das Maaß zu zwölf bis sechzehn Groschen.

Auch war sie so einfältig, zu glauben, es sey eine

große Ehre, wenn man große Gastereyen anrichtete, glänzendes Hausgeräthe und prächtige Kleider habe, und wendete deswegen an diese Sachen große Geldsummen.

Bey dieser Lebensart befand sie sich nun gar nicht wohl. Ihre Einnahme reichte nicht hin, diesen Aufwand zu bestreiten, sie mußte deswegen oft borgen. Wann dann nun die Zeit kam, daß sie bezahlen sollte, so kamen ihre Gläubiger fast täglich und mahnten sie. Sie mußte sich alsdann verstecken, und vorgeben lassen, sie wäre nicht zu Hause, und war auf diese Art in ihrem eigenen Hause nicht sicher.

Wenn endlich nun die Gläubiger zu heftig wurden, und ihr droheten, daß sie sie verklagen wollten, so mußte sie herum gehen bey den Reichen, klagen und winseln, daß sie ihr doch einen Vorschuß thun möchten. Da wurde sie nun oft hart angelassen, und eine liederliche, unordentliche Frau geheißen. Dieß hätte sie alles nicht nöthig gehabt zu dulden, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihren Aufwand einzuschränken.

Am Ende wollte ihr niemand mehr borgen. Da mußte sie ein Kleidungsstück, ein Hausgeräthe nach dem andern verkaufen. Das ging ihr gewaltig nahe.

Da sie nichts mehr zu verkaufen hatte, so nahmen ihr die Schuldherren sogar das Haus weg. Nun mußte sie in ein kleines Hüttchen ziehen, mit schlechter Kost vorlieb nehmen, und die alten Kleidungsstücke anziehen, die andere abgelegt hatten.

Darüber weinte sie nun Tag und Nacht, und pflegte zu sagen: „Bin ich nicht eine unglückliche Thörinn! wie bequem könnte ich jetzt leben, wie gut speisen, und wie für ein schönes Haus und für gute Klei-

dung könnte ich haben, wenn ich gelernt hätte, meinen Aufwand einzuschränken. Ach wenn ich nur einmal wieder zu Gelde kommen sollte, da wollte ich gewiß besser wirthschaften!"

Sie kam aber nie wieder zu Gelde, sondern mußte in Kummer, Verachtung und Dürftigkeit ihr Leben beschließen.

Salzmann.

Der Baron und der Bettler.

Der Baron F. lebte stets in Saus und Schmause. Von drey Rittergütern war ihm nur noch eines, und das ziemlich verschuldet, übrig. Verdrießlich und mürrisch saß er einst in seinem Garten, als ein Bettler zu ihm trat.

„Was fehlt Euer Gnaden?"

Ich habe Kopfschmerzen.

„Wenn Sie mir sagen wovon, so kann ich Ihnen helfen."

Ich habe gestern zu viel getrunken.

„Trinken Sie heute wieder."

So hab' ich morgen auch Kopfschmerzen.

„Dann trinken Sie auch morgen."

Narr! wie denn hernach übermorgen?

„Getrunken, Euer Gnaden, immer frisch getrunken!"

Was wird denn aber am Ende daraus?

„Euer Gnaden, ein Bettler, wie ich."

Gruber.

Joseph.

Vor alten Zeiten lebte ein Mann, der hieß Jakob. Dieser hatte zwölf Söhne, die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter allen hatte er einen, den jüngsten von ihnen, Namens Joseph, weil er unter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdroß nun die andern, und ihr Neid und ihre Bosheit gingen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wollten. Sie warfen ihn nemlich, da sie mit ihm allein in einem großen Walde waren, in eine tiefe Grube, worin er verhungern sollte. Nur einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleid mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbeyziehen sah, so beredete er die andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube heraus zögen, und diesen Kaufleuten als einen Knecht verkauften. Denn damals kaufte und verkaufte man Menschen, wie man jetzt das Vieh zu Markte bringt. Diese Kaufleute nun führten den armen Joseph mit weg in ein fremdes Land, und seine boshaften Brüder machten ihrem alten Vater weiß, daß ihn ein Wolf im Walde aufgefressen habe.

Dem armen Joseph ging es in dem fremden Lande anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmal etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wollte, so verleumdete sie ihn bey ihrem Manne so sehr, daß er ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weiß nicht warum, in das nemliche Gefängniß hatte setzen lassen, einen Dienst zu leisten; und da dieser wieder auf freyen Füßen war, so erinnerte er sich seiner bey einer guten Gelegenheit, und

empfohl ihn dem Könige. Der König ließ ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mensch war, so gewann er ihn lieb, und machte ihn am Ende gar zu seinem ersten Minister, der über alles zu befehlen hatte.

Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel. Glücklicher Weise hatte es Joseph vorhergesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konnte. In allen andern Gegenden war große Hungersnoth; auch da, wo der alte Jakob mit seinen Söhnen wohnte. Dieß bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Lande zu schicken, in welchem Joseph (den er für todt hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jakobs daselbst angekommen, so wurden sie von Joseph erkannt; sie selbst aber erkannten ihn nicht, weil er sich sehr verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen, was hätte er nicht alles mit seinen Brüdern vornehmen können! Er brauchte ihnen nur kein Getreide zu geben, so hätten sie verhungern müssen. Er hätte sie züchtigen, ins Gefängniß werfen, ja hinrichten lassen können, wenn er gewollt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hatten, nicht geringe, und er würde sie nach allen Rechten dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er sie zum Schein ein wenig bange gemacht hatte, gab er sich ihnen zu erkennen; sagte, statt aller Vorwürfe, weiter nichts, als: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht, umarmte sie darauf, als Brüder, ließ seinen alten Vater dazu hohlen, beschenkte sie alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande ein, wo

se an allem Nothdurft hatten. Nun sagt, Kinder, könnt ihr euch enthalten, diesem Joseph gut zu seyn? Und gleichwohl habt ihr ihn nie gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläuftiger erzählen.

Campe.

Das ehrliche Kind.

Friederikchens Mama ging in Gesellschaft und gab ihr bey dem Abschiede noch die gute Lehre, sie sollte ja in ihrer Abwesenheit immer so gut seyn, als wenn sie bey ihr wäre. Friederikchen versprach es zu thun.

Die Mama war noch nicht lange fort, so bemerkte Friederikchen, daß sie den Schlüssel zur Speisekammer vergessen hatte, den sie sonst immer, wenn sie wegging, in ihre Commode zu verschließen pflegte.

Sie nahm ihn und schloß die Speisekammer auf. — Ey! was waren da für schöne Sachen! Ein Honigtopf, eine Büchse voll eingemachter Kirschen, eine Schachtel voll Haselnüsse, eine andere voll Bruchmandeln, ein Teller mit Kaffeebrod, u. s. w.

Da stund das gute Friederikchen, und wußte nicht, was es thun sollte. Es hatte oft von seiner Mama gehöret: Gott wäre allenthalben. Kinder müßten also in Abwesenheit der Eltern nichts thun, was sie in ihrer Gegenwart sich nicht zu thun getraueten. Deßwegen scheuete sie sich von diesen Sachen etwas zu nehmen.

Aber der Appetit war gar zu groß. Sie sah bald auf den Honigtopf, bald auf das Kaffeebrod, bald da, bald dort hin; und je mehr sie diese Leckerbißchen ansah, desto lüsterner wurde sie.

Endlich ergriff sie die Haselnüsse. Es war schon so weit, daß sie nach einem Nußbeißer ging, um sie aufzubrechen. Da erwachte das Gewissen. Das Herz pochte ängstlich, der ganze Leib zitterte, die Nuß, die sie in den Nußbeißer legen wollte, fiel daneben. —

Auf einmal kam sie wieder zu sich selbst. Pfui! sagte sie, bist du nicht ein albern Kind! so viel Angst machst du dir um ein Paar Nüsse? Vor Angst werden sie dir nicht schmecken. Wenn die Mama nach Hause kommt, wirst du dich nicht trauen, ihr unter die Augen zu sehen. Gewiß, das ist Gottes Strafe, der meine Bosheit sieht, daß ich mich so ängstige und zittere. Ach, lieber Gott! wenn du schon so strafest, da ich nur den Willen habe, Böses zu thun; wie hart wirst du mich strafen, wenn ich wirklich Böses gethan — wenn ich meine liebe Mama bestohlen habe — die liebe Mama — ich darf sie ja nur bitten, so bekomme ich mehr Nüsse, als ich jetzt entwenden wollte.

Da! fuhr sie fort „Nußbeißer stehe, wo du gestanden hast! Und ihr Nüsse, rollet wieder in diese Schachtel! Nun kann ich doch meiner lieben Mama getrost entgegen gehen, und sie küssen, wenn sie nach Hause kommt." Nun schloß sie vergnügt die Thüre zur Speisekammer zu.

Da kam ihr die Magd entgegen.

Nu, Mamsell Friederikchen! Gar den Schlüssel zur Speisekammer? sagte sie. Haben Sie sich recht bedacht?

Friederikchen versicherte, sie habe nicht das geringste zu sich genommen. Die Magd lachte aber und sagte, sie wäre ein sehr einfältig Mädchen, wenn sie diese schöne Gelegenheit, sich etwas zu gute zu thun, vorbey gelassen hätte. — Was die Mama hätte, wäre ja so alles ihre — „Schweigt!“ antwortete Friederikchen, „was brauche ich denn zu nehmen? Ich brauche ja nur zu bitten, so gibt mir die Mama alles, und wenn sie mir bisweilen etwas versagt, so hat sie gewiß ihre guten Ursachen dazu.“

Da schlich sich die Magd beschämt fort. Friederikchen sahe aber mit großer Sehnsucht durch das Fenster, ob ihre Mama nicht bald kommen wollte — da kam sie.

Sie hüpfte ihr freudig entgegen, öffnete die Thüre, und nachdem sie ihr die Hände herzlich geküßt hatte, so gab sie ihr den Schlüssel und sagte: Den haben Sie gewiß vergessen.

M. Ey! den habe ich euch vergessen. Das ist gut, liebes Friederikchen, daß du ihn zu dir genommen hast. Komm mit mir in die Stube! Hast du auch gesehen, ob alles in der Speisekammer noch in seiner Ordnung ist?

F. O ja, es ist noch alles in Ordnung.

M. Also bist du in der Speisekammer gewesen?

F. Ja, ich habe mich drin umgesehen.

M. Ich besorge, das Honig möchte mir unschmackbar geworden seyn.

F. Es sieht noch ganz gut aus.

M. Aber die Nüsse wird vielleicht der Wurm gestochen haben?

F. Ich habe kein Loch bemerket. Ach beste Mama! Warum sehen Sie mir denn so in das Gesichte?

Sie denken gewiß, ich habe genaſcht. Ach Herzens-Mama! Ich will Ihnen alles, alles erzählen, aber glauben Sie mir auch nur! Ich bin in der Speiſe-kammer geweſen, ich habe das Honig-, Kaffeebrod, die Nüſſe — ich habe alles geſehen — ich hatte gewal-tigen Appetit zu naſchen. Ich habe — ach, ich will alles, alles, ſagen, ich habe auch eine Hand voll Nüſſe genommen, und den Nußbeißer geſucht. Da überfiel mich aber Zittern über den ganzen Leib. Halt dachte ich, ſtrafet der liebe Gott itzo ſchon, da du das Böſe noch nicht gethan haſt, was will es werden, wenn es wirklich ſchon vollbracht worden.

M. Wenn nur die Magd den Schlüſſel nicht ge-funden hat.

F. Sie hat ihn nicht gefunden. Sie ſah mich aber aus der Kammer gehen. Da wollte ſie mich über-reden, ich wäre ein einfältiges Mädchen, wenn ich nicht naſchte, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Was die Mama hätte, wär ja für mich. Ich habe ihr aber die Meynung recht geſagt.

M. Komm, liebes Mädchen, küſſe mich! du biſt heute in großer Verſuchung geweſen — du haſt aber überwunden. Ich will dich auch belohnen. Was will mein Friedenkchen heute von dem, was es geſehen hat?

F. Liebe Mama! ich will gar nichts. Ach, das iſt ja eine gar zu große Freude, daß ich mich nicht habe verführen laſſen. Die ſchmeckt beſſer als Ha-ſelnüſſe.

M. Aber Haſelnüſſe ſchmecken doch wohl auch gut?

F. Freylich müſſen ſie ſchmecken, ſonſt wäre ich nicht ſo lüſtern danach geweſen.

Die Mama verließ ſie hierauf, und kam bald mit einem Teller voll Haſelnüſſe zurück. „Hier, ſag-

te sie, „gutes, ehrliches Kind! Geniesse dieß mit gutem Gewissen. Es wird dir gewiß besser schmecken, als wenn du die ganze Speisekammer geplündert und vor mir dich hättest fürchten, und vor der Magd schämen müssen. Ein Kind, das seine Begierden beherrschen kann, verdient auch über andere zu herrschen. Du sollst von nun an die Aufsicht über die Magd, Speisekammer und Küche bekommen. Du sollst sie immer behalten, wenn du dich nicht selbst durch Naschhaftigkeit, oder zu vertrauten Umgang mit der Magd derselben unwürdig machest."

Friderikchen war vor Freuden entzückt. Sie brachte es so weit, daß sie die leckerhaftesten Speisen sehen konnte, ohne etwas zu naschen. Die Magd unterstund sich nicht wieder, ihr Unrecht gegen die Mama zuzumuthen, weil sie ihre Ehrlichkeit sahe. Und ob Friderikchen gleich erst eilf Jahre alt war, so erzeigte ihr doch die Magd alle die Hochachtung, die ein erwachsenes Frauenzimmer fordern kann.

Salzmann.

Der Schornsteinfeger-Junge.

Ein Schornsteinfeger-Junge mußte in dem Zimmer einer vornehmen Dame den Camin fegen. Der kleine Schlotfeger befand sich, da er aus dem Camin herauskam, in dem Zimmer der Dame allein, und betrachtete alles, was Schönes und Kostbares darin war. Unter andern fiel ihm eine goldene mit Diamanten besetzte Uhr in die Augen. Mit zitternder Neugier

nahm er sie in die Hand, und kam in Versuchung, sie mitzunehmen. „Nimm sie nur mit, sprach er zu sich selbst, die Dame ist ja reich genug, und kann diese Uhr leicht entbehren, — du bist ein armer Junge und mußt dich kümmerlich behelfen; wenn du diese Uhr verkaufst, kannst du viel Geld dafür kriegen, und ein glücklicher Kerl werden.“ — Aber, sagte er wieder, „da würde ich ja ein Dieb, und im Catechismus steht: Du sollst nicht stehlen, und die Diebe kommen nicht in Himmel.“ — Jetzt wollte er die Uhr hinlegen, aber die Begierde danach wurde wieder stärker. — „Du möchtest die Uhr doch haben, denn da würdest du auf einmal reich — wer weiß, daß du sie genommen hast? du machst dich gleich fort, und zur Stadt hinaus.“ — Wankend und unentschlossen stand der gute Junge da, auf der einen Seite gereizt durch den Gewinn, den er durch die Uhr zu erlangen hoffte, auf der andern abgeschreckt durch seinen Catechismus und die Ermahnungen, die er von seinem Lehrer daraus erhalten hatte. Abermals entstund der Gedanke: „erfährt es doch kein Mensch, daß du die Uhr genommen hast: sogleich antwortete sein Gewissen wieder: „Gott weiß es doch, daß ich ein Dieb bin, und das böse Gewissen würde mich mein Lebelang nicht wieder ruhig werden lassen. — Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten sein Geld oder Gut nicht nehmen, — nein, ich mag die Uhr nicht haben.“ Er hing sie gleich wieder an ihren Ort, stieg in den Camin, und ging von seiner Arbeit nach Hause, in der Meynung, daß kein Mensch ihn im Zimmer gesehen hätte.

Aber gesehen und gehört hatte ihn die Dame vom Anfange bis zu Ende, weil die Thür ihrer Schlafkammer etwas offen gewesen war. Sie ließ noch an eben

demselben Tage den ehrlichen Jungen zu sich rufen, lobte seine Ehrlichkeit, ermahnte ihn, ferner so gottesfürchtig und rechtschaffen zu seyn, und fragte zugleich, ob er seine Handthierung fortsetzen, oder lieber etwas anders lernen wollte. Da er nun ein Verlangen bezeigte, in der Schule noch mehr zu lernen, so ließ sie ihn in allem unterrichten, wozu er Lust hatte, und da er fleißig, ordentlich und redlich blieb, und sich gut aufführte, so wurde ein braver Mann aus ihm.

Das verschwiegene Kind.

Ein Kind (die Leute sagen, es wäre ein Mädchen gewesen) befand sich an einem Tage in einer Gesellschaft, wo man von allerhand Dingen sprach.

Die Leute, die sich mit einander unterredeten, gaben gar nicht auf das Kind Achtung, weil sie nicht einmal glaubten, daß es alles höre, indem es that, als gäbe es nicht Achtung auf die Reden.

Nachdem es wieder nach Hause gekommen war, fragten es seine Schwestern: ob es sich die Zeit gut vertrieben hätte, und wer da gewesen wäre? Es wären viele vornehme Leute zugegen, sagte es, aber ich kann sie nicht alle nennen.

Ueber dieses wurde das Kind gefragt, ob es mit allen diesen Leuten gesprochen hätte? Das würde sich für mich nicht geschickt haben, versetzte es; man hat mich nicht angeredet, und hiernächst hatte die Gesellschaft so viel unter sich zu reden, daß man für diesesmal fast gar nicht an mich dachte.

„So erzähle uns doch zum wenigsten, erwiederten die übrigen Kinder, was du gehört hast! Alles was ich gehört habe, antwortete es, geht weder mich noch euch etwas an, und daher wird es besser seyn, wenn ich schweige.

Du bist ziemlich verschwiegen, versetzten die Schwestern dagegen, und wir tadeln dich deswegen keinesweges.

Der Vater dieser Kinder, der sie so miteinander hatte reden hören, kam darüber in die Stube. Er bezeigte einen großen Gefallen über das Verfahren des kleinen Mädchens, indem er sagte: „Die Verschwiegenheit wäre für einen jeden, und besonders für Mädchen eine unumgänglich nothwendige Tugend.“

Goldner Spiegel.

Papirius.

Die Römischen Rathsherren pflegten zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerley nichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorfiel, welches nicht alle Leute wissen sollten, so waren alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in die Versammlung zu nehmen, damit sie recht frühe mit den Angelegenheiten des Vaterlands bekannt werden, desto selbst lieb gewinnen, und mit desto größerem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beyzuwohnen.

Einst,

Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte die Mutter von ihm zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen? Liebe Mutter, antwortete der Sohn; ich wollte euch gern alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die Mutter wollte diese Entschuldigung nicht gelten lassen; sondern drohte mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wiedersagte. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: man hätte sich heute darüber berathschlaget, ob es gut sey, daß ein jeder Mann, statt Einer, zwey Frauen habe? Kaum hatte die thörigte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte: er müßte seinen Fehler nur gestehen; er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weißgemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften: so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht ge-

ringen Ehre, dieſes Vorrecht, die ganze Zeit ſeiner Jugend hindurch, allein zu genießen, und gaben ihm zum Andenken einen beſondern Zunahmen, der ſich auf ſeine Nachkommen fortpflanzen, und ein beſtändiges Denkmal ſeiner rühmlichen Verſchwiegenheit ſeyn ſollte.

Verſchwiegenheit.

Dem Prinzen Eugen ling einer ſeiner Offiziere an, unaufhörlich an, ihm doch den Plan zum nächſten Feldzug mitzutheilen. Lange hatte der Prinz mitleidig über den Thoren gelächelt; endlich ſchien er aber doch ſein Schweigen brechen zu wollen. Mit geheimnißvoller Miene führt' er ihn auf ſein abgelegenſtes Zimmer, und erwartungsvoll ſtand der ewige Frager, als jetzt der Prinz vertraulich ihm ſich nahete.

„Meinen Plan alſo möchten Sie gern wiſſen?“

Offizier. Auf nichts, Euer Hoheit, in der Welt könnt' ich begieriger ſeyn.

Prinz. Wohl! Eine Frage nur vorher. Können Sie auch ſchweigen, Lieber?

Offizier. Schweigen, wie das Grab.

Prinz. Alſo Sie können ſchweigen. Das iſt recht gut, recht brav, das freut mich. — So hören Sie denn! Sie, mein Herr, können ſchweigen, und ich — — wahrhaftig kann es auch.

Narciſſe und Flore.

Eine Wittwe lebte in einem Städtchen mit ihren beyden Töchtern, Narciſſe und Flore, welche ſie von Jugend auf zur Arbeit gewöhnte. Sie machte die Einrichtung, daß ihre Töchter nicht nur nähen und ſtricken, ſondern auch, ſo viel ihre Kräfte zuließen, in der Haushaltung Hülfe zu leiſten und damit wochenweis abwechſeln ſollten. Dieſes ging auch lange Zeit in guter Ordnung fort. An einem Sonntage früh, da Narciſſe ihre Woche antreten ſollte, bat ſie ihre Schweſter, die häusliche Hülfe in dieſer Woche für ſie zu übernehmen, weil ſie mit einigen andern Geſchäften gern fertig werden wollte. Sie verſprach dagegen in einer andern Woche dieſen Dienſt wieder für Flore zu übernehmen. Da dieſe darein willigte; ſo ſchloſſen auf ſolche Art beyde Schweſtern einen Vertrag mit einander, nach welchem Jede von ihnen dieſsmal zwey Wochen hinter einander die Hausarbeit thun wollte, anſtatt daß ſonſt in der Regel jede Woche eine Andere dazu kam. Die Mutter wußte, was die beyden Schweſtern verabredet hatten und, weil ſie gar nichts unrechtes darin fand, ſo hatte ſie auch Nichts dagegen zu ſagen.

Als dieſe Woche geendigt war, trat Narciſſe den Dienſt an, und Flore erwartete, daß ſie ihn auch vierzehn Tage fortſetzen würde. Allein, da der Sonntag kam, wollte ſie Nichts weiter thun, und berief ſich darauf, daß alle Wochen umgewechſelt würde. Flore erinnerte ſie zwar an ihren Vertrag; aber Narciſſe wollte davon nichts wiſſen. Klagte ihr

das? Glaubt ihr, daß Narcisse recht handelte?

Konstantin, ein Verwandter dieser beyden Schwestern, kam bisweilen zu ihnen. Er sah bey Narcissen ein kleines Schreibzeug, das ihm ausnehmend gefiel und bath sie oft, halb im Scherze und halb im Ernste, ihm dieses Schreibzeug zu schenken. Lange hatte sie sich geweigert. Endlich, als die Zeit herankam, da die Pflaumen reif werden, sagte Narcisse zu Konstantin: „Deine Eltern haben Pflaumen im Ueberflusse, und unsere Mutter hat keine. Wenn du mir, so lange reife Pflaumen sind, alle Tage eine Mandel frische Pflaumen zum Frühstücke bringst, so will ich dir das Schreibzeug dafür geben.“ Konstantin, welcher gewiß wußte, daß seine Eltern ihm eine solche Kleinigkeit nicht versagen würden, ging diesen Vertrag mit Narcissen ein und hielt auch acht Tage lang sein Wort richtig. Am neunten Tage war Konstantin krank und vergaß darüber die Pflaumen. Gleich schrie Narcisse, daß Konstantin den Vertrag gebrochen hätte, und wollte ihm nun auch das Schreibzeug nicht geben. Was denkt ihr von diesem Mädchen? Sie selbst hält den Vertrag nicht und mißbilligt es doch, daß andere ihn nicht halten.

Thieme.

Verwegenheit.

Wer vor Gefahren nicht erschrickt, die nicht zu vermeiden sind, und sie zu besiegen sucht, hat Muth,

Unerschrockenheit, Beherztheit; wer aber ohne Muth Gefahren aufsucht, die seine Kräfte übersteigen, und sich muthwillig in Gefahren stürzt, ist unbesonnen, verwegen, tollkühn.

Der Beherzte verdient Achtung; der Verwegene Tadel. Jenes Wahlspruch ist: Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Von diesem sagt man: Wer sich muthwillig in Gefahr begibt, kommt oft darin um.

Der kleine Peter Windling wollte gern für einen beherzten Knaben gelten. Er suchte daher Gefahren auf, und stürzte sich leichtsinnig hinein. So kletterte er mehrmals auf hohe Bäume, und hängte sich oben an dünne Aeste, die leicht brechen konnten. Stürzte er hinunter, so brach er Arm und Bein, oder fiel sich ganz todt.

Einmal sprang Peter Windling in einen tiefen Teich, ob er gleich nur wenig schwimmen konnte. Kaum war er wenige Augenblicke darin, als er zu sinken anfing. Hülfe! Hülfe! schrie er — aber es war niemand da, der nach ihm hätte schwimmen, und ihn retten können.

Angstvoll suchte sich Peter empor zu arbeiten; aber je mehr Mühe er sich gab, sich oben zu erhalten, desto mehr sank er. Hülfe! Hülfe! schrie er in Einem fort. Das Wasser drang ihm in den geöffneten Mund, und bald war von ihm nichts mehr zu sehen, als die Haare seines Scheitels.

Zum Glück kam in diesem Augenblick ein Mann herbey, der ein guter Schwimmer war. Er sprang in den Teich, faßte Petern beym Schopfe, und zog ihn ans Ufer.

Halbtodt lag Peter da. Man faßte ihn bey den

Beinen, und hob ihn verkehrt in die Höhe, daß das Wasser aus dem Munde herauslaufen konnte. Er kam wieder zu sich. Verwegener Bursche! sagte ein alter Mann zu ihm, thue so etwas nie wieder, sonst gehst du zu Grunde, und es kräht kein Hahn mehr über dich.

Wenn diese Lehre nur etwas geholfen hätte! Im nächsten Winter bestieg Peter Windling mit seinem Schlitten einen hohen, sehr steilen Berg, setzte sich oben auf den Schlitten, und fuhr hinunter. Es ging so schnell, daß er ohnmächtig wurde, herabpurzelte, und das linke Bein brach. Es wurde zwar geheilt, aber er mußte ein Vierteljahr lang die heftigsten Schmerzen leiden.

Doch auch dieser Vorfall besserte den Verwegenen nicht. Noch immer machte er tollkühne Streiche, sprang unvorsichtig auf Wagen, von denen er leicht hinunter stürzen konnte, zupfte wilde Pferde, die nach ihm schlugen, neckte große Hunde u. d. m.

Peters Unbesonnenheit kostete ihm endlich das Leben. Er hatte sich die Geschicklichkeit erworben, auf dem Kopfe zu stehen. Seine Kameraden bewunderten ihn. Dieß vermehrte seinen Ehrgeiz, und bewog ihn, sich zuweilen auf hohen Gerüsten auf den Kopf hinzustellen. Verständige Leute warnten ihn, und sagten, er sollte so etwas bleiben lassen, weil dieß kein Beweis von Herzhaftigkeit, sondern von tadelhafter Verwegenheit sey. Allein Peter spottete darüber, und trieb seine Tollkühnheit noch weiter.

Eines Tages ging er in Gesellschaft mehrerer Gespielen auf einen Thurm, in welchem die Glocken hingen. Er bestieg eines der höchsten Fenster dieses Thurms,

und rief: Nun sollt ihr sehen, wie ich auch hier auf dem Kopfe stehe!

Die andern zittern und bitten ihn, er möchte dieses nicht thun, sondern herunter kommen. Allein Peter läßt sich nicht irre machen. Er stellt sich dicht an dem äußern Rande des Fensters auf den Kopf. Seine Begleiter beben; Peter lacht, verliert das Gleichgewicht, und stürzt zum Fenster hinaus.

Der Fall, den Peter that, war entsetzlich. — Seine Gespielen standen einige Minuten, erstarrt vor Schrecken, da. Als sie sich etwas erhohlt hatten, stiegen sie hinunter. Welch ein Anblick für sie! Sie fanden Petern leblos auf dem Boden in seinem Blute liegen. Sein Kopf war zerschmettert — Arme und Beine gebrochen. — Man denke sich den Schrecken der zärtlichen Mutter, des redlichen Vaters und zweyer Schwestern des Unglücklichen, als sie die Nachricht von seinem Tode erfuhren!

O wie vielen hat ihre Verwegenheit schon das Leben gekostet!

Glatz.

Seyfried.

Seyfried hatte irgend einmal das Sprüchlein gehört oder gelesen: Ein ehrlicher Mann hält sein Wort, und das hatte ihm so wohl gefallen, daß er sich vornahm, ein ehrlicher Mann zu seyn, so lange er lebte, und sein Wort allemal zu halten. Das war nun nicht etwa nur ein kindischer, überhin gehender

Einfall; sondern es war Ernst und That bey ihm. Er versprach nie Etwas, wenn er nicht gewiß wußte, daß er es halten konnte, und wenn er einmal versprochen hatte, alsdann hielt er unfehlbar.

Nun hatte er einen guten Freund, August, ohne dessen Gesellschaft er nicht gern einen Tag leben konnte. Dieser war von seinen Eltern in die Stadt geschickt worden, und Seyfried hatte versprochen, ihm in den Abendstunden bis auf den halben Weg entgegen zu kommen. Aber seine Eltern bekamen an demselben Tage Besuch von einem andern Orte. Die Fremden brachten auch Kinder mit, welche mit Seyfrieden und seinem Geschwister lustig zu seyn wünschten. Der kleine ehrliche Mann konnte also voraus sehen, daß er einen sehr vergnügten Abend haben würde, wenn er zu Hause blieb. Indessen bedauerte er, daß er dieses Vergnügen nicht genießen konnte, weil er versprochen hatte, Augusten entgegen zu kommen.

Die kleinen und großen Gäste baten ihn, doch lieber bey ihnen zu bleiben; seine Brüder und Schwestern baten ihn auch, die Gesellschaft nicht zu verlassen, und seine Eltern stellten ihm vor, daß August ihn gewiß entschuldigen würde, wenn er bey diesen Umständen sein Versprechen nicht hielte. Aber Seyfried ward nicht eher ruhig, als bis er die Erlaubniß erhielt, zu gehen. Nun machte er sich mit der größten Freude auf den Weg, und kam um zehn Uhr wieder, da bereits alle Gäste abgereiset waren.

Haltet ihr dafür, daß Seyfried recht handelte? Würdet ihr unter gleichen Umständen es auch so gemacht haben?

Thieme.

Benjamin.

Benjamin bekam von seinem Vater immer die Lehren, daß er stets die Wahrheit reden, und auch nicht einmal die Fehler, die er begangen hätte, läugnen sollte. Dieß befolgte Benjamin sehr genau. Wenn er ausgegangen war, und sein Vater erkundigte sich, wo er gewesen sey? so nannte er ihm alle Orte, wo er gewesen war, alle Personen, mit denen er gesprochen, und alle Spiele, mit denen er sich die Zeit vertrieben hatte. Hatte er einen Fehler begangen, so gestund er es aufrichtig.

So hatte er einmal, aus Versehen, eine schöne Meißner Kaffeekanne vom Tische geworfen. Es war niemand zugegen, da es geschah, es wußte auch niemand, daß er im Zimmer gewesen war. Es wäre ihm also sehr leicht gewesen, dieß Versehen zu verbergen, und abzuläugnen. Da die Magd mehr, als er, in diesem Zimmer zu seyn pflegte, so würde wahrscheinlicher Weise der Verdacht eher auf sie, als auf ihn gefallen seyn.

Seine Wahrheitsliebe erlaubte ihm aber nicht, den begangenen Fehler zu läugnen. Er lief vielmehr sogleich zu seinem Vater, und sagte ihm mit vieler Wehmuth, was er gethan habe.

Den Vater kränkte dieß freylich sehr. Denn die Kanne war ein Geschenk von einem seiner besten Freunde. Weil er aber aus diesem freywilligen Geständnisse eine neue Probe von Benjamins Wahrheitsliebe bekam, so ließ er ihn gar nicht hart an. Er gab ihm zwar die Erinnerung, daß er ein andermal behutsamer seyn sollte; legte ihm auch eine kleine Geldbuße

auf. Zugleich umarmte er ihn aber auch, und sagte, wenn er so fortfahren würde, die Wahrheit zu reden, so würde er ihm immer glauben.

Und dem Geschenk nach: Benjamin mochte sagen und erzählen, was er wollte, so sagte der Vater niemals in seine Rede ein Mißtrauen.

Eben so wahr redete er auch, wenn er in der Schule von seinem Lehrer um etwas befragt wurde. Er versah es freylich bisweilen, daß er nicht so ordentlich und fleißig war, als er hätte seyn sollen, aber er gab sich doch niemals Mühe, seinen Fehler zu entschuldigen.

So hatte er einmal nicht geschrieben, was er hätte schreiben sollen; sein Lehrer fragte ihn, warum er dieß nicht gethan hätte? Vergeben Sie mir ja, antwortete er, ich war gestern außerordentlich träge. Ein ander Mal hatte er nicht gelernt, was ihm war aufgegeben worden, und als sich der Lehrer bey ihm nach der Ursache dieser Saumseligkeit erkundigte, so gab er zur Antwort, er habe den Tag zuvor den Ball geschlagen, und dieß Spiel habe ihm so wohl gefallen, daß er das Lernen ganz vergessen hätte.

Durch diese Aufrichtigkeit bekam ihn der Lehrer lieber als alle seine Mitschüler. Denn wenn diese etwas versehen hatten, so brachten sie allemal eine Menge Entschuldigungen vor, um ihre Versehen zu beschönigen. Und der Lehrer fand doch insgemein, wenn er die Sache etwas genauer untersuchte, daß die Entschuldigungen erdichtet waren.

Einmal hätte der gute Benjamin in große Verlegenheit kommen können. Einer seiner Mitschüler, ein böser Mensch, hatte seinem Lehrer zwey Kupferchen entwendet, die dieser mit in die Schule gebracht hat-

te, um sie seinen Schülern zu zeigen. Der Lehrer hielt deswegen eine scharfe Untersuchung, und versprach dem eine Belohnung, der den Dieb entdecken würde. Da nun der kleine Dieb besorgte, die Sache möchte an den Tag kommen, und er deswegen scharf bestraft werden, so beging er den Bubenstreich, daß er die Kupferchen heimlich in Benjamins Schreibebuch legte.

Benjamin ging mit seinem Schreibebuche zum Lehrer, damit er es durchsehen sollte. Und — da er es übergeben wollte, da fielen die Kupferchen heraus. Er erschrak, hob sie auf und gab sie dem Lehrer. Dieser erstaunte, und sagte: Benjamin! hast du mir meine Kupferchen entwandt? Gewiß nicht, antwortete dieser; ich weiß nicht, wer sie in mein Buch gelegt hat.

Wenn dieses nun ein anderer gesagt hätte, so würde ihm der Lehrer nicht geglaubt haben. Benjamin aber wurde geglaubt. Du kannst, sagte der Lehrer zu ihm, die Kupferchen nicht entwendet haben, denn sonst würdest du mirs sagen. Ein Bube hat sie hineingelegt.

Und nun ging er zu den übrigen Schülern, und sagte: wer ist der Bube, der diese Kupferchen in Benjamins Buch gelegt hat? Sie schwiegen zwar alle, aber der Dieb verrieth sich durch seine Farbe, denn er wurde blutroth, und mußte es gestehen, sobald der Lehrer ernstlich in ihn drang.

Dafür wurde er hart bestraft. Benjamin lief aber vergnügt zum Vater, umarmte und küßte ihn, und sagte: tausend, tausend Dank, lieber Vater! daß du mich gelehrt hast, die Wahrheit reden. Ich hätte heute gewiß unschuldig Strafe leiden müssen, wenn

mein Lehrer nicht gewußt hätte, daß ich immer die Wahrheit redete.

Salzmann.

Regulus.

Attilius Regulus, ein Feldherr der alten Römer, befand sich in der Gefangenschaft der Karthager, des barbarischsten Volkes jener Zeit. Auf sein Ehrenwort entließ ihn der Feind mit dem Auftrag nach Rom zu gehen, um mit seinen Landsleuten über den Frieden und Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln. Er ging ab, überlegte aber bey sich selbst, daß, wie die Sachen dermalen standen, beydes, der Friede und die Auswechslung, seinem Vaterlande nachtheilig werden müßten. Er langte in Rom an, und trug dem Senate den Vorschlag der Karthager vor. Dieß war er seinem gegebenen Worte schuldig, allein Liebe zum Vaterlande vermochte ihn, beydes dem Senat zu widerrathen, und man befolgte seinen Rath. Nun aber bereitete er sich zur Rückkehr. Alles widerrieth ihm, dieß zu thun. Der Senat stellte ihm vor, er werde sich muthwillig Gefahren, vielleicht dem Tode selbst aussetzen; Regulus berief sich auf sein gegebenes Wort. Da fiel weinend seine Gattinn an sein Herz, schluchzend umfaßten geliebte Kinder seine Knie, was kindliche Liebe Zärtliches, was Thränen der Gattinn Rührendes haben, alles drang vereint auf sein Herz, um seinen Vorsatz zum Wanken zu bringen. Das

Herz des Helden wurde weich, aber fest und unerschüttert stand sein Entschluß, denn Regulus hatte sein Wort gegeben. Mit blutendem, zerrissenem Herzen schied er von allem, was ihm theuer und werth war, von Vaterland, Freunden, Gattinn und Kindern; schied, um in Karthago den Tod zu leiden, der er voraussah, und der ihm martervoll bereitet wurde.

Gruber.

Der wißbegierige Ernst.

Ernst, der Sohn eines Predigers nicht weit von Leipzig, war, wie alle Kinder, wißbegierig. Aber es war ihm nicht genug, daß er das, was geschehen war, erzählen hörte, er wollte Alles selbst sehen, hören und erfahren. Daher wanderte er fleißig auf den Feldern und Wiesen und im Walde herum, um die verschiedenen Pflanzen, die in derselben Gegend wuchsen, durch eigene Ansicht kennen zu lernen. Wenn er ein Saamenkorn von ausländischen Gewächsen bekommen konnte, so steckte er es in die Erde, um zu versuchen, ob es aufgehen würde, und wenigstens die Blätter desselben kennen zu lernen, wenn er es auch weiter nicht bringen konnte. Steine und Erdarten, Raupen, Schmetterlinge und andere Insekten trug er in Menge zusammen, und hob sie wenigstens so lang auf, bis sein Vetter, der ein Gelehrter in Leipzig war, seinen Vater besuchte. Von diesem ließ er sich die Benennung sagen, damit er sich nun die mancherley Arten besser merken konnte. Zu diesem Manne reiset

er auch fast alle Messen, um die fremden Thiere und andere Seltenheiten zu sehen, die dahin zur Schau, oder auch zum Verkauf gebracht wurden. Auch die Baukeleyen, die da gemacht wurden, sah er einmal mit an, um sich davon zu überzeugen, daß es Baukeleyen waren. Wo er ging und stand, da war er aufmerksam auf Alles, was um ihn her vorging; daher er fast alle Waaren zu nennen wußte, die auf der Leipziger Messe feil gebothen wurden. Und wenn weiter nichts Seltenes in Leipzig zu sehen war, so ging er in die Werkstätte der Handwerksleute und Künstler und sah ihnen zu, wie sie arbeiteten; arbeitete auch wohl, wo er konnte, selbst mit. Haltet ihr das für nützlich?

Nicht nur die gewöhnlichen Naturerscheinungen hatte er oft mit Aufmerksamkeit betrachtet; sondern auch, so oft er von einer ungewöhnlichen hörte, war er begierig, sie zu sehen, und, wenn er sich getraute den Ort mit seinen zwey gesunden Füßen zu erreichen, so ging er hin. Einst erzählten die Leute, daß eine Frau in der Vorstadt von Leipzig ein ungestaltetes Kind, welches man eine Mißgeburt zu nennen pflegt, zur Welt gebracht hätte, dessen Hände anstatt der Finger mit Krallen versehen wären. Ernst ruhte nicht eher, bis er Gelegenheit fand, das Kind zu sehen. Alsdann konnte er mit Gewißheit erzählen, daß es ein Kind wie andere Kinder war. Auch hatte er gehört, daß sich auf dem Todtenacker in der Mitternachtsstunde die verstorbenen Menschen sehen ließen. Deswegen blieb Ernst mehr als Ein Mal bis zur Mitternacht auf dem Todtenacker und versicherte hernach, daß er weder einen Todten noch einen Lebendigen gesehen hätte.

Er nahm sich vor, so weit zu reisen, als er könn-

er, sobald er erwachsen sein würde. „Da," sagte er, „da werde ich das Meer sehen und die großen Schiffe auf dem Meere, und feuerspeyende Berge und Wasserfälle und tausend andere Dinge, die man hier nicht zu sehen bekommt." Dabey freuete er sich so herzlich, als ob er alle diese Dinge schon vor den Augen hätte.

Seine Schwester, Klementine, tadelte ihn bisweilen darüber und meinte: Er brauche ja nicht nach allem selbst zu gehen; er könnte sich ja die Dinge, die er gern wissen wollte, beschreiben lassen, oder in Büchern davon lesen. Aber Ernst war nicht ihrer Meinung; „denn, sagte er, ich kann in drey Tagen kaum so viel beschreiben hören, als ich in einer Stunde sehe." Wer hatte hier wohl mehr Recht, der Bruder oder die Schwester?

Thieme.

Klementine.

Diese Klementine hatte eine große Begierde, Alles zu wissen, was andere Leute dachten, sagten oder thaten. Sie horchte daher gern an den Thüren, um zu erfahren, was die Leute in der Stube sprachen. Wenn einige Menschen beysammen standen, und mit einander redeten, so steckte sie gern ihr Köpfchen dazwischen, um auch Etwas von ihrem Gespräche zu hören, welches freylich nicht allemal gut aufgenommen ward. Sie durchsuchte gern alle Gemächer, alle

Schränke und Kästen, die nicht verschlossen waren. Nur wußte sie doch, was darin lag. Wenn ihr Bruder etwa einen Brief schrieb, so suchte sie allerley Vorwand, um ihn auf einige Augenblicke aus der Stube zu bringen, damit sie nur in seiner Abwesenheit lesen konnte, was er geschrieben hatte. Auch wenn sie zu fremden Leuten kam, und auf einem Tische irgend ein beschriebenes Papier liegen sah, so trat sie gern hin und las es. Haltet ihr das wohl für anständig und erlaubt?

So oft ihre Mutter Etwas gekauft hatte, ohne es ihr zu zeigen, oder in der Küche Etwas zubereitete, ohne ihre Tochter dazu zu nehmen: so ward diese dadurch so sehr beunruhiget, daß sie des Nachts nicht schlafen konnte. Ihr Bruder Ernst lachte oft darüber und sagte: „Sie würde noch an der Neugierde sterben.“ Klementine nahm das übel und warf ihm vor, daß er ja selbst neugierig wäre, indem er Alles sehen und hören wollte. „Nein!“ erwiederte Ernst, „du hast kein Recht, mir diesen Vorwurf zu machen; denn Dinge, die mich Nichts angehen, verlange ich nicht zu wissen. Wenn mir gleich die Mutter nicht Alles zu kosten gibt, was sie kocht und bäckt, das beunruhigt mich nicht. Unsere Nachbaren mögen laut oder heimlich mit einander reden: ich frage nicht darnach; und du, liebe Schwester, magst Neuigkeiten und Heimlichkeiten ins Haus tragen, so viel du willst: ich werde dich Niemals bitten, mir Eine zu erzählen. Aber, was in der Natur vorgeht, oder was die Menschen durch ihre Kunst und Geschicklichkeit hervorbringen, das geht mich an; das sind auch keine Heimlichkeiten: darum wünsche ich davon so viel zu sehen und zu hören, als möglich ist.“ Werdet

Ihr euch nun den Unterschied zwischen Neugierde und Wißbegierde wohl vorstellen können?

Thieme.

Die Wohlthätigkeit.

Wer in der That recht glücklich seyn, und auch seine Mitmenschen glücklich machen will, der muß sich bestreben, gegen andere immer so zu handeln, wie er wünscht, daß man auch gegen ihn handeln möchte. Laßt euch eine Geschichte erzählen, lieben Kinder, die euch Freude machen, und euch zeigen wird, wie Gott die Menschen belohnt, die so handeln, fromm und wohlthätig sind, und ihren Nächsten lieben.

In Schwaben liegt ein Schloß, welches wir Seelnberg nennen wollen; dort wohnte einmal ein reicher Graf, der einen einzigen Sohn hatte, den er außerordentlich liebte. Junker August, so hieß der neunjährige Sohn des Grafen, war ein munterer, arbeitsamer und gutherziger Knabe, der keine größere Freude hatte, als etwas zu lernen, den Armen wohlzuthun, und seinen Aeltern Freude zu machen. Weil nun August ein so vortreffliches Kind, und ein großer Freund von Reisen war, so wollte ihn sein Vater einst mit einer Freude überraschen. Er sagte ihm eines Morgens: August! Ich reise nach Augsburg und München, und du darfst mich begleiten! Noch

den nehmlichen Morgen fuhren sie ab. August klatschte in die Hände vor Freuden, als sie das Schloß aus dem Gesichte verloren hatten, und in die erste Stadt einzogen. Denn August hatte außer dem Schlosse seines Vaters noch keine Landschaft gesehen. Sie waren nun eine Tagreise vom Schlosse entfernt. Die Straße führte durch einen dichten Wald, und die Abenddämmerung war schon angebrochen. Als sie ungefähr in die Mitte desselben gekommen waren, geschah plötzlich ein Pistolenschuß und der Kutscher fiel todt vom Pferde herab. Sechs Räuber sprangen mit Pistolen und Degen in der Hand aus dem Gebüsche hervor, ermordeten den alten Grafen mit vielen Degenstichen, und schossen dem Bedienten eine Kugel durch den Kopf. Den armen August, der ebenfalls verwundet war, warfen sie auf die Leiche seines Vaters, und jagten mit Pferden und Wagen davon. August, war vor Schmerz, Betrübniß und Angst halb todt. Er wälzte sich hin und her, und bethete laut zu unserm guten Vater im Himmel, daß er ihn doch retten möchte. Ein armer Holzhacker, der im Walde wohnte, hörte diese klagende Stimme, und weil er immer gegen seine Nebenmenschen so handelte, wie er wünschte, daß man auch gegen ihn handeln möchte, so besann er sich nicht lange, sondern lief auf die Stimme zu, und fand den unglücklichen August. Er verband Augustens Wunde mit einem Tuch, und trug ihn auf dem Rücken in seine Hütte, die eine halbe Stunde davon im Walde lag. Franz, so hieß der Holzhacker, hatte sechs Kinder, die er mit seiner schweren Handarbeit kümmerlich ernährte. Aber er hatte sie gelehrt, mit Wenigem zufrieden zu seyn, und auch für die kleinste Gabe dem guten Gott zu danken. Deswegen na-

und sternhimmer munter und fröhlich, und glaubten sich bey einem Topf voll Milch glücklicher, als Könige und Fürsten.

„Hier bring ich euch noch einen Bruder, sagte Franz zu seinen Kindern, als er unsern August auf eine Bank niederlegte. O, lieben Kinder! Denket doch, wie unglücklich dieser Kleine ist! Die bösen Räuber haben seinen Vater erstochen, und er selbst wäre vielleicht in dieser Nacht vor Angst gestorben, wenn ich ihn nicht gefunden hätte. Ich will nun den armen Jungen bey mir behalten. Nicht wahr Kinder, ihr wollet ihn lieb haben, wie euern Bruder?“ Alle antworteten mit einem freudigen: Ja, von Herzen gern! Sie streichelten Augusts Wangen und Hände und sagten zu ihm: Sey nur zufrieden, Brüderchen, wir wollen dich ja lieb haben. Unser Vater ist ein guter Vater; er wird dich auch lieb haben! Mußt nicht weinen, bist ja bey uns!“

Indessen war auch Helene, Franzens Gattinn, mit einem Bündel dürren Holzes auf dem Rücken nach Hause gekommen. Franz nahm sie bey der Hand, und erzählte ihr die Geschichte des armen Augusts. „Herzlich gerne,“ sagte sie, „wollen wir das liebe Kind bey uns behalten. Wir haben ja gesunde Hände zur Arbeit. Es wird uns nie an Brod mangeln. Gott hat uns ja immer geholfen. Er wird uns ferner helfen. Wir wollen Ihm vertrauen, lieber Franz!“

August lebte nun in der Hütte des Holzhackers, und weil er von seinen Aeltern nie verzärtelt worden war, so gewöhnte er sich bald an die rauhe Lebensart, und die Unbequemlichkeiten dieser armen Leute. Er half seinem Pflegevater arbeiten, so viel seine schwachen Kräfte erlaubten, und am Abend erzählte er den

Kleinen Geschichten von guten Kindern, die arm, aber rechtschaffen waren, und dann glücklich und reich wurden, oder er lehrte sie unschuldige Spiele, oder sang ihnen schöne, lehrreiche Kinderlieder vor, die sie auswendig lernten. So ward August der Liebling dieser armen Familie, die ihr kümmerliches Brod so liebreich mit ihm theilte. Er vergaß bald seinen vornehmen Stand, und alle Bequemlichkeiten, die er auf dem Schlosse seiner Aeltern genossen hatte; aber das Andenken an seinen unglücklichen Vater und seine gute Mutter preßte ihm viel heiße Thränen aus. Dann tröstete ihn der fromme Franz, sprach ihm Muth ein, und versicherte ihn der Hülfe Gottes, der fromme und gute Kinder so väterlich liebt. Auch Augusts Mutter starb beynahe vor Gram über den Tod ihres lieben Gatten und den Verlust ihres einzigen Sohnes. Sie weinte Tag und Nacht, und schlich matter wie ein Schatten. Endlich glaubte sie, eine Reise würde vielleicht ihren Kummer und Gram erleichtern. Sie machte sich also auf den Weg; ehe sie aber weiter reiste, wollte sie noch den Platz besuchen, wo ihr Gatte ermordet worden war, um sich noch einmal satt weinen zu können. Sie kam an einem schwülen Mittag an diesen traurigen Wald. Gleich beym Anfang desselben sah sie einen kleinen schönen Knaben im Schatten einer Buche schlafen. Sie stieg aus — denn sie liebte die Kinder sehr — betrachtete den kleinen Schläfer mit Wehmuth, und dachte an ihren verlohrnen August. Der Kleine war Franzens Söhnchen, das hier in der Nähe Holz fällte. Heinrich, so hieß er, erwachte. Die Gräfinn nahm ihn auf den Schooß, herzte und küßte ihn. Indessen war Franz selbst herzu gekommen. „Hört, sagte die Gräfinn zu ihm, ich bin reich;

und habe kein Kind. Ueberlasset mir diesen Kleinen. Ich will ihn erziehen, einen braven Mann aus ihm machen, und für sein Glück sorgen. Er soll mein Kind seyn!" Franz drückte der Gräfinn die Hand. „Was Sie mir da sagen, wär' alles recht und Dankes werth. Aber meine Kinder haben, Gott Lob! noch einen Vater, der arbeiten, und ihnen Nahrung, so viel Gott beschert, geben kann. So lang ich lebe, sollen sie bey mir bleiben, und brave, fleißige Bauern werden. Also — meinen Heinrich kann ich Ihnen nicht geben. Aber ich habe — noch ein Kind zu Hause, das nicht so ganz mein ist, wenn ich's gleich so lieb habe, als mein eigenes. Das arme Würmchen hat seinen Vater verlohren, und da hab' ich es zu mir genommen. O es ist ein schönes, braves Kind! Nehmen Sie dieses an Kindesstatt auf, und Gott wird Sie dafür segnen."

„Und wer ist denn der Kleine?" fragte die Gräfinn. „Zeiget ihn mir!"

„Hah! Dort kömmt er mit meiner Lene hergesprungen."

Die Gräfinn fiel beynahe in Ohnmacht, denn der Kleine, der an Helenens Hand auf sie zukam, war ihr — August! Er erkannte seine gute Mutter, und fiel ihr um den Hals! Sie weinten Thränen der Freude zusammen, und auch dem rechtschaffenen Holzhacker flossen Thränen über die braunen Backen herunter.

Nun ließ die Gräfinn nicht nach, bis ihr Franz versprach, mit Helenen und seinen Kindern zu ihr nach Steinberg zu ziehen, und bey ihr und ihrem August zu leben und zu sterben. Er schenkte seine Hütte, sammt dem ganzen Hausgeräth, einem andern armen Holzhacker, der ihn bisher gehaßt hatte. Denn der

Rechtschaffene hat seine größere Freude, als seinen Feinden Gutes zu thun. Franz zog nun auf das gräfliche Schloß, aber nicht, um müßig zu gehen, sondern zu arbeiten, ob er gleich bisher nicht sehr müßig gehabt hätte, weil ihn die Gräfinn mit allem reichlich versorgte. Franzens Kinder ließ die Gräfinn wie ihre eigene erziehen. Sie wurden wackre Handwerksleute, fleißig und frömm, wie ihre Eltern. Hingegen vergaß die Wohlthaten seiner guten Pflegeltern nie. Er liebte sie wie ein Kind, und als sie starben, drückte er ihnen die Augen zu.

Die Räuber und Mörder des alten Grafen, die in ihrer Jugend ungehorsame, unfleißige, gottlose Kinder gewesen waren, wurden bald nach ihrer Mordthat gefangen genommen, und hingerichtet.

Armbruster.

Beyspiele von wohlthätigen Menschen.

Ein gewisser Ritter in England nahm, von seinem vierzigsten Jahr an, alle Jahr einige arme Kinder zu sich, um dieselben zu erziehen. Da er sechzig Jahr alt war, schrieb er an einen seiner Freunde, daß er nun das ein und vierzigste Kind annehmen, und alle Jahre so fortfahren wolle. Denn ich glaube ganz gewiß, schrieb er, daß ich weniger Güter und weniger Jahre hätte, als ich durch Gottes Gnade habe, wenn ich mich durch Geiz hätte verleiten lassen, gegen

so arme Verwandten unbarmherzig zu sehen.

In Magdeburg wickelte jemand das Geld, das für einige Gerichte bey einem Abendessen noch ausgegeben werden sollte, zusammen, schickte es an einen der Verfasser des Wohlthäters, und sprach zu seiner Ehegattinn: Dafür können manche Hungrige sich Brod kaufen. Wir mit unsern Freunden haben schon überflüssiges Gutes.

Ebenfalls daselbst nahm eine Frau das Geld, welches sie sich zu einem Kleide erspart hatte, und ließ dafür einige arme Waisen kleiden.

Ein vornehmer Herr kam vor einigen Jahren im härtesten Winter zu einem der reichsten Kaufleute in Paris. Er verwunderte sich sehr darüber, daß er in keinem seiner Zimmern Tapeten fand, da er doch ein so reicher Mann sey. Er fragte ihn, warum er die Wände nicht mit Tapeten beschlagen ließe, da sie doch im Winter wärmer hielten? Der rechtschaffene Kaufmann führte ihn in ein Zimmer, in welchem eine verunglückte Familie wohnte, und von ihm ernähret wurde. Sehen Sie, antwortete er, diese Elenden, die ich lieber als meine Wände bekleide!

Lord Baltimore hatte seine Reise durch Arabien geendigt, und kam nach Lindau am Bodensee. Die Gegend gefiel ihm so sehr, daß er sich entschloß, daselbst zu bleiben und sich ein Gut zu kaufen.

Verschiedene Güter wurden ihm angeboten und von ihm besichtigt. Alle lagen in einer sehr angenehmen, schönen Gegend, und er durfte sich nur das schönste aussuchen. Zuletzt führte man ihn noch auf ein Gut, das nicht so angenehm lag, und nur ein kleines verfallenes Haus hatte. Es war ein Lehtheil armer Waisen, von ihrem Vater unter der Bedingung ihnen hinterlassen, daß sie es nicht verkaufen sollten. Dennoch waren einige Grundstücke davon schon in fremde Hände. Als der Lord dieß hörte, daß er sein Verlangen, in der reitzendsten Gegend und auf dem besten Gut zu wohnen, fahren, und folgte der besseren Begierde wohlzuthun. Er wählte das Gut der armen Waisen, bauete das Haus, verbesserte die Wirthschaft, und kaufte die Aecker und Wiesen, welche verkauft waren, wieder an sich; blieb einige Jahre auf dem Gute, darauf zog er weg, und übergab alles umsonst den armen Waisen.

Ein gewisser Prinz wurde nach seines Vaters Tode König, und fing die Regierung mit lauter Wohlthaten an. Einer seiner geheimen Räthe that ihm die Vorstellung, daß er die Schätze, daran seine Vorfahren so lange gesammelt hätten, durch eine allzugroße Freygebigkeit nicht zerstreuen möchte.

Allein der junge König gab ihm zur Antwort: „Gott hat mir diese Reichthümer nicht deswegen anvertrauet, daß ich sie bewahren, sondern daß ich sie zum Guten gebrauchen, und meinen Unterthanen damit helfen soll.“

Hedderich.

Sophie,

oder

die Gefahren der Zerstreuungssucht.

Gestützt auf seinen rechten Arm, saß Raffner, ein Juwelenhändler, in einem Winkel seiner Stube, und brütete über einem Vorhaben, gegen welches sich anfangs sein Herz empörte, das ihn aber, nach seiner Meinung, nur noch allein retten konnte. Ein Verbrechen war es, das er begehen sollte. Er schwankte, und konnte lange zu keinem festen Entschlusse kommen. Von der einen Seite schreckte ihn der Gedanke an die Verletzung der Pflicht, und an die Gefahren, die damit verbunden waren; von der andern Seite schwebte ihm lebhaft die große Verlegenheit vor, in der er sich befand, Schande und Spott, die ihm bevorstanden.

Er sprang von seinem Sitze auf, ging ein Paar Mal in der Stube auf und ab, setzte sich dann wieder, senkte sein sorgenvolles Haupt auf beyde Hände, und klagte seine Frau als die Urheberinn seines Unglücks an. Ich Unglücklicher, sagte er, wie ruhig und froh könnte ich leben, wenn mir ein häuslicheres Weib zu Theil geworden wäre. Alles, was in meinen Kräften stand, habe ich gethan, durch erlaubte Mittel mein Vermögen zu erweitern, und meine äußerliche Lage so zu verbessern, daß ich hoffen konnte, auch im Alter sorgenlos zu leben. Aber konnt' ich denn bey aller meiner Bemühung etwas zurücklegen? O ihr Weiber, die ihr von Häuslichkeit nichts wißt, die ihr in die Welt hineinlebt, als wenn eure Geldquellen

unversiegbar wären, o ihr fühlt es nicht, wie ihr nicht nur dem Manne das Leben verbittert, sondern ihn auch leicht durch eure Verschwendung und Zerstreuungssucht zu Schritten verleitet, die ihm den Frieden der Seele rauben, und ihn mit seiner Familie unglücklich machen! O Sophie! Sophie! wie hab' ich dich geliebt! mit welchem Vertrauen dich zu meinem Weibe gewählt! Unselige Liebe, unglückliche Wahl!

Raffner hatte Recht, so zu klagen. Sophie, seine Frau, machte ihn unglücklich. Von wohlhabenden Eltern gebohren, war sie schon in ihrer zarten Jugend zu einem bequemen, üppigen Leben gewöhnt, setzte sie schon als ein kleines Mädchen fast alle ihre Wünsche durch, und wuchs mit den Jahren auch in ihrem Eigensinne, und dem gefährlichen Hange zur Zerstreuung.

Ihre Eltern sahen ihr zu sehr nach, sie liebten selbst das geräuschvolle, gesellschaftliche Leben leidenschaftlich, stellten häufig große Gastereyen an, schwärmten Tage lang außer dem Hause in zerstreuenden Gesellschaften herum, und glaubten für ihre einzige Tochter nicht besser sorgen zu können, als wenn sie dieselbe mitnahmen, und an allen Lustbarkeiten Theil nehmen ließen. Sie wird, hieß es, einmal auch auf einem großen Fuße leben, und muß daher schon frühzeitig mit dieser Lebensart bekannt gemacht werden.

Sophien gefiel dieses Leben ungemein wohl. Ihr ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie sie am meisten gefallen, und die andern Mädchen der Stadt verdunkeln könne. Die Natur hatte ihr viel Schönheit und weibliche Anmuth, auch nicht gemeine Anlagen des Geistes geschenkt, aber diese vernachläßigte sie beynahe ganz, und verwendete ihre ganze Aufmerksamkeit bloß

auf jene. Mit ihrer natürlichen Schönheit doch nicht zufrieden, suchte sie dieselbe mit Hülfe der Kunst durch einen prächtigen Anzug, durch theure, ausländische Schminken u. dgl. m. zu erhöhen. Dieß kostete manche ansehnliche Summen, aber die Eltern gaben sie willig her, um die Tochter mit der guten Laune zu erhalten.

Mäßige Kenntniße erwarb sich Sophie und wenige, zum Wirthschaftsangelegenheiten bekümmerte sie sich vollends gar nicht, und blieb daher mit weiblichen Arbeiten fast ganz unbekannt. Ihr Leben glich einem beständigen Wintermarkte; sie schwärmte Tag und Nacht in fröhlichen Zirkeln herum, und lachte ihre Tante aus, die ihr gelegentlich Vorstellungen über ihre Verschwendung machte, und ihr darum sagte, daß aus ihr kein gutes Weib werden, und daß sie einmal leicht sehr unglücklich seyn könne.

Durch den mannigfaltigen Umgang Sophiens mit der feinen Welt, entwickelte sie sich bald zu einer äußerlichen Bildung; ihr Anstand war anständig, ihre Aussprache biegsam und wohltönend; die Worte, die ihr wie Honig aus dem Munde flossen, schön und gut gewählt; ihr ganzes Wesen empfindsam und einnehmend, und ihr höflichen Betragen überhaupt einladend und täuschend für den, der nur aufs Aeußere sah, und dem ein schärferer Blick ins Innere versagt war. Diejenigen, welche tiefer sahen, welche es wußten, worauf es bey dem Menschen eigentlich ankomme, und die das Talent hatten, Schein von Wahrheit zu unterscheiden, diese wurden freylich von Sophiens schimmernder Aussenseite nicht geblendet; sie gestanden ihr viel Anmuth zu, aber wünschten um so mehr, daß auch ihr Inneres der äußerlichen Bildung mehr entsprechen möchte.

Unglücklicher Weise ließ sich Kassius, der reichste Juwelenhändler des Landes, ein Mann vom besten Rufe, durch Sophiens einnehmendes Aeußere täuschen, und trat mit ihr in eine eheliche Verbindung. Sie währte nicht lange, so fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er sah Sophien, wie sie war, er blickte in ihr mehr eine niedliche Puppe, als ein edles, liebenswürdiges Weib, und bereuete seine Wahl.

Hatte Sophie als Mädchen großen Aufwand gemacht, so machte sie ihn als Frau, der ein beträchtliches Vermögen zu Gebothe stand, noch mehr. Da mußten die kostbarsten Möbeln angeschafft, eine glänzende Equipage gehalten, der Tisch mit den theuersten, leckersten Gerichten besetzt, kostspielige Gastmähler gegeben, und Tag und Nacht in Gesellschaft hierumgeschwärmt werden.

Zum Unglück war in der Stadt, wo Kassius wohnte, der Hang zu geselligen Zerstreuungen, in den höhern Ständen besonders, auf den höchsten Grad gestiegen. Die Damen nahmen so gut wie ihre Herren Theil daran, und spielten dabey die Hauptrolle. Da gab es eine Sonntagsgesellschaft, eine Dinstagsgesellschaft, einen Theezirkel, der sich Donnerstags versammelte, einen Leseklubb, der drey Mal in der Woche beysammen war, ein Freytagskränzchen, und noch ein Paar andere Gesellschaften, bey deren Errichtung man die besten Absichten hatte, denen aber der Erfolg nicht entsprach. Denn gewann gleich der gesellschaftliche Ton und die äußere Bildung dabey, so hatte doch die dadurch begünstigte Zerstreuungssucht von der andern Seite ihre überwiegenden Nachtheile. Die Männer versäumten ihre Berufsgeschäfte, wurden durch den häufigen Umgang mit Weibern, und das

nachgiebige, galante Betragen gegen dieselben, weibisch und schwach, verwendeten auf die Erziehung der Kinder nicht die nöthige Sorgfalt, und hatten eine Menge unnöthiger, oft sehr beträchtlicher Ausgaben.

Auf die Weiber wirkte es noch nachtheiliger. Sie verlohren allen Sinn für die stillen, reinen Freuden des schönen Familienlebens, ließen ihre häuslichen Angelegenheiten in Unordnung gerathen, und ihre Kinder ohne mütterliche Pflege! suchten einander in Pracht und Aufwand zu übertreffen, und griffen die Kassen ihrer Männer an, lebten nicht für diese, sondern für die Welt und ihre Eitelkeit, nährten ihre Spott- und Tadelsucht, und beförderten durch dieses alles ihr und ihrer Familien Verderben.

Sophie diente der ganzen Stadt zum redendsten Beweise davon. Ihr Streben, immer und überall die Hauptrolle zu spielen, raubte ihr so viel Zeit und Nachdenken, daß sie dabey alle ihre Pflichten als Hausfrau, Gattinn und Mutter vernachläßigen mußte. Ihr Putz lag ihr Tag und Nacht im Sinne. Wollte Raffner sich einmal mit ihr unterhalten, so fand er sie entweder bey ihrer Toilette beschäftigt, oder mit Putzhändlerinnen und Putzmacherinnen in Unterhandlungen, oder nicht zu Hause, oder bey übler Laune; dann mußte es sich der gute Mann gefallen lassen, auf sein Zimmer zurück zu kehren, und sich selbst stumm zu unterhalten.

Oft traf es sich, daß Sophien in Gesellschaft nicht genug Weihrauch gestreut, ihre Reitze nicht laut genug bewundert, oder wohl gar andere Damen ihr vorgezogen wurden. Dieß konnte sie in hohem Grade verstimmen. Mürrisch kehrte sie dann nach Hause zurück, tadelte alles, was ihr aufstieß, machte den Hausleu-

zu ein böses Gesicht, und fuhr selbst den Gatten, der mit Liebe ihr entgegen kam, hart an, kurz, ihre böse Laune wurde ihr und allen, die sie umgaben, zur drückendsten Pein. Ihre häuslichen Angelegenheiten mußte sie fremden Leuten anvertrauen, die oft treulos waren, und nur sich zu bereichern suchten.

Sie kam mit einer Tochter nieder. Raffner wünschte, daß sie das Kind selbst stillen möchte. Dazu wollte sie sich aber durchaus nicht entschließen. Sie wäre keine Bauersfrau, meinte sie, und Raffner sah sich genöthigt, eine Amme anzunehmen. Zum Unglück war diese mit einer ansteckenden Krankheit behaftet, die auch das Kind bekam, und daran starb.

Ihr zweytes und letztes Kind, auch eine Tochter, wurde von der zerstreuungssüchtigen, unmütterlichen Mutter gleichfalls vernachläßigt, und ganz der Aufsicht einer leichtsinnigen Kindermagd anvertraut. Diese ließ es einmal aus dem Fenster fallen. Amalie (so hieß es) fiel sich zwar nicht todt, nahm aber einen bedeutenden Schaden. Die rechte Schulter war stark verrenkt, und Amalie bekam von diesem Falle einen Höcker. Die Mutter schämte sich des ausgewachsenen Mädchens, und betrug sich gegen die arme Amalie so, als wäre sie nicht ihre Tochter.

So sehr wurde Sophiens Herz durch den Hang nach Zerstreuung und gesellschaftlichen Lustbarkeiten verderbt. Die edelsten Gefühle wurden erstickt, und der schöne Sinn für häusliches Glück, das doch das schönste und reinste Glück des Lebens ist, ganz abgestumpft.

Raffner sah dieß, und sein Herz blutete; aber er hatte nicht Muth genug, der Lebensart seiner Frau Einhalt zu thun; er sah, daß die ganze Stadt (die wenigen Vernünftigen ausgenommen) ihm dieses übel

auslegen, und der Spott der ganzen Welt würde, daß seine Frau ihn einen Tyrannen schölte, und ihm sein Leben auf alle mögliche Art verbittern würde.

Mehrmals versuchte er, ihrem rasenden Aufwande Grenzen zu setzen, aber damit hörte auch der Hausfriede auf. Sophie fing an zu schmollen, ihm bittre Vorwürfe zu machen, und alles durch ihre böse Laune zu drücken. Wollte er Frieden haben, so mußte er alles beym Alten lassen. Als er einmal einen ihrer Wünsche, dessen Erfüllung mit einer Ausgabe von mehreren Tausenden verbunden war, durchaus nicht befriedigen wollte, fiel sie in eine Krankheit, die, wie sie sagte, ihr den Tod bringen würde. Der Arzt, der ihre Gemüthsart kannte, kam bald hinter die wahre Ursache dieser erdichteten Krankheit, und gab Raffinern lächelnd zu verstehen, daß er in dieser gefährlichen Krisis keinen der Wünsche seiner Gattinn abschlagen sollte, weil dieß ihr Uebel leicht verschlimmern könnte. Raffiner verstand ihn, befriedigte jenen Wunsch des eitlen Weibes, und Sophie ward — zum Erstaunen der ganzen Stadt — noch an demselben Tage wieder vollkommen gesund.

Die Bildung ihrer Tochter vernachläßigte sie ganz; zu ihrer heimlichen Freude starb Amalie in ihrem siebenten Jahre an den Folgen der Masern.

Zehn Jahre lang ging es in dem Raffinerschen Hause so fort; jetzt fing er es an zu spüren, daß wenn die Lebensart seiner Frau noch ein Paar Jahre so fortgehen sollte, er endlich zum armen Manne werden müsse. Er verhehlte ihr seine Besorgniß nicht, aber sie tröstete ihn mit der Hoffnung reicher Erbschaften, die ihr aber nie zu Theil wurden. Unglücklicher Weise brachen in einer Nacht Diebe in sein Gewölbe, und stahlen eine Menge der kostbarsten Juwelen. Der

Schade belief sich sehr hoch, und gab Russners Vermögensumständen einen großen Stoß. Und doch schränkte das verwöhnte Weib auch jetzt ihren Aufwand noch nicht ein.

Endlich kam es so weit, daß Russner, der vor einigen Jahren ein ansehnliches Vermögen besaß, nun in Schulden steckte, und einem schmählichen Bankerotte nahe war. Dieß schlug sein Herz sehr nieder. Er kannte seine Mitbürger, er wußte, daß sie es ihm übel genommen hätten, wenn er der Liederlichkeit und dem Aufwande seiner Frau Grenzen gesetzt hätte, und daß sie ihn doch jetzt, bey seinem Falle, mehr bespötteln und tadeln, als bedauern würden. Der Gedanke, der Gegenstand ihres Mitleids und Spottes zu werden, die Besorgniß, daß Sophie ihm nimmer mehr zur Last werden würde, dieß und andere Gedanken und Gefühle versetzten ihn in einen Zustand der Verzweiflung, machten ihn, den rechtschaffenen, aber etwas schwachen Mann, in der Tugend wankend, und brachten ihn endlich zu einem Entschlusse, der die Ruhe seiner Seele und das Glück seines Lebens auf ewig vernichtete.

Russner sank zum Betrüger herab. Er stellte falsche Wechsel aus, und verbesserte dadurch in etwas seine Lage. Allein die Rache der Gerechtigkeit blieb nicht lange aus. Sein Gewissen machte ihm über sein Verbrechen die bittersten Vorwürfe; er hatte nirgends Ruhe; immer schwebte der schreckliche Gedanke: daß er sich zum Betrüger herabgewürdiget habe, vor seiner Seele, und mehrmals war er im Begriff, an sich selbst zum Mörder zu werden. Sein melancholisches Wesen, das ihn von nun an, wie ein Gespenst, verfolgte, war jedermann auffallend, man sprach im Geheim davon,

und

und ahndete nichts Gutes. Nach einigen Monaten wurde der Betrug mit den Wechseln bemerkt; man stellte strenge Nachforschungen an, und kam dem Urheber glücklich auf die Spur.

Raffner merkte dieß, und entfloh eiligst aus der Stadt; allein man schickte ihm Steckbriefe nach; er wurde in Sachsen ertappt, und dem Gerichte, unter welches er gehörte, ausgeliefert. Vor Schaam außer sich, mehr todt als lebendig, wurde er durch einige Straßen seiner Vaterstadt geführt; alles drängte sich hinzu, um ihn zu sehen; der Pöbel warf mit faulen Eyern nach ihm; seine wahren Freunde beweinten sein Unglück; die übrigen gönnten es ihm und sagten: Er hätte sein Weib kürzer halten, und dem rasenden Aufwand der eitlen Närrinn bey Zeiten Grenzen setzen sollen.

Raffner war der unglücklichste Mann von der Welt, unglücklich besonders durch die Herz zerreissenden Vorwürfe, die ihm sein Gemüth machte. Der tiefste, finsterste Kerker war jetzt sein Aufenthalt. Seine Frau besuchte ihn ein einziges Mal, und kränkte den Unglücklichen durch harte Vorwürfe. Sie sey durch ihn, sagte sie, ins tiefste Elend gestürzt worden; durch sein Verbrechen habe er Schande und Spott über sie und ihre Familie gebracht, er werde dieß vor der Welt und vor Gott nicht verantworten können.

Raffner hörte diese Reden, die in sein Herz einschnitten, Anfangs geduldig an, endlich verlor er die Fassung, und wendete sich unwillig von der Nichtswürdigen. Freylich! freylich! sagte er in bitterm Tone, hätte ich mehr Mann seyn, und die eiteln Wünsche eines so unvernünftigen Weibes nicht befriedigen sollen. Freylich war es meine Pflicht, mein Elend mit Standhaftigkeit zu ertragen, und dabey rechtschaf-

sen zu bleiben. Aber du — böse Thörinn — ja du trägst doch einen großen Theil der Schuld, du hast mein Verbrechen und mein Unglück veranlaßt. Entferne dich aus meinen Augen, und laß mich allein für meine Thorheit und mein Vergehen büßen.

Die Nichtswürdige entfernte sich, und verließ den Tag darauf die Stadt. Raffnern verurtheilten die Gesetze zu dreyßigjähriger Zuchthausstrafe; auch mußte er drey Tage nacheinander, an jedem drey Stunden, am Pranger stehen.

Er überlebte nicht das zweyte Jahr seiner Strafe, sondern starb vor Gram und Verzweiflung. Oft soll er, wenn der Gefängnißwärter ihn besuchte, ausgerufen haben: Männer, hütet euch vor Weibern, die die Zerstreuung lieben, und keinen Sinn für das stille häusliche Leben haben! Sie machen euch unglücklich! Und habt ihr Töchter, o so gewöhnt sie, wenn euch ihr und euer Wohl am Herzen liegt, frühzeitig an eine eingezogene, stille Lebensart! Verwahret sie vor dem Gifte der Eitelkeit und des üppigen Lebens, und verwöhnt sie nicht durch eine zu große Nachsicht und Befriedigung ihrer oft sehr thörichten Wünsche!

Sophie schlug sich einige Jahre in der Welt herum. Da sie nichts verstand, was man von einer geschickten, würdigen Frau zu verlangen berechtigt ist, so konnte sie nirgends ein festes Unterkommen finden. Sie trieb sich im Elende herum, und verlor endlich ihren Verstand. An einem trüben Apriltage zogen einige Fischer aus dem Rheine eine todte Frau heraus. Nach einer gerichtlichen Untersuchung ergab es sich, daß es Sophie war. Wahrscheinlich hatte sie sich in ihrem Wahnsinne in den Fluß gestürzt. Man begrub

sie im Stillen, und keine Thräne floß auf ihren Grabeshügel.

Ihr Töchter Deutschlands, euch zur Warnung erzählte ich diese Geschichte. O vermeidet schon in eurer Jugend Sophiens Irrwege; der üble Ton der Welt reiße euch nicht hin, raube euch nicht den schönen, liebenswürdigen Sinn für stille Tugend und die sanftern Freuden des eingezogenen, häuslichen Lebens. Edle Kräfte liegen in euch, bildet sie sorgfältig aus, und werdet, was in den ältern Zeiten so viele deutsche Frauen waren, werdet Beglückerinnen rechtschaffener Familien.

Glatz.

Alphabetisches Register

über die zwey Bände des Werks.

(Die Römische Zahl I. zeigt den ersten, II. den zweyten Band, die Arabischen Zahlen, die Seite an.)

		Seite
Abhärtung. Von Salzmann.	I.	25
Angewohnheiten (böse). V. Glatz.	I.	32
Anmaßlichkeit. Das anmaßliche Mädchen. V. Glatz.	I.	38
Anmuth und Freundlichkeit. Röschen. V. Glatz.	I.	44
Anständigkeit u. Sittsamkeit (äußerliche).		
1. Bey Tische muß man sich anständig betragen. V. Glatz.	I.	54
2. Emilie. V. Glatz.	I.	59
Arbeitsamkeit.		
1. Ehrlichs Familie. V. Thieme.	I.	71
2. Vortrefflichkeit der Arbeitsamkeit. V. Karoline Rudolphi.	I.	73
3. Die arbeitsame Familie. V. Salzmann.	I.	75
Vergleiche Fleiß		
Armuth.		
1. Armuth macht nicht unglücklich. V. Salzmann.	I.	91
2. Der arme Richard Wittington. V. Glatz.	I.	96
Argwohn.		
1. Der ungegründete Argwohn.	I.	106

Seite

2. Peter Herz. V. Loffius. . . . I. 108

Vergleiche Vorsichtigkeit im Urtheilen und Verurtheilen.

Artigkeit. V. Glatz. . . . . I. 129

Aufmerksamkeit.

1. Carl u. Jürgen. V. Campe. . . I. 134

2. Klaus u. Carl. V. Rochow. . . I. 135

Aufrichtigkeit. Der aufrichtige Carl. V. Thieme. . . . . I. 137

Bedachtsamkeit. Siehe Vorsichtigkeit, Unvorsichtigkeit u. Unbedachtsamkeit.

Beharrlichkeit.

1. Demosthenes. . . . . I. 139

2. Wenn man sich bessern will, muß man fest in seinen Entschlüssen seyn. V. Claudius. I. 140

Vergleiche Beständigkeit.

Beherrschung seiner selbst.

1. Beherrschung seiner selbst. . . I. 147

2. Engelmann, oder man muß sich frühzeitig beherrschen lernen. V. Löhr. . . I. 150

Bequemlichkeitsliebe. Christian. V. Thieme. . . . . I. 152

Bescheidenheit.

1. Das bescheidne Lottchen. V. Salzmann. I. 154

2. Beyspiele der Demuth und Bescheidenheit. V. Feddersen. . . . . I. 156

Vergleiche Unbescheidenheit.

Besonnenheit. Pauline und Hannchen. V. Glatz. . . . . I. 160

Besserung.

1. Der Jüngling, der seinen Fehler erkannte u. sich besserte. V. Feddersen. . . I. 167

2. Judith. V. Glatz. . . . . I. 168

Vergleiche Reue.

		Seite
Beständigkeit.		
1. Christian. V. Salzmann.	I.	179
2. Melchior. V. Salzmann.	I.	181
Vergleiche Beharrlichkeit.		
Betrug. Das arme betrogene Mädchen. V. Salzmann.	I.	186
Bosheit. Bösartigkeit.		
1. Der Jude Ismael. V. Louise Mepnier.	I.	197
2. Rosamunde. V. Glatz.	I.	206
Billigkeit. Der billige und ehrliche Obsthändler. V. Löhr.	I.	228
Charakter. (fester, redlicher) Thomas Morus.	I.	229
Dankbarkeit.		
1. Die dankbare Louise. V. Glatz.	I.	234
2. Dankbarkeit gegen Wohlthäter.	I.	240
3. Dankbarkeit gegen Gott.	I.	244
4. Dankbarkeit gegen Aeltern:		
a. Kindliche Dankbarkeit. V. Glatz.	I.	246
b. Der Page.	I.	249
5. Dankbarkeit gegen Lehrer. V. Glatz.	I.	251
Vergleiche Undankbarkeit.		
Demuth. Siehe **Bescheidenheit.**		
Dienstbothen.		
1. Wie nützlich das Gesinde sey. V. Becker.	I.	255
2. Der treue Bediente.	I.	258
3. Eine brave Dienstmagd.	I.	262
Dienstfertigkeit. V. Glatz.	I.	264
Vergleiche **Gefälligkeit.**		
Ehre. (die, wahre) Worin besteht die wahre Ehre? V. D. Sft.	I.	271
Ehrfurcht.		
1. Ehrfurcht gegen Aeltern. V. Feddersen.	I.	279
2. Ehrfurcht gegen Alte. V. Feddersen.	I.	280
3. Ehrfurcht gegen Lehrer. V. Claudius.	I.	282

Seite

Ehrgefühl (wahres). V. Claudius. I. 286

Ehrgeiz. (übertriebener.) Bernhard Roland. V. Glatz. . . . . I. 288

Ehrlichkeit.

1. Die ehrliche Frau. V. Gruber. . I. 306
2. Der ehrliche Bauer. . . . I. 308
3. Ehrlichkeit bey großer Armuth. . I. 313
4. Der ehrliche Knabe. V. Starke. . I. 314

Eigendünkel. V. Claudius. . I. 318

Eigennutz. Malchen. V. D. Sft. . I. 325

Vergleiche Uneigennützigkeit.

Eigensinn. V. Armbruster. . . I. 332

Eitelkeit.

1. Die eitle Sibylle. V. Thieme. . I. 333
2. Die eitle Aurelie. V. Glatz. . . I. 334

Eintracht.

1. Friede und Eintracht ist immer besser als Haß u. Prozesse. V. Salzmann. . I. 340
2. Carl und Henriette. V. Glatz. . I. 344

Enthaltsamkeit. Wie übt man sich in der Enthaltsamkeit? V. Glatz. . . I. 355

Vergleiche Mäßigkeit u. Beherrschung seiner selbst.

Entschädigung. (Ersetzung des zugefügten Schadens). V. Glatz. . . . I. 357

Empfindlichkeit. Die empfindliche Lotte. V. Glatz. . . . . I. 360

Empfindeley. Molly und Fanny. V. Glatz. . . . . I. 365

Faulheit.

1. Traurige Folgen der Faulheit. V. Salzmann. . . . . I. 372
2. Faulheit u. Fleiß. V. Löhr. . . I. 374

Feindesliebe.

1. Der brave Bauer. V. Glatz. . . I. 376

		Seite
2. Der brave Indianer.	I.	390
Vergleiche Großmuth.		
Flatterhaftigkeit.		
1. Schnellfuß. V. Campe.	I.	392
2. Kilian. V. Salzmann.	I.	393
3. Der flatterhafte Ernst. V. Glatz.	I.	394
Fleiß.		
1. Beyspiele des Fleißes. V. Zedderseu.	I.	399
2. Omar. V. Gruber.	I.	401
Vergleiche Arbeitsamkeit.		
Folgsamkeit. Wilhelm u. Christian.	I.	407
Vergleiche Gehorsam.		
Freundlichkeit. Siehe Anmuth.		
Freundschaft.		
1. Olivier u. Felix.	I.	409
2. Die Freundschaft. V. Kleist.	I.	414
3. Die Bürgschaft. V. Schiller.	I.	416
Furchtsamkeit.		
1. Töffel u. Lieschen. V. Weiße.	I.	421
2. Der furchtsame Hanns. V. Rochow.	I.	423
3. Man kann seine Furchtsamkeit ablegen. V. Löhr.	I.	424
Geduld.		
1. Man schadet sich durch Ungeduld. V. Salzmann.	I.	428
2. Geduld. V. Starke.	I.	430
Gefälligkeit.		
1. Philipp. V. Salzmann.	I.	436
2. Meta. V. Carol. Rudolphi.	I.	440
3. Folgen der Ungefälligkeit. V. Campe.	I.	443
Vergleiche Dienstfertigkeit.		
Gegenwart des Geistes.		
1. Geistesgegenwart. Palmblätter.	I.	446
2. Weiblicher Muth. V. Glatz.	I.	447

Seite

Gehorsam. Der bestrafte Ungehorsam. B. Salzmann. . . . . I. 449

Geiz.

1. Der Geizhals Veit. B. Campe. . I. 451
2. Der Geizhals Sylvius. . . I. 454
3. Der Geizhals Daniel Dancer. . . I. 455

Geistesgegenwart. Siehe Gegenwart des Geistes.

Gelassenheit. B. Claudius. . I. 464
Vergleiche Geduld.

Genügsamkeit. . . . . I. 465

Gerechtigkeit. (strenge) Brutus. B. Braun. . . . . I. 468

Gesinde. Siehe Dienstbothen.

Geschwätzigkeit. Siehe Plauderhaftigkeit.

Gesundheit.

1. Herr Oront u. seine Kinder. B. Salzmann. . . . . I. 471
2. Kunz u. der reiche Herr. B. Salzmann. I. 475
3. In der Jugend schon legt man den Grund zu einer dauerhaften Gesundheit. B. Claudius. . . . . I. 476

Gewissen.

1. Was doch das böse Gewissen thut. . I. 480
2. Erwachtes Gewissen. . . . I. 481

Gewissenhaftigkeit. Wer handelte gewissenhafter? B. Glatz. . . . I. 485

Grausamkeit.

1. Grausamkeit gegen einen Neger. B. Löhr. I. 489
2. Der grausame Thoms. B. Löhr. . I. 491
3. Wodurch wurde Thoms grausam? B. Löhr. I. 493

Grobheit. Siehe Höflichkeit.

Großmuth.

1. Großmuth gegen Feinde. B. Löhr. . I. 494

		Seite
2. Großmuth.	I.	495
Vergleiche Feindesliebe.		
Gutherzigkeit. Der gutherzige Wilhelm. V. Campe.	I.	495
Gut seyn. (Wer ist gut?) Klärchen. V. Glatz.	I.	498
Gutmüthigkeit. Siehe Gutherzigkeit.		
Habsucht. Siehe Eigennutz.		
Haß.		
1. Herrmann und Friedemann. V. Salzmann.	I.	501
2. Haß. V. Glatz.	I.	505
Vergleiche im I. B. Seite 340 die Geschichte Friede u. Eintracht ꝛc.		
Herzhaftigkeit.		
1. Die herzhaften Fischer. V. Feddersen.	II.	37
2. Gustav. V. Thieme.	II.	38
3. Wer war beherzter? V. Glatz.	II.	40
Heucheley.		
1. Ein Heuchler wird beym heiligen Abendmahl entdeckt.	II.	44
2. Der entdeckte Heuchler. V. Skolka.	II.	47
Hochmuth.		
1. Strafe des Hochmuths.	II.	54
2. Hochmuth kommt vor dem Fall.	II.	56
Höflichkeit.		
1. Caspar Merke.	II.	67
2. Der unhöfliche Handwerksbursche.	II.	68
Jähzorn. V. Glatz.	II.	70
Keuschheit. Bewahre Keuschheit und Unschuld.	II.	73
Lästerung. Siehe Verläumdung.		
Launenhaftigkeit. Das launische Mädchen. V. Glatz.	II.	77

Seite

Leben. Aufopferung deſſelben für andere. II. 83
Vergleiche Rettung andres in Gefahren.

Lebensart. V. Glatz. . . . II. 86

Leckerhaftigkeit. Adolph, das Leckermäulchen. V. Löhr. . . . . II. 90
Vergleiche Lüsternheit.

Lernen. Wie nöthig es ſey. . . II. 91

Lernbegierde. V. Thieme. . . II. 102

Leichtſinn.
1. Julie. V. Salzmann. . . . II. 105
2. Der arme Kanarienvogel. V. Salzmann. II. 109
Vergleiche die Geſchichte Hieronymus. II. B. Seite 298.

Liebe.
1. Gegen Aeltern.
a. Renate. V. Thieme. . . . II. 115
b. Außerordentliche kindliche Liebe. . II. 118
2. Gegen Stiefältern. (Dorchen und Lorchen.) V. Salzmann. . . . . II. 119
3. Gegen Geſchwiſter. (Brüderliche Liebe.) II. 123
4. Gegen Nebenmenſchen überhaupt. (Nächſtenliebe.) . . . . . II. 130
5. Gegen Feinde. Siehe Feindesliebe.

Lobſucht. V. Glatz. . . . II. 131

Lügenhaftigkeit.
1. Rudolph. V. Salzmann. . . II. 137
2. Die Lüge. V. Armbruſter. . . II. 138

Lüsternheit. Der lüſterne Knabe. V. Glatz. . . . . II. 139

Mäßigkeit.
1. Mäßigkeit. V. Thieme. . . II. 147
2. Beyſpiele von Mäßigkeit. V. Feddersen. II. 149

Mäßigung. Louischen. V. Löhr. . II. 154

Seite

Menſchlichkeit u. Menſchenfreundlichkeit.
1. Gegen Menſchen. (Der menſchenfreundliche Simpſon.) . . . . . II. 155
2. Menſchlichkeit gegen Thiere.
a. Der Gerechte erbarmt ſich auch des Viehes. . . . . II. 164
b. Der Thierquäler. B. Glatz. . II. 167
Mißtrauiſches Weſen. (Die Geſchwiſter.) B. Glatz. . . . . II. 179
Mitleid. (Rehala.) B. Halem. . II. 184
Müßiggang. Die Müßiggängerin. B. Glatz. . . . . II. 196
Muth.
1. Muth. B. Glatz. . . . . II. 201
2. Weiblicher Muth. . . . . II. 203
Naſchhaftigkeit.
1. Die Naſchhaftigkeit. B. Armbruſter. II. 209
2. Traurige Folgen der Naſchhaftigkeit. B. Campe. . . . . II. 210
Neid.
1. Peter Neidhart. B. Campe. . II. 211
2. Die neidiſche Karoline. B. Löhs. II. 213
Neugierde.
1. Die Neugierige. B. Armbruſter. II. 215
2. Die beſtrafte Neugierde. B. Sft. II. 216
Ordnung. B. Glatz. . . . . II. 229
Plauderhaftigkeit.
1. Die Geſchwätzigkeit. B. Armbruſter. II. 232
2. Pauline, oder traurige Folgen der Geſchwätzigkeit. B. Glatz. . . . . II. 234
Vergleiche Verſchwiegenheit.
Rachſucht. Die edelmüthige Rache. B. Claudius. . . . . II. 254
Vergleiche Feindesliebe u. Großmuth.

Seite

Rechthaberey. Der rechthaberische Wenzel. B. Thieme. . . . II. 264
Redlichkeit. Rechtschaffenheit. Siehe Charakter u. Ehrlichkeit.
Reichthum (an sich macht nicht glücklich). Der reiche Mann. B. Jakobs. II. 266
Reinlichkeit. Reinlichkeit geht vor Schönheit. B. Sft. . . . . II. 278
Religionstreue. Johann u. Theodor. II. 285
Rettung andrer aus Gefahren. Die Feuersbrunst. B. Glatz. . . II. 292
Vergleiche Leben.
Reue.
1. Hinonymus. B. Salzmann. . . II. 298
2. Die Besserung. B. Glatz. . . II. 302
3. Alfred von Willingen. B. Glatz. . II. 312
Vergleiche Besserung.
Sanftmuth. Nutzen der Sanftmuth. II. 331
Schadenfreude. B. Glatz. . II. 332
Schein (trügt).
1. Der Räuber. . . . . II. 337
2. Der Schein trügt. B. Glatz. . II. 341
Vergleiche Argwohn u. mißtrauisches Wesen.
Schmeicheley. Herr Spielberg. B. Löhr. . . . . II. 350
Sinnlichkeit. Traugott und Rosine. B. Thieme. . . . . II. 353
Sittsamkeit. Siehe Anständigkeit.
Sparsamkeit. Wie gut es sey, sparsam zu seyn. B. Rochow. . . . II. 354
Vergleiche Genügsamkeit.
Spielsucht. Philipp von Richmond. B. Glatz. . . . . II. 355

		Seite
Spottsucht. Die Spötterinn. V. Glatz.	II.	363
Stehlen. Gelegenheit macht Diebe. V. Sft.	II.	374
Stolz. Der stolze Konrad. V. Löhr.	II.	382
Vergleiche Hochmuth.		
Thätigkeit. Wilhelmine und Rahel. V. Thieme.	II.	385
Vergleiche Arbeitsamkeit.		
Theilnahme an fremden Leiden. Ehrenfels u. seine Schüler. V. Glatz.	II.	388
Vergleiche Mitleid.		
Trägheit. Siehe Faulheit.		
Trotz.		
1. Der trotzige Erich. V. Löhr.	II.	398
2. „O weh!" V. Glatz.	II.	401
Vergleiche Eigensinn.		
Trunkenheit.		
1. Unmäßigkeit. V. Glatz.	II.	402
2. Völlerey.	II.	406
Tugend.		
1. Regeln der Tugend.	II.	411
2. Freuden der Tugend.	II.	414
Unbedachtsamkeit. Der Unbedächtige. V. Armbruster.	II.	428
Vergleiche Unvorsichtigkeit.		
Unbescheidenheit. Philine. V. Glatz.	II.	429
Undankbarkeit.		
1. Undankbarkeit. V. Glatz.	II.	435
2. Empörender Undank.	II.	439
Vergleiche Dankbarkeit und der Jude Ismael. I. 197.		
Unglück. (Muth darin.)	II.	441
Uneigennützigkeit.		
1. Edle Uneigennützigkeit.	II.	446

Seite

2. Der brave Mann. V. Bürger. . II. 454
Vergleiche Eigennutz.
Unschuld. Hannchen, oder die verkannte Unschuld. V. Glatz. . . . . II. 458
Vergleiche Argwohn u. Keuschheit.
Unvorsichtigkeit.
1. Der unvorsichtige Knabe. V. Glatz. II. 474
2. Das unvorsichtige Kind. V. Salzmann. II. 481
Vergleiche Vorsichtigkeit und Unbedachtsamkeit.
Verführung. Siehe die Erzählung Alfred v. Willingen. II. 311.
Verläumdung.
Jungfer Eichhorst. V. Löhr. . . II. 482
Verschwendung.
1. Kunigunde. V. Salzmann. . . II. 484
2. Der Baron und der Bettler. V. Gruber. II. 486
Versöhnlichkeit.
Joseph. V. Campe. . . . . II. 487
Vergleiche Feindesliebe und Großmuth.
Versuchungen. (Man muß ihnen widerstehen).
1. Das ehrliche Kind. V. Salzmann. II. 489
2. Der Schornsteinfeger-Junge. . II. 493
Verschwiegenheit.
1. Das verschwiegne Kind. . . II. 495
2. Papirius. . . . . II. 496
3. Verschwiegenheit . . . II. 498
Vergleiche Plauderhaftigkeit.
Versprechungen (müssen gehalten werden.)
Narcisse u. Flore. V. Löhr. . II. 499
Vertrauen. Siehe unter Freundschaft die Erzählung: die Bürgschaft.
Verträglichkeit. Siehe Eintracht.
Verwegenheit. V. Glatz. . II. 500

Seite

Vorsichtigkeit (im Urtheilen und Verurtheilen.) Siehe Unschuld, Unvorsichtigkeit, Argwohn, der Schein trügt.

Wahrheitsliebe. Wahrhaftigkeit. Worthalten.

1. Gepfried. V. Thieme. . . . II. 503
2. Benjamin. V. Salzmann. . . . II. 505
3. Regulus. V. Gruber. . . . II. 508

Widerspruchsgeist. Siehe Rechthaberey.

Wißbegierde.

1. Der wißbegierige Ernst. V. Thieme. II. 509
2. Klementine. V. Thieme. . . II. 511

Wohlthätigkeit.

1. Die Wohlthätigkeit. V. Armbruster. II. 513
2. Beyspiele von wohlthätigen Menschen. Von Feddersen. . . . . II. 518

Zerstreuungssucht. Sophie, oder die Gefahren der Zerstreuungssucht. V. Glatz. II. 521

Zorn. Siehe Jähzorn.

Züchtigkeit. Siehe Anständigkeit und Keuschheit.

OCT 31 1944